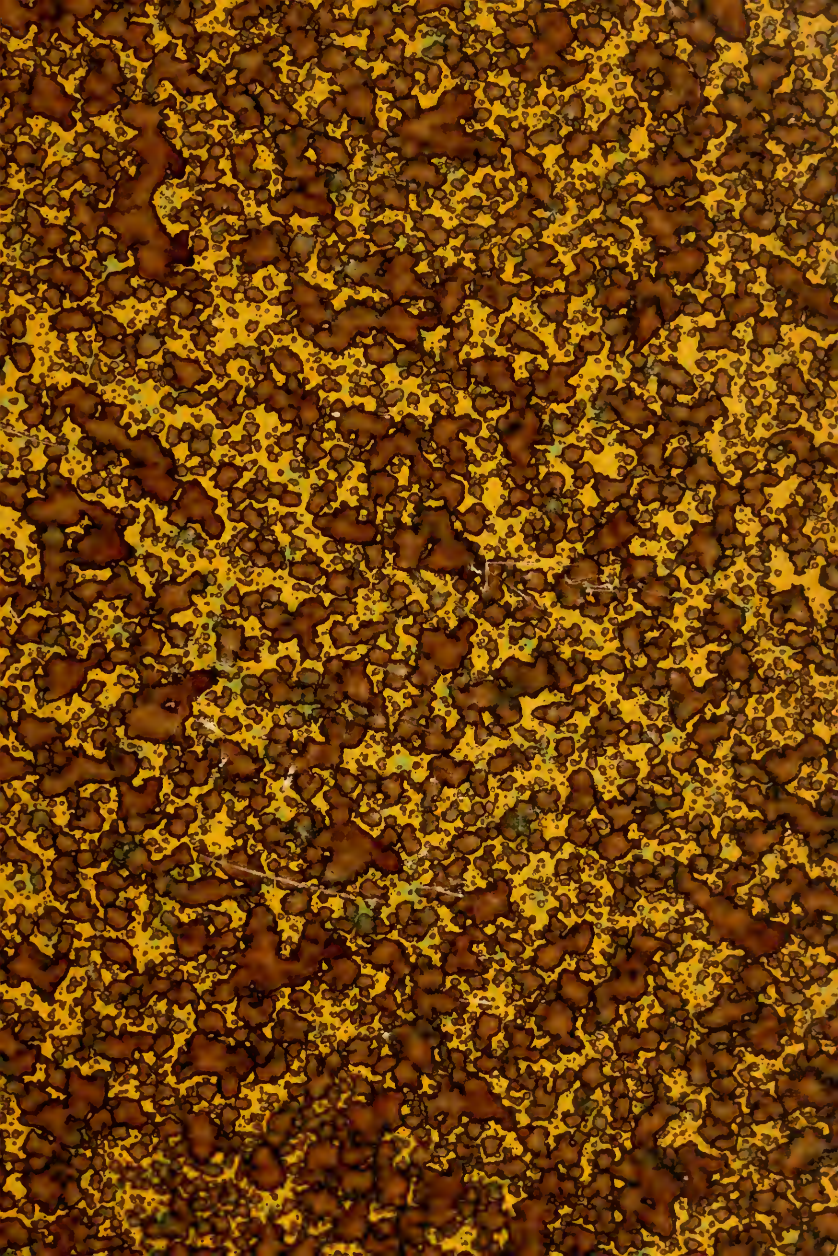








ARCHIV

FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN VON

ALOIS BRANDL UND OSKAR SCHULTZ-GORA



73. JAHRGANG, 138. BAND
DER NEUEN SERIE 38. BAND

BRAUNSCHWEIG UND BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON GEORG WESTERMANN
1919

Inhalts-Verzeichnis des 138. Bandes
der neuen Serie 38. Bandes

Abhandlungen

Kleinere Mitteilungen

Beurteilungen und kurze Anzeigen

Verzeichnis der bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften, mit folgenden kurzen Anzeigen:

Französisch

Provenzalisch

Portugiesisch

Varia

Dialog-Elemente des Ifflandschen Dramas.

Die beschreibende Literaturgeschichte ist — nicht mit Unrecht — gegenwärtig arg in Mißkredit geraten, namentlich dann, wenn sie sich mit rein statistischen Feststellungen begnügt, ohne die Resultate in Zusammenhang zu bringen, sei es, mit der Persönlichkeit des Verfassers als Mensch oder Dichter, sei es mit der literatur- oder kulturgeschichtlichen Bedeutung der Dichtungen als Gattung genommen. Es gibt nun natürlich weite Gebiete, auf denen die statistische oder die beschreibende Methode brauchbare und förderliche Resultate und Erkenntnisse hervorbringen wird. Insbesondere wird das der Fall sein, wo eine Gattung sich zur starren Form entwickelt hat und dann in der einzelnen Dichtung wie in der Gattung — unabhängig vom Verfasser, der hier als ein willenloses Werkzeug seiner Zeit und ihrer Tendenzen erscheint — ihr selbständiges Leben lebt. Gegenstand der Untersuchung für den Literarhistoriker bilden dann die Grundlagen, auf denen ein solches Produkt erwachsen konnte, die Zeit also und ihre Tendenzen in erster Reihe, das Produkt selbst aber, die Dichtung, wird in ihrer gattungsförmigen Gleichartigkeit am ehesten durch Beschreibung anschaulich gemacht werden.

Die Verfasser werden von diesem Gesichtspunkte aus zur Nebensache, da sie als gänzlich bedeutungslose Menschen vollständig unter dem Bann ihrer Zeit stehen und in ihrer Passivität kaum der Beachtung wert erscheinen. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß die Schöpfer der Gattung dieser summarischen Beurteilung nicht unterworfen sind, da das Rüstzeug der Persönlichkeit dazu gehört, wirkenden Zeittendenzen zum ersten Male Gestalt und Leben zu verleihen. Aber dann wirken die einmal gewonnenen Erkenntnisse weiter, und auf dem gebahnten Wege ergießt sich die namenlose Menge, indem einer den andern mit fortreißt, selbst in der Strömung unbewußt fortgerissen. Aufgabe jeglicher Geschichtschreibung aber ist es, Entstehung und Verlauf dieser Strömungen zu verfolgen, zu beschreiben und zu verstehen; zu verstehen in ihrer inneren Notwendigkeit, durch die sie aus der Zeit heraus geboren wurden. In diesem Sinne hat die Wissenschaft Begriffe geformt wie das Schicksals- oder das Familiendrama, den Abenteuerroman usw., bei deren Nennung unserem Bewußtsein ein Typus als Vertreter einer großen Menge von Individuen vorschwebt, die, obwohl sie von verschiedenen Erzeugern herstammen, doch ihre Zugehörigkeit zu einer großen Familie nicht verleugnen können. Die Verfasser allerdings, soweit sie als Dichter keine Individualitäten sind, werden bei derartigen Betrachtungen und Untersuchungen zur Nebensache, sind

sie ja bloß der Spiegel, in dem sich ein wenn auch nur kleiner Ausschnitt des Weltbildes reflektiert, das andere, ihm gattungsverwandte Individuen ergänzen — im Gegensatz zu jenen ganz Großen, die dieses Weltbild in sich tragen und es in ihrem Werk verkörpern, in ein immerwährendes Leben rufen.

Darum heißt unsere Wissenschaft aber auch Literaturgeschichte, um anzudeuten, daß die Literatur in ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt werden soll; in der geschichtlichen Entwicklung aber hat auch das Äußerliche, Unscheinbare und Unbedeutende als Vorläufer und Übergang nicht zu unterschätzende Wichtigkeit, insbesondere dann, wenn man den ästhetischen Standpunkt nicht zum alleinigen Forschungsprinzip erhebt.

Wie die Gattung, kann auch das Motiv oder der Typus zum Gegenstand literaturgeschichtlicher Betrachtung werden. Doch auch nur dann, wenn der Begriff Literaturgeschichte streng genug aufgefaßt wird. Das heißt, man wird sich auch hier nicht mit statistischen Feststellungen begnügen dürfen, sondern man wird das Motiv oder den Typus, z. B. das Naturkind, den Lovelace usw. in seinen Wandlungen aus dem Zusammenhang der ganzen Epoche betrachten müssen.

Der Wert einer motivengeschichtlichen Darstellung von den Anfängen einer Literatur bis zur Gegenwart oder auch unter Heranziehung anderer Literaturen hängt von der inneren Bedeutung des Motivs ab, welches vom allgemein geschichtlichen oder kulturgeschichtlichen Standpunkt aus eine solche umfassende Behandlung rechtfertigen muß (z. B. die Rückkehr des heimkehrenden Gatten).

Diese prinzipiellen Bemerkungen sind vielleicht nicht überflüssig einer Arbeit gegenüber, welche, wie die vorliegende — auf den ersten Blick wenigstens —, hauptsächlich jenen verpönten deskriptiven oder statistischen Charakter hat. Ich habe den Versuch gemacht, das Ifflandsche Drama — vertreten durch einige Repräsentanten dieser zahlreichen Familie — in seinen Elementen darzustellen. Das Familiendrama ist eine Gattung in dem oben angeführten Sinne, obwohl allerdings Iffland zu jenen Dichtern gehört, die nicht bloß ein passiver Spiegel sind, sondern ein gutes Stück Weltbild in sich tragen, also eine ausgeprägte Persönlichkeit ist. Das Familiendrama in seinen Elementen darstellen, heißt, seine einfachsten Bestandteile und ihre Eigenschaften aufzeigen. Nun kann die Arbeit allerdings nicht damit erledigt sein, einfach diese Eigentümlichkeiten des Dialogs — formale und stoffliche Eigentümlichkeiten — aufzuzählen. — Eines zwar wird auch mit solchen Untersuchungen erreicht, die auf dieser Stufe der Materialsammlung stehenbleiben: die genauere Kenntnis des Gegenstandes, die eine unerläßliche Voraussetzung für jede wei-

tere Erforschung tieferer Zusammenhänge bildet. Nach der Aufzählung der Elemente also, welche übrigens nicht äußerlichen Kategorien angepaßt, sondern auf induktivem Wege erschlossen wurden, wird es sich darum handeln, diese wieder miteinander in Zusammenhang zu bringen und die Eigenart des Bildes mit der Persönlichkeit des Autors und der Literatur seiner Zeit in Beziehung zu setzen.

Ifflands Dramen weisen eine gewisse Einförmigkeit auf. Man merkt kaum die aufsteigende Linie einer Entwicklung. Diese Einförmigkeit ist nicht bloß in den Stoffen und der Technik begründet, sondern auch im Stil. Nicht als ob der Verfasser nicht reich an Erfindungskraft gewesen wäre, aber so mannigfach auch auf den ersten Blick die Handlungen seiner Dramen erscheinen mögen, so wird eine nähere Betrachtung doch immer wieder dieselben Handlungsmotive und Stoffelemente erkennen. Der Umstand, daß die meisten seiner Dramen Familienstücke sind, ist auch die Ursache für die Einheitlichkeit der Grundmotive; und daß ein Element des Familienstückes die Rührung ist, erklärt anderseits die Gleichheit der Stoffelemente. Das Familienstück Ifflands als Rührstück bzw. das Rührelement als solches wurde bereits zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht. (Arthur Stiehler, Das Ifflandische Rührstück. Ein Beitrag zur Geschichte der dramatischen Technik. Theatergesch. Forsch., hg. von B. Litzmann. XVI. Hamburg und Leipzig, Voß, 1898. 8°. 157 S.) Diese Selbstbeschränkung des Stiehlerschen Buches legt es nahe, die Untersuchung auch auf andere Gesichtspunkte auszudehnen. Es ergeben sich dabei sowohl in stilistischer als auch in stofflicher Beziehung Eigentümlichkeiten, welche das Bild des Ifflandischen Dramas in verschiedenen Beziehungen ergänzen. Es wird sich darum handeln, die Elemente als solche zu erkennen, herauszuheben und zu gruppieren. Das Element des Dramas aber ist der Dialog; wir werden also stilistische und stoffliche Dialogelemente festzustellen haben.

I. Stilistische (formale) Dialog-Elemente.

1. Der Ergänzungs-Dialog.

Die äußere Entwicklung des Dialogs spielt sich oft in der Weise ab, daß die Reden der Teilnehmer einander ergänzen, so daß oft ein Satz in mehrere Teile zerlegt erscheint, die man unter Weglassung der verschiedenen daran beteiligten Sprecher wieder vereinigen kann:

1. a) Minister: Ein freundlicher Abend —
Mme. Siward: Durch Ihre Güte —
Sekretär: — und das Bewußtsein. (Leichter Sinn V, 14.)

2. b) Dem. Ripping: Um nun nicht hin und her gezogen zu werden —
Schab: Wie durch verfängliche Billetts des Herrn Ralling hätte geschehen sollen —
Dem. Ripping: — dem wir aber zu klug sind und unaufgehalten weitergehen —
Schab: — erscheinen wir hier zur Stelle und ersuchen für unser stattliches Anerbieten um die abschließliche, letzte Erklärung usw. (Der Oheim IV, 16.)

Diese Art von ergänzendem Dialog ist nicht mit der Stichomythie zu verwechseln, bei der die Gedanken meist in allgemeiner, immer aber in möglichst prägnanter und, was hier wichtig ist, in sich abgeschlossener Form ausgedrückt werden. Der ergänzende Dialog ist aber allerdings häufig mit der Stichomythie insofern verwandt, als auf diese Weise gleichfalls entgegengesetzte Ansichten zutage treten, nur daß die beiden Personen einander ins Wort fallen. Scheinbar ergänzen sich dann die Bestandteile des Dialogs, während tatsächlich dadurch die Gegensätze um so schärfer hervortreten.

3. a) v. Posert: Ich bekomme von Euch —
Herr v. Wallenfeld: Keinen Heller. Bei Gott, nicht einen Heller. (Der Spieler I, 11.)

4. b) Herr v. Wallenfeld: Nimmermehr. Ich bleibe hier und halte aus.
v. Posert: Das Gefängnis?
Herr v. Wallenfeld: Das Gefängnis —
v. Posert: Die Schande?
Herr v. Wallenfeld: — überwinde ich mit der Ehre, Euer Anerbieten ausgeschlagen zu haben. (Der Spieler I, 11.)

5. c) Sekretär: Hunger und Kummer sind —
Herr v. Wallenfeld: — erträglicher als sein Almosen und Ihr Mitleid. (Der Spieler II, 6.)

6. d) Walsing: Ein Gemälde? Von wem?
Ruhberg (bewegt): Von mir.
Walsing: Recht! (Sieht es gerührt an.) Wie wir uns zuerst trafen, Ruhberg, und ich — draußen — an dem Scheidewege da — von —
Ruhberg: Ruhe und Verzweiflung! (Reue versöhnt I, 5.)

7. e) Karoline: Ich konnte erwarten, Umgang und Kenntnis meines Herzens hätten Sie fast davon überzeugt —
Major (bitter): — daß Karoline wüßte, was gekränkte Ehre einem Mann von Ehre ist. (Reue versöhnt III, 8.)

8. f) Hofrat: Nicht doch! Acht Tage Bedenkzeit kühlen ab. Was dann geschieht, ist —
Thomas: Schwächlich. (Wohin? IV, 5.)

Manchmal ergänzen die Dialogteile einander auch derart, daß eine Übereinstimmung der Meinungen damit um so klarer hervorgehoben wird:

9. a) Major: Wir gehen einen Weg!
Karoline: Und sind ein Wesen!
Major: Aber — — Ruhberg — —
Karoline: — ist ein edler Mann. — (Reue versöhnt I, 12.)

2. Das Symbol.

Iffland bedient sich der symbolischen Ausdrucksweise zum Zwecke wohlberechneter Wirkungen. Er verwendet sie in Wort, Gebärde und Handlung:

in Wort:

10. a) Seit die Erwachsenen schwadronenweise öffentlich auf ihren Steckenpferden einhertraben, haben die Kinder das aufgegeben. (Das Vaterhaus V, 15.)
11. b) Das ist einer von den falschen Spielern am Schreibtisch. Er geht ehrbar einher, er betet, und würde um die Welt keinen Groschen auf einen Pharotisch legen. Doch hat er mich um die Erbschaft gebracht. Still davon! Ja, alter Mensch, du hast mir verdammt alte Karten gegeben. (Der Spieler IV, 9.)
12. c) Narben, Herz und Degen sind mein einziges Kapital. (Reue versöhnt I, 10.)
13. d) Der Ton des Posthorns ist für Tausende ein kalter widriger Schall! Für mich ist er Melodie, die mich ergreift. Bei diesen Tönen wallt mein Blut. Schallen sie aus der Ferne herüber, so malen sie mir die Dinge, deren Genuß ich hier vertrauere, daß härmende Sehnsucht mich verzehrt. (Reue versöhnt III, 13.)
14. e) Sollten sie einst meiner Karoline weh getan haben — dann dünke sie dieser Ring eine Fassung von Vatertränen. (Reue vers. IV, 5.);

in Gebärde:

15. a) Da, nimm beide Hände! Nimm mich ganz! Umarme mich! Laß mich nicht mehr aus den Klauen! Aber nun gib Geld her! (Der Spieler III, 6.)
16. b) Leutnant: Keinen Mann! Keine Ehre! (Er faßt an seine Seite.) Und ich keinen Degen! Zurückgestoßen von seiten der Menschheit, was bin ich denn noch? (Er sieht das Kind an.) Großvater! Ja, diese Charge hat die Natur gegeben, und kein Reglement darf sie antasten. (Der Spieler IV, 12.)
17. c) Wilhelm und Lasting kommen Hand in Hand herein. (Reue versöhnt III, 1.)
18. d) Ich habe auf der Welt keine Freude mehr als den lindernden Händedruck treuer Freundschaft. (Reue versöhnt III, 9.);

in Handlung:

19. a) Bauer: Sein Kammerdiener hat unten in der Wirtsstube auf ein Blatt Papier ein Herz gemalt, und so auf allerlei Blätter, immer nur ein Herz, aber eines kleiner als das andere. Diese Blätter hat er im Garten auf Pfähle genagelt, und der Graf hat nach den gemalten Herzen mit der Pistole geschossen. — Mein Seele, der Graf schießt gut. Fast allemal hat er mitten ins Herz getroffen. (Das Vaterhaus V, 14.)
20. b) Jakob (trägt den Tisch mit Leuchtern weg): —
    Rätin: Was ist das?
    Hauptmann: Finsternis, aber wir kommen wieder ins Helle. (Leichter Sinn V, 10.)
21. c) Trennen die Aufschläge von deinem Rocke? Du bist unser Hausfreund. (Der Spieler III, 4.)

Häufig erscheint auch ein Requisit in symbolischer Bedeutung wie in den angeführten Beispielen: die Leuchter (19), der Degen (16), der Ring (14), ferner in

22. a) Sieh da! — Rosen? — Ja, ich schlafe auf Rosen in meinem Alter. Dies bewahrt mir Euere Tugend. (Reue versöhnt I, 5.)

Das Symbol dient dabei verschiedenen Zwecken:

der Erhöhung der Wirkung der Worte durch einfache Umschreibung (10, 18, 14) oder

23. a) Der Name Walsing wird ein Ziel des Segens bleiben und eine Zuflucht der Glücklichen. (Reue versöhnt IV, 9.);

der Charakteristik einer Person (19, 15, 11, 16, 22, 12, 13): mitunter deutet es auch den Fortschritt der Handlung an (17).

Allgemeine Zeitverhältnisse werden gern in symbolische Form gekleidet, z. B. der Standesunterschied (21) oder

24. a) Wenn der Entschluß, gut zu w e r d e n, glücklich macht, was muß es sein ,wenn man gut geworden ist! Laß mich — ich hole meinen Hut selbst. Ich will keinen Dienst mehr von dir; aber Freundschaft, Freundschaft wollen wir beide uns erweisen bis in den Tod. (Der Spieler III, 4.)

Allgemeine Zustände: 20.

Durch diese häufige Verbindung und mannigfache Art symbolischer Ausdrucksformen wird der Dialog belebt und in Einzelheiten kräftiger akzentuiert; namentlich in Tendenzstücken — vgl. 'Der Spieler' — wird dadurch die Tendenz unterstrichen.

3. Abstraktionen und Verallgemeinerungen.

Die direkte Charakteristik in Verbindung mit der moralisierenden Tendenz der Dramen ist Ursache der zahlreichen Abstraktionen, welche dem Dialog eine gewisse Gespreiztheit und Phrasenhaftigkeit verleiht, wobei das große Wort dominiert.

25. a) So verkaufe ich meinem großmütigen Wohltäter ein Wort der Höflichkeit für eine Aufopferung. (Bewußtsein IV, 3.)
26. b) Laß das Bewußtsein, daß standhafte Tugend den Menschen weit über einen Fehltritt setzt, den er beging, dich dahin erheben, daß du mit der Würde der Redlichkeit, die in dir ist, nun mit uns lebst. (Reue versöhnt V, 8.)
27. c) Wir werden alles vollbringen, woran wir glauben, daß es in unserer Kraft ist. (Wohin? III, 9.)
28. d) So wahr Gott über mir lebt, ich breche sie (die schwache Kette des Zeremoniells) — als freier Bürger trage ich in der Sprache der Verzweiflung ihm die Sache des ausgesogenen Landes vor — und ehe die Sonne untergeht, rufst du Weh über dich und dein Haus. (Die Mündel IV, 9.)

Gegenstand dieser Abstraktionen sind oft persönliche Eigenschaften, insbesondere Tugenden und Laster, und persönliche Zustände:

29. a) Herrschaft ü b e r u n s ist Adel, und in d i e s e m Adel liegt Recht zur Herrschaft über andere. (Bewußtsein III, 10.)
30. b) Herr Major, ich habe Mut für meine Pflicht. (Reue versöhnt III, 8.)

31. c) Beständigkeit kann mir das Schicksal nur mit Tränen lohnen. Beständigkeit ist Strafe meiner Vermessenheit — doch ist mir diese Tugend so heilig. (Reue versöhnt III, 9.)
32. d) Mein Schmerz ist ein Verbrechen gegen sie. (Reue versöhnt V, 9.)
33. e) In ihr lohnt dir der Himmel für dein Herz. (Reue versöhnt V, 6).
34. f) Ein Mensch, der etwas gelernt hat, nach frischem Sinn handeln will, soll kein Jedermann sein, dem man heute die Position gibt, morgen jene. (Wohin? IV, 2.)

Sehr häufig erscheinen die abstrakten Ausdrücke paarweise (6), ferner:

35. a) Herrschaft der Tugend über Leidenschaft war die Größe meiner Zeit; Übermut rasender Leidenschaften ist Tugend und Größe ihrer Zeit. (Bewußtsein III, 7.)
36. b) Unschuld und Tugend waren bis jetzt meine Gefährten. — Auf ihre Altäre setzte ich dein Bild, um es ewig und treu zu verehren.
37. c) Ergebung und Pflicht, das ist mein Weg. (Reue versöhnt III, 3.)
38. d) Hofrat: Was wird aus Ihnen?
Hermann: Was Fleiß und Ehre aus mir machen. (Wohin? II, 7.)
39. e) Albertine: Was hat er dabei zu verlieren?
Hofrat: Seine Stelle —
Albertine: Die ist überall, wo man Verstand und Herz zu achten weiß. (?) —
40. f) Deine Bescheidenheit möchte Unterwürfigkeit, meine Dankbarkeit Prahlerei erscheinen. (Bewußtsein II, 3.)

In Reihenform:

41. a) Wir wollen seiner gedenken — zur Tugend uns zu erheben, durch Tugend zu bereuen, durch Reue zu versöhnen. (Reue versöhnt V, 1.)
42. b) In aller Wonne edler Liebe, mit aller Unbefangenheit der Unschuld, mit aller Würde des unverletzten Gewissens — so willst du dich dem hingeben — der . . . (Reue versöhnt V, 11.)

4. Die Sentenz.

Wenn die Abstraktion und Verallgemeinerung in einer Form ausgedrückt wird, daß sie von dem besonderen Falle, auf welchen sie sich bezieht, abgezogen und für sich allein betrachtet, eine allgemein gültige Wahrheit ausspricht, erscheint die Sentenz. Von den stofflich mannigfach gestalteten Sentenzen wurde 'die Rührsentenz' in dem erwähnten Buche Stichlers ausführlich behandelt. Wie die Abstraktionen sehr häufig persönliche Eigenschaften und Zustände betreffen, finden sich auch Sentenzen, die in analoger Weise vom Persönlichen ausgehend zum Allgemein-Menschlichen gelangen. An die Stelle der abstrakten Eigenschaft tritt der Mensch als Verkörperung dieser Eigenschaft:

43. a) Die Opfer der Freundschaft erquicken und glänzen nicht. Sie geben Genesung, Leben und Wonne und nehmen zum Lohn — genügsam eine Träne hin. (Frauenstand III, 8.)
44. b) Der finstere Späher nach Argem zeugt Bösewichter. Wer immer prüft, genießt nie. (Die Mündel III, 5.)
45. c) Es ist ein tröstender Gedanke — daß der Platz, wo ein guter Mensch heraustritt, nach langen Jahren noch offen steht —

und daß dem Weisen diese Lücke noch spät eine Träne kostet. (Verbr. aus Ehrs. IV, 3.)

46. d) Der ehrlichste Mann ist der feinste Mann! (Die Jäger IV, 4.)
47. e) Die Welt ist groß, das Vaterland ist überall, und mit reinem Gewissen bringen wir an jeden Ort ein Kapital. (Der Spieler IV, 9.)
48. f) Das Alter macht wankend in den Grundsätzen, die Gefühle werden nagender, die Schwäche bricht aus in Heftigkeit. (Der Spieler V, 6.)
49. g) Zu entbehren wissen, ist die Eigenschaft, die den Krieger macht: hat man es darin weit gebracht, so artet diese Tugend leicht in Stolz aus. (Der Spieler V, 6.)
50. h) Sei nützlich, und du wirst gedeihen. (Reue versöhnt I, 2.)
51. i) Das schuldlose Auge durchschaut den Äther. (Reue versöhnt III, 13.)

Andere Sentenzen verkörpern aus persönlichen Eigenschaften abgeleitete Handlungen, oft in imperativischer oder konditionaler Form.

52. a) Man soll nicht warten bis morgen, wenn man einem Menschen eine gute Stunde machen kann. (Die Jäger III, 8.)
    b) 50.
53. c) Die Liebe ist etwas Großes, wer sie im kleinen betreibt, gefällt mir nicht. (Der Oheim II, 10.)
54. d) Albertine: Wer den Grund neu wieder legen will, muß den Schutt aufräumen.
    Kanzleidirektor: Wer die Kräfte nicht hat, versuche das nicht.
    A.: Die Kräfte wachsen im Arbeiten.
    K.: Wer sich schlecht berechnet, langt nicht hin.
    A.: Wer zuviel rechnet, fängt nicht an.
    K.: Wer nicht anfängt bleibt in Sicherheit. (Wohin? IV, 8.)

Auch Zeittendenzen sind oft in Sentenzen ausgedrückt.

Auf den Standesunterschied haben Bezug:

55. a) Rede er von Herzen, so kommt er über seinen Rock hinaus. (Frauenstand V, 4.)
56. b) Hübsch kann einen ein Rock wohl machen, aber ehrlich nicht. (Die Jäger II, 2.)
    c) 29.

Auf die Toleranzidee bezieht sich:

57. a) Duldung ist Religion. (Die Jäger II, 10.)

An Rousseausche Gedanken klingt an:

58. a) Von Dürre und Nässe werde ich leiden, aber nicht von Menschen. (Bewußtsein IV, 3.)

Ausgesprochene Rührsentenzen sind:

59. a) Die Tränen der Unglücklichen sind nie zu teuer angerechnet. (Bewußtsein V, 11.)
60. b) Die Schönheit der Natur lächelt nicht für den, den Seufzer verfolgen. (Reue versöhnt III, 13.)
    c) 53. d) 54.

5. Die Antithese.

Schon bei Betrachtung der Abstraktionen und noch mehr der Sentenzen ist eine Stileigentümlichkeit zutage getreten, die es

verdient, für sich gesondert näher betrachtet zu werden. Das paarweise Vorkommen der abstrakten Ausdrücke, die Ableitung und Zuspitzung solcher Abstraktionen zu Sentenzen weisen auf eine stilistische Erscheinung hin, welche für den dramatischen Dialog 'aufgeklärter' Zeiten und insbesondere auch des Ifflandschen Dramas überaus charakteristisch ist: die Antithese. Hier kann das verstandesmäßige Element, bei welchem selbst das Rührende in seinen zahlreichen Formen und Abstufungen kaum als ein Produkt des Gefühls, sondern vielmehr kalter, klug überlegender Beobachtung erscheint, in der Kunst der Dialektik, der scharf sondernden Wort- und Begriffsspielerei glänzen.

Die Antithese erscheint in dialogischer Form und ist dann der Form nach oft ergänzender Dialog:

61. a) Mustapha: Er ist verurteilt, daß er heute fünfzig Streiche leiden soll.
Achmed: Nein! Nein! Das nicht!
M. Das Urteil spricht so.
A.: Ich bin Statthalter.
M.: Ich bin Richter.
A.: Ihr seid mein Freund —
M. Fürwahr! Aber das Gesetz —
A.: Die Strafe ist tierisch; mehr als tierisch —
M.: Das Verbrechen ist Niedertracht.
A.: Ich verlange Aufschub.
M.: Aufschub der Gerechtigkeit?
A.: Der Barbarei, des Unsinns! (Achmed und Zenide I, 3.)

62. b) Geheimrat: Sie hat in ihrer Liebe sich selbst erniedrigt. Das macht sie mir gleichgültig.
Baron: Sie verläßt Glück, Schimmer und Pracht, opfert Stand und Reichtum dem Geliebten. Das macht sie mir noch teurer. (Bewußtsein V, 10.)

63. c) Rektor: Ach, so bitte ich Ihro Hochwohlgeboren — — oder wie man Sie sonst tituliert —
Herr von Wallenfeld (halblaut): Unglücklichgeboren, so kann man mich nennen, so. (Der Spieler II, 9.)

64. d) Therese: Ohne Klarheit und Überzeugung kein Glück.
Ralling: Ohne Heiterkeit und Empfindung keine Freude. (Der Oheim II, 6.)

e) 54.

Häufiger wird die Antithese von ein und derselben Person ausgesprochen:

65. a) Forstmeister: Ich muß mich doch ein wenig im Forst umsehen. —
Oberförsterin: Ach, der Forst wird noch lange stehen, aber wir nicht. Laß die Bäume ihre Zweige im Walde ausbreiten, jetzt breiten wir unsere Arme aus nach dir. (Das Vaterhaus III, 3.)

66. b) Das lautet besser als es wirkt. (Achmed und Zenide I, 4.)

67. c) Sage ihr, wenn mein Verstand auch nicht der erste wäre, so sei doch mein Herz vom ersten Rang. (Achmed und Zenide I, 6.)

68. d) Er kann mich erwürgen lassen — ach — so weint Zenide doch wohl um den Toten, da der Lebende ihr gleichgültig geworden ist. (Achmed und Zenide II, 2.)

69. e) Verwandtschaft ist ein Titel, Freundschaft ist ein Band. (Achmed und Zenide II, 3.)
70. f) Sie singt gut und ist gut. (Achmed und Zenide II, 10.)

Persönliche Eigenschaften, Zustände und Handlungen bieten zahlreiche Gelegenheiten für die Bildung von Antithesen:

a) 61. b) 66. c) 68. d) 69. e) 70.
71. f) Mit mäßigem Vermögen und viel Frohsinn bin ich allein in der Welt. (Hausfrieden III, 9.)
72. g) Ein ehrliches Wort. Die klugen Worte schenke ich Ihnen allen. (Leichter Sinn II, 10.)
73. h) Weniger Welt und mehr Ehrlichkeit wäre besser. (Verbr. aus Ehrs. I, 8.)
74. i) Der Unglückliche rührt und zieht an sich, der Verbrecher ekelt und stößt zurück. (Bewußtsein II, 5.)
j) 35. k) 24. l) 64.
75. m) Wer sich edel erhebt, ist, als wäre er nie gefallen. (Reue versöhnt V, 9.)
76. n) Hofrat: Was wollen Sie denn eigentlich?
Hermann: Nichts leiden, was ich abwehren kann, nichts fürchten als Unentschlossenheit. (Wohin? V, 8.)
77. o) Ich tue, was ich kann, und muß dafür leiden, was ich muß. (Wohin? V, 8.)

Von einzelnen Motiven wird mit Vorliebe für antithetische Wirkungen herangezogen:

der Gegensatz zwischen Verstand und Herz, der im Zeitalter der nüchternen Aufklärung und der Empfindsamkeit im Vordergrund des Interesses stand und im lebendigen Bewußtsein wurzelte — und zwar in den mannigfachsten Variationen:

78. a) Sage ihr, wenn mein Verstand auch nicht der erste wäre, so sei doch mein Herz vom ersten Rang. (Achmed und Zenide I, 6.)
79. b) Rauning: ... Der Verstand Ihrer Frau —
Hofrat: — Darf Sie nicht retten, wenn ihr Herz nicht treu geblieben ist —
R.: Verirrungen des Herzens —
H.: Dafür könnte Verstand Sie schützen —
R.: Verrichtungen des Verstandes aber? —
H.: Dagegen könnte Sie ihr Herz bewahren. (Frauenstand V, 13.)
80. c) Ich will lieber den Rat aus deinem Herzen hören als aus dem Kopf der andern. (Frauenstand V, 15.)
81. d) Deine Vernunft möchte ich überzeugen, daß sie ihre Rechte über ein gutes, recht gutes, aber zu empfindliches Herz gebrauchen möchte. (Hausfrieden I, 3.)
82. e) Hainfeld: Das Übel ist da — wie heb' ich es?
Hofrätin: Durch Ihren Verstand — sicherer noch durch Ihr Herz. (Hausfrieden III, 9.)
83. f) Laß den Verstand weg. — Schlag an dein Herz und bekenne dich zur armen Sünderin. (Hausfrieden V, 6.)
84. g) Sekretär: (Ich beschließe) auf Ihr Herz mich zu berufen. —
Rätin: Die Vernunft behält ihr Recht. (Leichter Sinn I, 2.)
85. h) Vetter, laß den Verstand weg. — Rede und tue von Herzen: was daher kommt, ist gut, und was gut ist, ist gescheit. (Leichter Sinn IV, 2.);

das Gefühlsleben:

86. a) Ging' ich nicht dem Ernst und den Tränen mit Gewalt aus dem Wege, ich könnte herzlich weinen vor lauter Freuden. (Leichter Sinn V, 13.)
87. b) Die Gerechtigkeit ist kalt, die Liebe ist es nicht. (Der Spieler III, 4.)
88. c) Elternliebe wächst mit den Jahren, Kinderliebe nimmt ab. (Reue versöhnt I, 6.)
89. d) Noch habe ich ihre Liebe, noch — in wenig Augenblicken das Mitleid des Weisen. (Reue versöhnt V, 8.);

das Verhältnis zwischen Mann und Weib:

90. a) Wenn wir interessieren, kosten wir den Männern dumme Streiche; wenn wir gefallen, höchstens eine Etourderie, die mit einem Tage ausgeträumt ist. Mit einem Worte — Interesse gibt mir Despotenzepter; Gefallen eine republikanische Ehrenstelle. (Frauenstand III, 2.)
91. b) Sieh, Margaris, den ganzen Lebenslauf der Weiber füllen zwei Ideen, zu quälen oder gequält zu werden. (Frauenstand III, 2.)
92. c) Hainfeld: Mein Herr, wie alt sind Sie?
   Hofrat: Nicht alt genug, um einen Kuß zu erbetteln, nicht jung genug, um ihn ungebeten zu hoffen, entschlossen genug, ihn zu wünschen. (Hausfrieden IV, 4.)
93. d) Geheimrat: Sie hat in ihrer Liebe sich selbst erniedrigt — das macht sie mir gleichgültig.
   Baron: Sie verläßt Glück, Schimmer und Pracht, opfert Stand und Reichtum dem Geliebten — das macht sie mir noch teurer. (Bewußtsein V, 10.);

hie und da auch an Rousseau anklingende Ideen:

94. a) Rektor: Ach, so bitte ich Ihro Hochwohlgeboren — — oder wie man Sie sonst tituliert —
   Herr von Wallenfeld (halblaut): Unglücklichgeboren, so kann man mich nennen, so — (Der Spieler II, 9.)

6. Vergleiche und Gleichnisse.

Während Iffland in der Erfindung der Sentenzen und Antithesen, wie aus den Beispielen hervorgeht, in den Grenzen der Natürlichkeit bleibt, so daß sie sich im allgemeinen ungezwungen aus der Situation entwickeln und unter den Voraussetzungen dieser spezifischen Kunstform auch nicht unnatürlich erscheinen. machen die Vergleiche und Gleichnisse einen mehr gesuchten Eindruck:

a) 65.
95. b) Friederike: Sie (die Zitronencreme) ist eben ans Feuer gebracht und —
   Oberförsterin: Jetzt ist deine Sache auf dem Feuer, armes Kind, die Creme mag überlaufen, mein Herz ist übergelaufen — also ist es doch wahr — du bist unglücklich? Anton! Anton! (Das Vaterhaus III, 5.)

Man bemerkt, daß diese gleichnisweise Rede um so unnatürlicher wird, je unmittelbarer und improvisierter sie erscheinen soll.

Besser gelingen die Gleichnisse mehr nachdenklicher Art:

96. a) Geheimrat: Ich habe viele Romane gehabt; er hat —
Hainfeld: Romane? — Gewiß nicht. — Verirrungen etwa — Je nun, wenn zwei Menschen einen weiten Weg zusammen gehen, bleibt wohl einmal der eine hie und da ein wenig stehen und faßt eine hübsche Aussicht auf — aber — der Fuß ist immer zum Weiterschreiten gerichtet, und mit verdoppelten Schritten eilt er seinem Reisegesellschafter nach. Das sind Verirrungen, die den Wert der Reise am Ziel jedes Tages erhöhen. Aber die ernsthaften, heftigen, gebieterischen Menschen, die wollen Romane, die verlassen den Reisegesellschafter, ohne nach ihm umzusehen, die kommen ganz ab vom Wege, so daß der verlassene Teil sich trostlos nach ihnen umsieht. (Hausfrieden I, 4.)
97. b) Die Unterhaltung mit diesen Puppen (den Männern) ist mir ein Schachspiel, indem ich ihnen, wenn sie eben den entscheidenden Stein gegen mich zu ziehen glaubten, mit herzlichem Vergnügen das — Matt! entgegenrief, daß sie der Ohnmacht ihrer Künsteleien recht nachdenken konnten. (Hausfrieden III, 9.)
98. c) Soll der Flut sich ein Damm entgegenstemmen, so müssen Steine hinabgesenkt werden. Wer die erste Masse hinwälzt, tut das seine und muß nicht fragen, wieviel noch folgen müssen, ehe Grund hervorragt. Tut jeder das seine — so wird endlich das Land gesichert werden, und brechen sich einst die Wellen an dem Damm, so mag jetzt der Zweifler zagen. Die Arbeiter haben vollendet, was der Mannessinn unternehmen ließ. (Wohin? V, 8.)

Kurze traditionelle Vergleiche (Gleichnisse) sind häufig:

99. a) Im Mittelwege Gutes zu schaffen, da welkt die Blüte der Freude nicht am Ehrgeiz hin, da nagt kein Wurm an der Knospe der Tugend. (Reue versöhnt II, 9.)
100. b) Die Blume, die im Verborgenen blüht, blüht meistens am schönsten. (Reue versöhnt II, 9.)

II. Stoffliche Dialog-Elemente.

Die Untersuchung der Phraseologie im Hinblick auf verschiedene Probleme der Zeit und Weltanschauung kann ein geeignetes Mittel abgeben, um die Geistesrichtung und die Interessen des Verfassers überhaupt näher zu beleuchten. Allerdings wird man bedenken müssen, daß, je freier und origineller ein Geist ist, er oder die von ihm geschaffenen Gestalten sich desto weniger in phraseologisch faßbarer Form, in typischen Formeln über bedeutsame Probleme äußern werden. Iffland wird man jenes Attribut nicht zuschreiben; er ist weder als Dichter noch als Mensch ein freier oder origineller Charakter, sondern wurzelt fest in dem Boden seiner Zeit und gibt ihren Tendenzen — den im Grunde tüchtigen und im Kern gesunden, aber jetzt oberflächlich gewordenen Tendenzen einer seichten Aufklärung phrasen- und formelhaften, wenn auch überzeugten Ausdruck. So kann man also in der Tat in einer unter gewissen Gesichtspunkten angeordneten Phrasensammlung den Umriß der Anschauungen des Autors und seiner Zeit erkennen.

1. Vaterland und Deutschtum.

Das nationale Element spielt keine geringe Rolle trotz der im allgemeinen vorwaltenden, alle Unterschiede beiseitesetzenden Idee eines allgemeinen Menschentums. Freilich ist es ein blutleerer Nationalismus, teils in farbloser Gestalt ('das Vaterland') verkörpert, teils sich auf äußere Dinge beziehend (Fremdwörter, Französisches, Amtsstil). — Nur selten tritt er in bestimmter Form auf (Deutschtum).

Das Wort und der Begriff 'Vaterland' wird nicht nur in farblosem Sinne gebraucht, sondern es wird sogar dessen Bedeutung von kosmopolitischen Gedankengängen aus in Frage gestellt. Immerhin liegt ein deutlicher Widerspruch zwischen den hinter diesen beiden Verwendungsweisen liegenden verborgenen Anschauungen.

Man vergleiche nur Aussprüche wie:

101. a) Was will er hier? Seine Kenntnisse erweitern und mitteilen. Das Vaterland des Weisen ist überall. Sein Vaterland war undankbar an ihm; wir sind es nicht. (Achmed und Zenide I, 4.)

102. b) Die Menschheit ist mein Vaterland. (Achmed und Zenide II, 3.)

103. c) Die Welt ist groß, das Vaterland der Armen ist überall, und mit reinem Gewissen bringen wir an jeden Ort ein Kapital. (Der Spieler IV, 9.)

mit:

104. a) Zeck [parodiert den alten Warberger]: Der hat schon seine Litanei angestimmt — von dem Dienst im lieben Vaterland, von der hiesigen Herrlichkeit, und daß doch sein Anton ihm die Augen zudrücken müsse. (Das Vaterhaus II, 2.)

105. b) Was unseren Bedürfnissen, unserem Boden und Klima angemessen ist — wie reichlich bringt die Natur das hervor! Aber das mögen wir weder pflegen noch warten, holen aus entfernten Weltteilen, dessen wir nicht bedürfen; uns widerfährt daher recht, daß wir an dem Mangel leiden, was uns unentbehrlich ist. (Das Vaterhaus II, 9.)

106. c) Kann er (Major Randau) fallen wie Kleist, so wird mich mein Vater trösten wie ein Bürger des Landes, für das Kleist fiel. (Reue versöhnt I, 8.)

107. d) Die Tochter, die Geliebte, die Mutter ist Bewahrerin der Hausehre! Kann sie das sein, wenn sie nicht Sinn und Herz für die Ehre des Vaterlandes hat? (Wohin? II, 8.)

Der Unterschied springt in die Augen. So tritt das allerdings schwächliche nationale Element dem weltbürgerlichen gegenüber. Gerade aus diesem Umstand aber, daß solche höchste menschliche Begriffe und Ideen in einer nicht nur vagen und unbestimmten, sondern auch widerspruchsvollen Phraseologie — um nicht zu sagen Phrasenhaftigkeit — ihren Ausdruck finden, kann man ebenso berechtigte als weitgehende Schlüsse auf die politischen Überzeugungen und das politische Gedächtnis der Zeit und ihrer beliebtesten Autoren ziehen. Man wird nicht ein-

wenden, daß es sich um aus dem Zusammenhang gelöste einzelne Sätze handelt; denn alle Sätze haben den gleichen innersten Zweck: beim Publikum einzuschlagen, Beifall zu erwecken; sie sind daher auch im Sinne des Autors gesprochen und können für seine Überzeugung in Anspruch genommen werden.

Ebenso äußerlich ist die Stellungnahme hinsichtlich der Fremdwörter und die Betonung des Deutschtums.

Selbst in dem Drama, in dem das nationale Element etwas stärker hervortritt. 'Wohin?', erscheint es in äußerlichster Weise in den Namen:

108. a) Germanus heißt er und Hermann Germanus — das will heißen — ganz und gar ein Deutscher! (Wohin? II, 3.);

auch als Kampf gegen die Fremdwörter:

109. a) Oberförster: Will sie, wie ich will? Hand in Hand! Alte deutsche Treue!
Amtmann (schlägt ein): und reziprokes Verständnis, amikable Behandlung.
Oberförster: Alles, was ich ehrlich vermag, ohne ausländische Worte voraus. (Die Jäger IV, 4.);

oder insbesondere als Kampf gegen das Amtsdeutsch, die lateinischen Floskeln:

110. a) Sekretär: Ich kann ihre Antwort so nicht erfahren; erstens ist sie etwas lang, zweitens nicht in kurrentem Stil gegeben. Was hat sie breviter sagen wollen? (Der Spieler I, 4.)

111. b) Sekretär: Wird laut gnädigsten Befehls, seit der Mißheirat ignoriert. — Herkömmlich habe ich die Ehre, mich zu nennen des dastehenden Frauenzimmers Diener, qua Frauenzimmer — indem ich gegen alle sonstige etwan gemacht werden wollende Familienbeziehung mich protestando verwahrt haben will. (Der Spieler I, 4.)

112. c) Hofrat: Für die gnädige Vermehrung der Redlichkeit und meiner schwachen Gaben mich gehorsamlichst bedankend, muß ich untertänig anzeigen, daß die Welthändel, wie sie dermalen einbrechen, mich in officio stören und die Pflicht alterieren, weshalb ich treugehorsamst gesonnen bin, meine Dienstwaltung zu Füßen zu legen. (Wohin? V, 13.)

In diesen Zusammenhang gehören auch die in der Gesellschaft gebräuchlichen französischen Phrasen:

113. a) Amtmann: Nein, ich frage, ob das dort vor dem Schulzen Glace ist?
Schulze (hält das Glas gegen das Licht und klopft mit dem Messer dran): Meines ist ganz.
Amtmann: Ob das Gefrorenes ist, was dort vor ihm steht?
Schulze: Zu dienen, untertänig, das ist Käse. (Die Jäger IV, 1.)

114. b) Geheimrat: Ah, der gute Fernau. Embrassez moi. (Der Spieler II, 2.)

115. c) Geheimrat: Wallenfeld? Schlechtes Sujet. (Der Spieler II, 2.)

116. d) Geheimrat: — war mein Erbe, sollte mit der Komtesse meinem Hause ein Lustre geben; — hat ein Bürgerding genommen; ist ein liederlicher Spieler. (Der Spieler II, 2.)

117. e) Geheimrat: Ah, le traitre!
Sekretär: Ich bin gewiß der Mann nicht, der jemand schaden will; aber das Devoir gegen meinen hohen Wohltäter geht über alles. (Der Spieler II, 2.)

118. f) Herr von Wallenfeld: Noch mehr habe ich gegen Sie und mein Weib gefehlt. —
Geheimrat: Mein Weib! Weib! Welch pöbelhafte Art, sich zu exprimieren. (Der Spieler II, 5.)

Manchmal erscheint das Deutschtum auch in biedermännischem Gewande:

119. a) Das beste deutsche Weib, das mir beschieden wurde. (Frauenstand V, 18.)

120. b) Ehre er eine edle Freiheit, bleibe er bei seinesgleichen — sei er redlich, gut und froh — und wenn ich schon lange vermodert bin, sage er seinen Kindern, daß sie es auch so machen — und wenn es ihm dann nach geändertem Wandel gut geht, so trinkt ein Glas deutschen Weines zum Andenken des alten Oberkommissärs. (Verbr. aus Ehrs. V, 15.)

2. Allgemeines Menschentum.

Je farbloser das nationale Element und der Vaterlandsbegriff, um so natürlicher ist dann konsequenterweise die Idee eines allgemeinen Menschentums oder weltbürgerlichen Ideals und der Toleranzgedanke.

Ausdruck und Begriff 'Menschheit' erscheint in politischem Sinne:

a) 102.

Das Wort 'Mensch' dagegen drückt verschiedene Tendenzen aus.

So bezeichnet es das im moralischen Sinne höchste Wesen:

121. a) Hofrat (heftig): Mensch!
Werner: Ja, das ist ein Ehrentitel, und man hat vollauf zu tun, wenn man ihn ganz verstehen will. (Frauenstand V, 8.)

122. b) Nein, mich und meine Not will ich denen in die Arme werfen, welche von den anderen Menschen gemeine Menschen genannt werden. — Die sind Menschen; die werden mich aufnehmen; und glaube mir, ich finde es besser. (Bewußtsein IV, 3.)

Noch häufiger wird 'Mensch' gebraucht, um einen gesellschaftlichen Gegensatz oder den Standesunterschied hervorzuheben:

123. a) Der Fürst kommt heute noch zurück! Er ist der Vater seines Landes — Er ist Mensch! Er soll mich hören! Was schützt Euch bei Eurem Raub als die schwache Kette des Zeremoniells! Ich breche sie. (Die Mündel IV, 19.)

124. b) Hofrat: Ein Kavalier hilft dem andern. —
Frau von Wallenfeld: Ein Mensch hilft dem andern! Mein Mut ruht auf Menschlichkeit überhaupt! (Der Spieler I, 2.)

125. c) General: Der Kriegsminister bleibt bei dem besten Willen doch nur ein Mensch.

Leutnant: Wenn er Mensch bleibt, gewinnt die Armee. (Der Spieler V, 6.)

126. d) Weg mit dem Titel, wo eine kostbare Menschenhandlung das Verhältnis unter zwei Herzen bestimmt hat! — Als Mensch dem Menschen will ich ihn vergelten, nicht als General. (Der Spieler V, 6.)

Der Toleranzgedanke, der gleichfalls in diesen Zusammenhang gehört, findet gelegentlich seinen Ausdruck:

127. a) Sadi (auf das Herz deutend): Hier steht nichts von Sklaverei. (Achmed und Zenide I, 1.)

128. b) Achmed: Werden wir dann glücklicher sein?
Zenide: Denn wir werden viel mehr Menschen glücklich machen. (Achmed und Zenide I, 5.)

3. Das hochgespannte Gefühl.

Starke Gefühlsspannungen, überhöhte Stimmungen, allerdings mehr in Form äußerlicher Behauptungen als innerlich begründeter und bestehender Tatsachen bilden Voraussetzung und Inhalt des Rührstückes. Das Grundgefühl ist das Mitleid, das in den mannigfachsten Situationen und Variationen, aber doch immer als dasselbe erscheint.

129. a) Dem edlen Armen Hand, Börse und Dach, dem schlechten armen Teufel ein Almosen vor die Füße. (Das Vaterhaus II, 3.)

130. b) Friederike: Ich trenne mich nicht von ihm, und wenn er mich auch mißhandelte! Sind diese Arme ihm verschlossen, an meinem Herzen findet er Vergebung und Mitleid. (Das Vaterhaus IV, 8.)

131. c) Achmed: Wird er dann glücklicher sein?
Zenide: O ja, denn wir werden viel mehr Menschen glücklich machen. (Achmed und Zenide I, 5.)

132. d) Ich möchte lieber gut sein als groß. (Achmed und Zenide I, 5.)

133. e) Sonst warst du zufrieden, wenn ich dem Armen geholfen, den Unterdrückten gerettet hatte. (Achmed und Zenide I, 5.)

Doch ist dagegenzuhalten:

134. f) Nur die Vernunft gibt Überzeugung, nur die Überzeugung heilt den Kummer. (Achmed und Zenide II, 2.)

Dann aber wieder, wie in den obigen Beispielen:

135. g) In dem alten Manne dort, dem treuen Diener eures Vaters, lebt das Gedächtnis seiner Wohltaten. (Achmed und Zenide V, 2.)

136. h) Und eben dieses Geheimnis (des Wohltuns im stillen) ist doch fast die beste Handlung meines Lebens. (Frauenstand II, 7.)

137. i) Retter der Waisen! Beschützer einer guten, ehrlichen Frau! O schlag' es nicht aus! Diese Handlung gibt unserem Kinde einen Vormund, wenn wir sterben. (Frauenstand II, 2.)

138. j) Ich will das meinige auch dazugeben. Wer bald gibt, gibt doppelt. (Die Jäger II, 7.)

k) 52.

139. l) Es war nur Vieh, aber wie ich es so in der Irre brüllen hörte, schnitt mir's durch's Herz. (Die Jäger III, 13.)

140. m) Und muß es denn immer Geld sein, was hilft; ich habe es alle meine Tage gesehen: mit Geld ist oft den Leuten am allerwenigsten

gedient. — Das Herz auf dem rechten Fleck, Vertrauen — Zusprache — Geduld — ein freundliches Gesicht — Herr! Damit kann man viel Elend geringer machen. — Nun will ich gehen und ihnen mein Riekchen vorstellen. (Die Jäger III, 13.)

141. n) 'An meine gute, gnädige Frau.' 'Ich bitte Sie, beste unglückliche Frau, daß Sie den Sparpfennig des alten Jakobs brauchen, bis es wieder anders wird. Wenn Sie mir das abschlagen, so gräme ich mich tot. Inliegend 15 Taler in Gold. Dero treuer Diener bis in den Tod. Jakob Stormann.' Ja, wohl treu! und treu in Not und Elend. Ich nehme es an, obschon es mein Herz zerreißt. (Der Spieler II, 2.)

o) 89.

Die Betonung des Mitgefühls geht so weit, daß in einzelnen Fällen 'Herz' = Gefühl überhaupt gesetzt wird:

142. a) Das spricht die Gewohnheit, nicht Euer Herz. (Achmed und Zenide I, 4.)

b) 67.

143. c) Es ist ein reiner Wahn, ein guter Wahn, macht fröhlich und öffnet das Herz. (Die Jäger IV, 4.)

Die erwähnte Vorliebe für Kontrastwirkungen und Antithesen legt es nahe, auch hier Verstand und Gefühl einander gegenüberzustellen:

a) 79; b) 81; c) 82; d) 83; e) 84; f) 85.

144. g) Ihr Herz behalte die Oberhand, da die Vernunft ihm sagt, daß man Gott nicht ehrt, wenn man Menschenglück vernichtet. (Die Jäger II, 9.)

145. h) Dienstvorschrift ist eine verständige Sache. Wer aber in das Reglement ein Herz für den Beruf mitbringt, der macht den Buchstaben lebendig. Wer das vermag, den halten Sie fest; er kann den Geist wecken in der Menge. Die Tagelöhner schaffen das nicht. (Wohin? III, 9.)

Die im Gefühlselement schon enthaltene ethische Betontheit tritt stellenweise mit besonderem Nachdruck hervor.

146. a) Bewußtsein geleitet zum Paradies. (Achmed und Zenide III, 10.)

147. b) Güte ist die wahre Macht. (Achmed und Zenide III, 15.)

148. c) Meine Würde ist hier. (Er deutet auf das Herz.) (Achmed und Zenide V, 3.)

149. d) Wer ganz für andere lebt, lebt am meisten für sich selbst. (Frauenstand I, 11.)

150. e) Gegen Übel, wie das, was meinem Frieden droht — gibt es nur ein Mittel — guter Mut und Vertrauen. Habe ich doch so manches fremden Menschen bösen Handel mit guter Laune geendet, warum nicht meinen eigenen Handel — der — obendrein noch nicht so arg ist? (Leichter Sinn II, 1.)

151. f) Du opferst die Ansprüche, welche die Bildung zu machen hatte, der Liebe und Natur. Liebe und Natur werden es dir lohnen. (Leichter Sinn II, 2.)

g) 1; h) 45.

152. i) Pastor: — Sehen Sie in diesen lieben alten Leuten die Belohnung der Tugend. Gute Kinder und ein fröhliches Herz. (Die Jäger IV, 10.)

j) 24; k) 75.

153. l) Thomas: Wie geht es? Laß dich ansehen. Wacker! Der Blick frisch geradeauf — da wird auch geradeaus gedacht.
Hermann: Ja, Vater, darauf verlaß dich! Geradeaus gedacht und von Herzen gesprochen. (Wohin? II, 3.)

154. m) Für Recht und Vaterland und Herzensglück. — Kann ich nicht kalt sein, tollkühn bin ich nicht. (Wohin? II, 7.)

Die Geste, die Träne und das Lächeln, auch in Verbindung miteinander, sind die äußerlichen Zeichen der Gemütsbewegung.

Die Geste als Ausdruck der Rührung:

155. a) Sadi (auf das Herz deutend): Hier steht nichts von Sklaverei. (Achmed und Zenide I, 1.)

156. b) Und das hier (auf das Herz zeigend), da gebe ich keinem Menschen auf der Welt etwas nach. (Die Jäger II, 2.)

157. c) Kamerad — Mensch — Bruder — Freund — komm an mein Herz und laß dir danken. (Der Spieler V, 6.)

158. d) Karoline, Marie, laß uns noch einmal den Vater umarmen — mit solchem Gefühl geschah es nie. (Alle drei umarmen ihn.) (Reue versöhnt III, 4.)

Die Träne als Ausdruck der Rührung:

159. a) Sieh doch — da ist eine Träne aus deinem Auge auf mein Gesicht gefallen. (Das Vaterhaus II, 8.)

160. b) Ich habe unsern guten Herrn gestern wieder hier weinen sehen. (Achmed und Zenide I, 7.)

161. c) Sieh seine Tränen! Mensch, versündige dich nicht an diesem edelmütigen Dulder! Oder kannst du es — so bebe vor der Wut des gereizten Vaters. (Achmed und Zenide II, 3.)

d) 43.

162. e) Sie erfreuen mich so, daß mir das Wasser in die Augen tritt. (Hausfrieden V, 10.)

f) 45.

163. g) Guten Willen — fröhliche Gesichter — bezahlte Gerichte — und im ganzen Haus nichts, das irgendeinem Menschen Tränen gekostet hätte. (Die Jäger III, 15.)

164. h) Allerdings hast du unsere Liebe, unseren Segen und ein kleines Vermögen, worauf kein Fluch und keine Träne ruht. (Die Jäger IV, 10.)

165. i) Wir müssen Geduld haben, wenn uns nur dann und wann der Himmel eine Freudenträne schenkt. (Bewußtsein II, 2.)

166. j) In die Furchen, die ich mühsam ziehe, fallen sanft meine Tränen herab. (Bewußtsein IV, 3.)

k) 59.

167. l) Du solltest nur sehen, wie im Hauptbuch die Zahlen von seinen Tränen ausgelöscht sind. (Reue versöhnt I, 3.)

168. m) '... warum habe ich in so langer Zeit, Sophie, nur einmal einen Brief von Ihnen erhalten? Zum Glück widersprechen Tränen auf dem Papiere dem Inhalt desselben.' (Reue versöhnt II, 2.)

169. n) Die öfteren Tränenflecken im Hauptbuch haben sie mir erklärt. — O Ruhberg! Sanft legte ich meine Hand darauf und dachte: Gott gebe ihm, was sein Herz bedarf. (Reue versöhnt II, 9.)

170. o) Wenn ich so etwas tue, wozu ich vor Liebe weinen möchte, so freut sich niemand. (Reue versöhnt III, 2.)

171. p) Major: Tränen sind mir nicht fremd. (Reue versöhnt IV, 4.)

Tränen und Lächeln im Verein:

172. a) Bedauert sie jemand von uns — gleich lächelt sie — oder erzählt etwas — ja, wenn dann aber so im Erzählen die Tränen auf den Herd fallen. (Frauenstand III, 6.)
  b) 86.
173. c) Wir müssen Geduld haben, wenn uns nur dann und wann der Himmel eine Freudenträne schenkt. (Bewußtsein II, 2.)
174. d) Nun so segne dich Gott für die erste Freudenträne, die ich über dich weine. (Bewußtsein III, 10.)

4. Die Familie.

Zu den Rührelementen wie den im vorigen Abschnitt behandelten Motiven gehört auch die ungemein häufige Bezugnahme auf Verwandtschaftsverhältnisse. Anspielungen dieser Art und ihre Ausnützung zu Zwecken der Rührung liegen beim Familienstück sehr nahe, da die Konflikte geradezu auf dem Verhältnis der natürlichen Stände, Eltern — Kinder, Mann — Weib, beruhen.

Die Familie als Allgemeinbegriff, der alle besonderen Verhältnisse umfaßt, wird verhältnismäßig selten herangezogen. Zum Teil hängt das vielleicht damit zusammen, daß dem abstrakten und allgemeinen Familienbegriff zu wenig Rührelemente innewohnen. Diese Sätze tragen daher auch meist sentenziösen Charakter.

175. a) Bauer: Ja, meine Seele — man ist doch nirgend besser als daheim bei Frau und Kindern. (Das Vaterhaus V, 14.)
  b) 69; c) 88.
176. d) Ist es nicht im Wohnhaus meiner Familie, so ist es in einem Winkel der schönen Natur. (Reue versöhnt I, 6.)
177. e) Die Eitelkeit windet so manchem jungen Paare die Summe aus den Händen, von der sie ihr Bestehen haben sollen, und untergräbt häusliche Glückseligkeit. (Reue versöhnt IV, 2.)

Unter den Verwandtschaftsverhältnissen sind die mit dem Begriff 'Vater' zusammenhängenden Relationen die häufigsten. In den meisten Fällen handelt es sich um das Verhältnis des Vaters zu den Kindern. Die große Zahl von Beispielen entspricht auch in ganz natürlicher Weise der Bedeutung des Begriffs Vater für das Familienstück. Wiederholt wird die Würde des Vaters, des Hausvaters betont. So erscheint der Hausvater auch als die Stütze und Säule der Familie, der die Ehre und das Gedeihen des Hauses verkörpert und verbürgt.

178. a) Halt! Anton! — Hier lege deine Hand in diese Vaterhand, die ich zum Segen auf dein Haupt legen will, ehe du von mir gehst, und nun sage mir, wie ein ehrlicher Mann — kann ich ruhig sein? (Das Vaterhaus II, 2.)
179. b) Wie kann es dir wohltun, Anton, wenn ein wackerer Hausvater umherirrt und nach Unterhalt sucht, den du ihm genommen hast? (Das Vaterhaus IV, 8.)

180. c) Da sprach ich ein Vaterwort, laut in die Wolken hinauf — ward davon bewegt. (Das Vaterhaus V, 12.)
d) 161.
181. e) Effendi: Wer seid Ihr, daß Ihr mich fragt?
Mustapha: Vater! (Achmed und Zenide III, 14.)
182. f) Gebt mir ein Kämmerlein unter dem Dache, aber meine Kinder müssen gut wohnen. (Verbr. aus Ehrs. IV, 3.)
183. g) Ruhberg Sohn: O mein Vater, mein Vater!
Ruhberg Vater: Nenne mich nicht so, Unglücklicher! (Verbr. aus Ehrs. V, 13.)
184. h) Hausvaterwürde ist die edelste, die ich kenne. Ein Menschenfreund, ein guter Bürger, ein liebevoller Gatte und Vater, in der Mitte seiner Hausgenossen; — wie alle auf ihn sehen — wie alle von ihm empfangen — und er im Gedeihen des Guten wieder von allen empfängt — oh, das ist ein Bild, welches ich mit frommer Rührung, mit Entzücken ehre! (Die Jäger IV, 10.)
185. i) Ach, wie ist Vaterfreude meinem Herzen so heilig! Wie sehnsuchtsvoll strebte ich danach! Wie wenig genoß ich sie — — (Bewußtsein I, 9.)
186. j) O Fürst! Nur wenige Augenblicke meines Lebens war ich Vater; das übrige widmete ich treu deinem Volke. (Bewußtsein I, 9.)
187. k) Ich hadre nicht um das Ansehen des Vaters noch seine Rechte mit dir. — Ich bin ein Greis — meine Zeit ist da — ich bin allein — ich sehne mich nach Liebe — und bitte um das Herz meines Kindes. (Bewußtsein III, 10.)
188. l) O Gott, welche Würde ist es, Sohn zu sein! — Vater, die Würden des Staates haben Sie gehindert, der edelsten Würde froh zu sein! Geben Sie ihm seine Flittern zurück, um frei und mächtig zu fühlen: 'Ich bin ein geliebter Vater!' (Bewußtsein V, 10.)
189. m) Du bist Vater, welch eine Aufforderung für ein gutes Herz! (Der Spieler I, 12.)
190. n) Der Himmel verlängere Ihre Jahre, damit ich Sie noch lange, lange meinen Vater nennen kann. (Der Spieler II, 2.)
191. o) Hier Schimpf leiden oder dort Niederträchtigkeit begehen. Nur eins kann mich retten — Tod! Tod liegt in der Mitte! Tod rettet von beiden! Aber — (er wirft sich in einen Stuhl) ich bin Vater! (Der Spieler II, 9.)
192. p) Anders ist das Gefühl für den Vater, anders für den Mann! (Reue versöhnt I, 5.)
193. q) Ruhberg: Der biedere Walsing gibt das süße Gefühl des Vaters, zu verzeihen, auf; verstößt diese Tochter, mit ihr den guten Wilhelm und Marien — Kinder, denen er nur halbe Liebe zuteilte. — — Halber Vater für Marien und Wilhelmen — keine Vergebung für Karolinen?
Walsing (heftig gerührt): Ruhberg!
R.: Armer Wilhelm! Arme Marie! Es ist Vaterangst, lieber Herr Walsing, Vaterangst, nicht wahr?
W. (betäubt): Vaterangst!
R.: Die Liebe des treuen Vaters vergibt Karolinen und ist den beiden Gekränkten ganz Vater! (Reue versöhnt I, 6.)
194. r) Ruhberg: Nur Väter können den Vater richten. Aber mein Wohltäter, mein Freund, forderte zuviel von seiner Karoline. Die Tochter — in dem Gefühl ihrer innigsten Liebe zu dem Vater — versprach aus ganzer Seele alles; der Vater — hingerissen durch Vaterliebe — läßt sich mehr versprechen, als ihm Weltkenntnis sagen mußte, daß gehalten werden kann. Wer ist

bei dem Bruch der Schuldige? Der das Versprechen verlangte oder der es nicht hielt? (Reue versöhnt I, 7.)

195. s) Sieh den Segen von deines Vaters Lehren! Sie sind sanft, wohltätig — wie Regen auf einem dürren Felde! Dein Vater! — o Wilhelm — sei gut — sei g u t — ein guter S o h n! (Reue versöhnt II, 8.)

196. t) Weinet nicht — prüft euren Vater. Meine Liebe ist ein Kapital, das allen dreien gleich gehört. (Reue versöhnt III, 3.)

197. u) Wenn du Vater — und Ihr Mutter werdet — das Kind, das in Gefahr ist, ist für den Augenblick das liebste! (Reue versöhnt III, 3.)

v) 158.

198. w) Ohne Abschied — ohne Segen? — Wenn er krank würde? Er kann sterben! — — Ach, es ist schrecklich, wenn ein Vater vor Gram über sein Kind stirbt. (Reue versöhnt III, 13.)

199. x) Wilhelm — was wissen w i r, wie Väter fühlen. (Reue versöhnt III, 13.)

200. y) Vater, Ihren Tod müßte er mir nennen, ehe mein Herz bricht. (Reue versöhnt IV, 3.)

201. z) Erröten müssen vor dem, dem ich das Leben verdanke — oh, das ist hart. (Reue versöhnt IV, 3.)

202. aa) Kein Vater würde je gekränkt, wenn Kinder fähig wären, zu begreifen, wie Väter fühlen. (Reue versöhnt IV, 3.)

203. bb) Du bist deines Vaters Mörder! (Reue versöhnt V, 8.)

204. cc) Und von so vielen finde i c h, ich a l l e i n finde Menschen — Freunde — finde einen Vater! (Reue versöhnt V, 11.)

205. dd) Ralling: Nur e i n Wort.
Bartmann: Das heißt?
Ralling (treuherzig): Vater! (Der Oheim II, 3.)

Die übrigen Verwandtschaftsverhältnisse — Mutter, Sohn, Tochter, Ehegatten, Geschwister, Großeltern — treten gegenüber dem 'Vater' sehr stark zurück, wenn auch die rührende Wirkung hier in gleicher Weise beabsichtigt und erreicht worden sein dürfte, wie bei dem Begriff des pater familias.

Die Mutter:

206. a) Oberförster: Kann er Sie und uns alle heute betrügen, kann er aus meinen Armen, die ich zum Segen eben über ihn ausgebreitet habe — kann er in diesem Augenblick in die Arme des Lasters stürzen, so ist nimmer eine Rückkehr zu hoffen. Tochter, du bist auch Mutter — reiß ihn aus deinem Herzen, scheide dich von dem Laster — ich werfe ihn aus dem Haus und Herzen und gebe dem unredlichen Manne meinen Fluch! (Das Vaterhaus IV, 18.)

207. b) Ein Weib, ein Weib hat das getan? Ein Weib, ein Geschöpf, das Mutter werden kann. (Frauenstand V, 14.)

208. c) O Vorurteil, stärker als Mutterliebe für den einzigen Sohn, bist du so Herr über die besseren Menschen? Was kann man vom Haufen erwarten? (Die Jäger II, 9.)

d) 197.

209. e) Der Mutter noch gute Stunden geben — ein erhabener Gedanke. (Reue versöhnt V, 1.)

f) 107.

Der Sohn:

210. a) Bruder meiner künftigen Frau — erhebe dich zum Sohn und zum Bürger. (Verbr. aus Ehrs. III, 11.)

211. b) War ich Ihnen bisher zu viel Bürger — so bin ich Ihnen dafür jetzt desto mehr Sohn. (Bewußtsein V, 10.)

c) 188.

212. d) Wie vor seinem Angesicht gelobe ich Ihnen — gelobe ich dir, ihm ein treuer Sohn zu sein. Er gibt mir das Beste, was er hat, ich will ihm geben, was ich kann — meine volle Liebe. (Reue versöhnt I, 12.)

213. e) Es sei (wischt sich eine Träne ab): daß ich Sohn bin, zeigt mir mein Herz — daß ich nicht angenehmer Sohn bin, ist weder mein Vorsatz noch mein Werk. (Reue versöhnt II, 5.)

f) 195.

214. g) Wie ich als Mann und Sohn soviel mehr sein werde als ich gelobe. (Reue versöhnt IV, 2.)

Die Tochter:

a) 107.

Der Gatte:

a) 65.

215. b) Es ist eine hochachtbare Sache um die Mutterliebe, aber mische mir die weibliche Arglist nicht darunter, sonst treibst du deinen Handel ins Kleine. Ehe der Argwohn ein Übel hebt, hat er zehn neue Übel geschaffen. (Das Vaterhaus IV, 2.)

216. c) Liebe des Mannes ist eine heilige Flamme; man verletzt sie nicht, ohne daß sie verzehrt. (Reue versöhnt I, 12.)

217. d) Wer unglücklich lebt — vor der Ehe, dem schenke jeder eine Träne! Aber — wer nun in der Ehe unglücklich liebt, in der Ehe — oh, dem wäre besser, daß er nie geboren wäre. (Reue versöhnt II, 7.)

Die Gattin:

a) 130.

218. b) Nicht Zorn, nicht Tränen — Sanftmut nur — ist unsere Herrschaft. (Hausfrieden I, 3.)

219. c) Den Forderungen des Mädchens habe ich entsagt — des Weibes Rechte hast du mir neu gelobt. Sei gut und wahr — freundlich will ich sein und mutig — so wallen wir unsern Pfad als Mann und Weib. (Hausfrieden IV, 2.)

220. d) Hauptmann: Nun ja, wie Ihr denn so manchmal lieben könnt — ein bißchen Gutheit, ein bißchen Sinnlichkeit, ein wenig Reue und Furcht, ein wenig Weichlichkeit — — Ebbe und Flut, die ich nicht besonders achte. (Leichter Sinn II, 10.)

221. e) Ich bin arm und habe meinem Mann nichts eingebracht als ein Herz, das ihn liebt, und arbeitsame Hände. Hätte ich ihm Vermögen zugebracht, so würde ich jetzt damit den Namen von Wallenfeld auslösen; so wie ich mich freue, meinen Mann als ein redliches Weib durch meiner Hände Arbeit zu erhalten, da Seine Exzellenz ihn verläßt. (Der Spieler I, 4.)

f) 217. g) 107.

Geschwister:

222. a) Hofrat: Meines Vaters Bruder!
Lastenfeld: Wann werde ich wieder sagen können — meines Bruders Sohn! (Frauenstand V, 11.)

Der Großvater:

a) 16.

5. Das Memento mori.

Der Gedanke an den Tod ist ein so elementares Motiv der Rührung, daß es nur selbstverständlich ist, wenn Iffland davon den ausgiebigsten Gebrauch macht. Das Memento mori erscheint unter den verschiedensten Gestalten und Situationen. Eine der geläufigsten Formen ist der wehmütige Gedanke an den Tod; doch es ist dieser Gedanke keineswegs immer schrecklich, sondern der Tod erscheint im Bilde des Friedens, seltener Mitleid erweckend. Der Tod ist Folge übergroßer Freude, aber auch übergroßen Grames, und so erscheint er, sehnsüchtig erwartet, als Erlösung. Furchtbar dagegen ist der Tod des Verworfenen. Sehr häufig kommen Anspielungen auf den Tod und das Sterben vor, zum Zwecke feierlicher Bekräftigung bei den verschiedensten Gelegenheiten, während sie in anderen Fällen nur zur kräftigeren Bezeichnung eines äußeren Abschlusses, eines äußersten Endes dienen, ohne daß ein starker Gefühlsinhalt damit verbunden wäre.

Hier schließen sich auch jene Fälle an, wo es sich nicht um den Tod handelt, sondern nur allgemein in die Zukunft gewiesen wird; der rührende Zweck ist auch mit dieser Form verknüpft; so beim Hinweis auf freundliche Bilder der Zukunft oder wehmütige Bilder, gelegentlich dient auch die Vergangenheit ähnlichen Zwecken.

Der wehmütige Gedanke an den Tod:

223. a) ... dachte, hier werden nach deinem Abscheiden er und die Seinigen im Schatten der Bäume wandeln, die ich für sie gesetzt habe. (Das Vaterhaus II, 5.)

b) 65.

224. c) Wie oft werde ich denn die Bäume noch blühen sehen? (Frauenstand II, 7.)

225. d) Oberförster: So geht allgemach die Zeit gut dahin — bis es einmal bricht —

Friederike (ihm um den Hals fallend): Oh, daß ich es nie erlebte! Nie, nie, niemals —

Oberförster: Ha, ha! Bist nicht klug, Mädchen — einmal müssen wir alle dran. (Die Jäger I, 9.)

226. e) Wirtin: Ich habe nur den einzigen Sohn gehabt — und er hat fortgemußt — der Junge fehlt mir in allen Winkeln. Was hilft's, man weint ihm nach — aber — hin ist hin.

Anton (mit gesenktem Blick und tiefem Atem): Hin ist hin! (Abwärts:) Ob sie mir wohl auch eine Träne nachweint — — (Die Jäger III, 7.)

227. f) Anton: ... und wenn ich zu sterben käme — so sollten sie Riekchen zur Erbin einsetzen. (Die Jäger III, 7.)

228. g) Wenn Gott die Alte da mir heute von der Seite nehmen wollte, so träfe es mich so hart, als wenn er sie mir am Brauttage genommen hätte. (Die Jäger IV, 10.)

229. h) Lieber Gott! Er (Anton) ist so gerade uud schön herangewachsen zu unserer Ehre und Freude. — Er ist so jung und frisch — laß ihn stehen in deinem Garten. (Faltet die Hände.) Nimm

doch mich hin — ich gehöre nicht mehr her — und scheide gern daraus. (Sie geht.) (Die Jäger V, 8.)

230. i) Gib mir deine Hand — sie soll mit der Hand meines Karls über meine Augen sich falten, wenn ich endige. (Bewußtsein I, 9.)

231. j) Gefährte meiner Leiden — diese Hand führte das Gängelband deiner Kindheit — leitete mein reifes Alter — bewahrte mich spät vor Unglück — — diese Hand gab mir einst den Segen des tugendhaften Mannes! Ich kann dich kaum erhalten — aber verlaß mich nicht! (Bewußtsein IV, 3.)

Das Friedensbild des Todes:

232. a) Friederike (sieht nach dem Elternzimmer): Dann ist es in diesem Hause still worden — die guten alten Leute sind nicht mehr.
Forstmeister (faßt ihre Hand und hebt sie an seine Brust): Und zögen wir heute daher, einst wird sie uns doch fehlen.
Friederike: Dann haben wir ihnen noch zehn Jahre lang schöne Tage und frohe Abende gemacht, dann sehen sie ihr Werk in uns fortleben — sie legen die Arbeit in unsere Hände, neigen ihr Haupt auf unsere Brust und schlummern ein, wie der müde Arbeiter ausruht auf seinen Garben. (Das Vaterhaus IV, 5.)

233. b) Herr Schulz, ich hoffe zu Gott, um die Stunde (des Todes) soll's mit uns beiden einmal ganz still abgehen. (Die Jäger I, 5.)

234. c) Wenn wir Alten dann einmal fort sollen — so will ich meine Augen so ruhig schließen als heute, wenn ich schlafen gehe. (Die Jäger IV, 10.)

235. d) Wenn ich vor dir sterbe, will ich dich meiner Schwester vermachen! Ach! Du stirbst dort in einer Familie, der du durch Liebe angehörst. (Bewußtsein IV, 3.)

236. e) Das Gerücht fährt über die Erde hin, ohne mich zu finden, und hinter dem Abendrot winkt freundlich der Engel meiner Vollendung. (Reue versöhnt II, 10.)

237. f) Wenn ich nun auch einst von Euch scheiden soll — so kann ich mit dem Bilde dieser Reihe guter Menschen sanft entschlummern und weiß: so sehen wir uns wieder. (Reue versöhnt V, 11.)

Der Tod, Mitleid erweckend:

a) 68.

238. b) Der fromme Wunsch, der Dank des Sterbenden, wird ihr Gedeihen bringen. (Reue versöhnt V, 11.)

Der Tod vor Freude:

239. a) Ich hab' ihn wieder — kaum wieder — ach, wenn die Freude ... die plötzliche Freude ... ach, wenn er nun vor Freude stürbe! ... (Reue versöhnt V, 4.)

Der Tod aus Gram:

a) 198. b) 203.

Sehnsucht nach dem Tode als Erlösung:

240. a) Jetzt leide ich und leide sehr viel — aber das wird bald aus sein. — Ein Hügel kühler Erde über mich, und mein Elend ist vorbei — mein Andenken verloschen. (Verbr. aus Ehrs. V, 13.)

Der Tod des Verworfenen:

241. a) In fernen Landen, weit von dem Grabe deines Vaters werden die Tränen der Verzweiflung auf dürren Boden fallen, niemand

wird ihrer achten. Geängstet vom Vergangenen — gequält vom Gegenwärtigen — wird eine kalte fremde Hand deine Augen schließen — wahrlich, du bist ein unglückliches Geschöpf. (Verbr. aus Ehrs. V, 13.)

242. b) So erlöscht mein Andenken und meine Schande. — Fühlt dann einst eine ahnende Seele, hier litt ein Unglücklicher den letzten Kampf, und kehrt gerne wieder hin, wo ich schlafe — so brauche ich keinen Grabstein. (Bewußtsein V, 15.)

Erinnerung an den Tod zur feierlichen Bekräftigung:

243. a) Ich bin der Mann, der ihren Vater hat sterben sehen; ich war unter denen, die er anredete, seinem Sohne treu zu sein. Ich bin treu, hören Sie mich, hören Sie nur eines noch. (Frauenstand V, 8.)

b) 120.

244. c) Ihr Sohn kann diese Heirat verschieben — wollen Sie ihn zwingen, von dem Tage Ihres Todes an sein Glück zu rechnen? (Die Jäger II, 9.)

245. d) Johann: Ist Er nicht der Bediente bei Herrn Ruhberg?
Christian: Das bin ich, solange ich lebe. (Reue versöhnt II, 1.)

246. e) Ich liebe euch alle drei, eines wie das andere! Kinder — auf diese Wahrheit will ich einst in euren Armen den Geist aufgeben. — Ich liebe euch, eines wie das andere. (Reue versöhnt III, 3.)

f) 200.

247. g) Die Tränen, womit er (der Vater) mich an seinem Sterbelager bat, auf gutem Wege zu bleiben, sind ein kräftiger Segen.

Ter Tod als Abschluß (ohne starken Gefühlsinhalt):

248. a) Er soll sie glücklich machen, oder ich reiße sie ihm weg, und will mit ihr über Land wohnen, bis Gott mir die Augen schließt. (Das Vaterhaus II, 5.)

249. b) Wenn ich tot bin, diese Bursche halt mir in Ehren. (Das Vaterhaus V, 16.)

c) 187. d) 24.

250. e) Wir bleiben gute Freunde bis ans Ende. (Reue versöhnt I, 11.)

251. f) Sollte indes die See mit mir zu tun kriegen, oder tritt mir jemand zu nahe — ich nehme es übel, und er schickt mich hin — wo man niemand mehr zu nahe tritt — so sei mein Erbe. (Reue versöhnt II, 5.)

252. g) Das Gerücht fährt über die Erde hin, ohne mich zu finden, und hinter dem Abendrot winkt freundlich der Engel meiner Vollendung. (Reue versöhnt II, 10.)

Das freundliche Bild der Zukunft:

253. a) Wie ich die Schlüssel wieder sehe, fällt mir so manches dabei ein. Sie geben sie mir alle Tage selbst; der Wein, sagten Sie, schmeckte Ihnen nicht, wenn ich ihn nicht geholt hätte. Nur wenn Sie böse waren, bekam ich sie nicht. Lieber Vater, bester Vater, ich verspreche Ihnen, Sie werden sie mir alle Mittage geben. (Die Jäger I, 14.)

254. b) Wenn ich dann so abends nach Hause komme, fröhlich und guter Dinge, und bringe dir einen Braten in deine Küche, und fordere einen Kuß — wirst du mir ihn verweigern? (Die Jäger II, 5.)

Das wehmütige Bild der Zukunft:

255. a) Ach, die Waisen, die meinen Namen tragen würden! (Reue versöhnt V, 8.)

Traumidyll der Vergangenheit:

256. a) Damals war alle Ehre. Freude, für uns in dieser Gemarkung. Weißt du noch, wie wir davon so schön träumten? Dort unten wollten wir ein Haus für uns bauen, die guten Alten sollten aus ihrem Wohnzimmer den ganzen Tag unsern Verkehr vor Augen haben. Wenn der Vater heimkäme, sollte er erst bei uns einkehren, und ich wollte ihm Kräuterweine ansetzen, ein Lied singen und oft mit ihm hinaufgehen. (Das Vaterhaus IV, 5.)

6. Die Ehre.

Die Ehre bildet ein Grundelement der Charakteristik. Der Begriff 'Ehre' erscheint im eigentlichen Sinne der Makellosigkeit des Charakters, und 'ehrlich' heißt soviel wie bieder, tüchtig, oder steht im Gegensatz zu unehrlich, betrügerisch, bestechlich. Es gibt eine Standesehre, die Ehre des Kavaliers, des Bürgers, des Bauern; eine wird gegen die andere ausgespielt, eine auf Kosten der anderen parodiert. Dann wieder wird — ohne Vergleich — die Ehre an sich mit schwerem Nachdruck hingestellt oder auch als etwas Selbstverständliches in Form eines Epithetons mit einfließen gelassen. Übrigens dient Ehre und Ehrlichkeit nicht bloß in dieser Gattung des Familienstückes als Grundmotiv: Tellheim und Thoas zeigen, daß der Ehrbegriff von Lessing bis Goethe im deutschen Drama tief verwurzelt ist.

Ehre als Charaktereigenschaft, als Ehre im allgemeinen und als bürgerliche Ehre beruht auf und wird identifiziert mit Festigkeit, Treue, gutem Gewissen, Vertrauen auf die Mitmenschen, Redlichkeit, Wahrhaftigkeit, Tugend:

a) 178.

257. b) Größe habe ich nie gewinnen können, aber Ehre will ich nie verlieren. (Achmed und Zenide IV, 7.)

258. c) Festigkeit in Grundsätzen, in Gefühlen — Sanftmut war mein Zweck. (Frauenstand IV, 3.)

259. d) Glänzend ist meine Tugend nicht, aber beruhigend. Diese Wahrheit gibt mir Kraft statt Tränen. (Frauenstand IV, 7.)

260. e) Jedem Biedermann ein gutes Weib. (Frauenstand V, 20.)

261. f) Madame Siward: Ich verachte die kleinlichen Eitelkeiten, die eine kurze Zeit meinen Blick auf sich gezogen haben. Die Ehre ist an ihre Stelle getreten.
Rätin: Bauernehre!
Madame Siward: Sie ist am wenigsten zweideutig! (Leichter Sinn II, 8.)

g) 72.

262. h) Es gibt Ehre und Schande! (Leichter Sinn III, 7.)

263. i) Die Ehre des Bürgers gegen den Kavalier ist die stolzeste in der Welt und nicht selten die unverletzlichste. (Verbr. aus Ehrs. III, 5.)

264. j) Christian: Wer dich (den Koffer des Herrn) auch auspackt, so redlich meint er es wahrlich nicht mit meinem unglücklichen Herrn wie ich. (Verbr. aus Ehrs. V, 10.)

k) 120.

265. l) Mein Sohn kann einen tollen Streich machen, aber eine Unwahrheit kann er nicht sagen. (Die Jäger V, 2.)
266. m) Geheimrat: ... Was wollen Sie in der weiten Welt?
Ruhberg: Durch mein Elend Tugend lehren. (Bewußtsein V, 15.)
267. n) Sein Kind habe ich ihm geraubt und alle Vaterfreuden! Er steht im Grabe und greift nach dem Schattenbild der Ehre. Diese soll ihm werden, und sollte ich einen Gang auf Leben und Tod gegen den Räuber wagen, der ihm vorgreifen will. (Der Spieler IV, 9.)
268. o) Erhalte dich bei der Tugend, erhalte deinen Sohn bei einem ehrlichen Namen. Sage, wohin soll ich das Geld tragen? Sprich! Der Augenblick ist fürchterlich. Rede! Wir wollen arm sein. Ich bin ja reich genug, wenn ich dich als einen Tugendhaften umarme. (Der Spieler IV, 9.)
269. p) Ich zeigte mich stets als ehrlicher Mann — durchaus w a h r! s c h ö n — zeigen sich, die auf Ehescheidung ausgehen. (Reue versöhnt I, 12.)
270. q) Ruhberg: Bist du Mann?
Wilhelm: Von Ehre. (Reue versöhnt II, 5.)
r) 7. s) 107.
271. t) Die Ehre liegt vielen mit im Blute und — wahrlich, gnädiger Herr — das Blut ist jetzt warm worden, fangen wir nur an, wie das Blut treibt — es werden Taten zur Welt kommen, die der Verstand nicht zuwege schickt. (Wohin? III, 9.)
272. u) Minister: Wohin?
Thomas: Wohin das Recht führt und die Ehre. (Wohin? III, 9.)

Besondere Fälle sind:

Bauernehre:

a) 261.
273. b) Der alte Bauer (schlägt die Hand des Gerichtsschreibers weg): Das nehme ich nur von einem ehrlichen Kerl an. (Die Jäger III, 4.)

Bürger- und Kavaliersehre:

274. a) Point d'honneur — dieser Giftbecher in der Hand des Toren, den so oft der Weise ausleeren muß. (Reue versöhnt I, 9.)

Offiziersehre:

a) 16.
275. b) Major: Ehre ist die Seele unseres Standes. (Reue versöhnt IV, 4.)
276. c) Sich durchschlagen und am Platze feststehen, oder mit Ehre fallen. Was in der Mitte liegt, ist von Übel. (Wohin? V, 14.)

Frauenehre:

277. a) Marie, wenn du ihm folgst, wenn du selbst deine Ehre zweideutig machst — was soll die Welt von dir und mir denken? Aus dir weint weichliche Liebe — aus meinen alten Augen drängen Ehre und Tugend heiße Tropfen herab — du hörst mich nicht? Nun, so baue denn dein Heil auf Spiegelgebilde, gib mir dein Kind, und laß mein Herz brechen über dem Verlust deiner Ehre! (Der Spieler IV, 10.)

Hausehre:

278. a) Wenn ein Mensch gegängelt werden soll, wenn er etwas, das ihm am Herzen liegt, so geradehin aufgeben soll, dann pflanzt man die Ehre vor ihm auf, damit er fein ruhig sei: Ehre gegen einen Mann, dem Ehre eine tote Kohle ist. (Der Oheim II, 9.)

Ehre als stehendes Beiwort, im allgemeinsten Sinn:

279. a) Ehrlicher Werner, guter Werner. (Frauenstand I, 6.)
b) 260.
280. c) Guter Mann — lieber, ehrlicher Freund. (Leichter Sinn II, 2.)
281. d) Kommen Sie — am Tische finden Sie noch unseren Schulzen. Es kann Ihnen nicht unangenehm sein, mit dem ehrlichen Mann ein Stündchen zuzubringen. (Die Jäger III, 15.)
282. e) Was will der ehrliche, alte Mann. (Der Spieler II, 12.)

Ehrlich im Gegensatz zu knechtisch:

283. a) Ist es Knechtsinn, so verachte ich dich. (Achmed und Zenide I, 3.)

Ehrlichkeit im Gegensatz zu Bestechlichkeit:

284. a) Berg: Und was würde Ihr Neffe dabei aufs Spiel setzen?
Lastenfeld: Sein Gewissen. Die Wege zum Glück gehen durch den Referendar. Ich sehe schon das ganze Heer der Supplikanten mit Geschenken auf ihn eindringen. Wird der Bettler widerstehen? Nein, er wird nehmen. Nehmen wird er, und der Fluch des Landes ruht auf seinen Erwerbungen. (Frauenstand IV, 3.)
b) 273.

Ehrlichkeit im Gegensatz zu Schein und Heuchelei:

285. a) Übrigens soll mich Gott bewahren, die Principes meiner Tochter zu verletzen, — das nicht — denn ich denke an die Ewigkeit — aber man kann sich in der Welt geltend machen, ohne ruchlos zu sein, wenn man Verstand hat. (Leichter Sinn I, 1.)
286. b) Rätin: Wenn man in Ehren — denn die Ehre muß man nur nie aus den Augen lassen und nächstdem die Ewigkeit — wenn man in Ehren den lieben Angehörigen dienen kann. (Leichter Sinn II, 8.)
287. c) Hofrat: Ha, ha, ha, die Ehre eines Mannes von Gewicht ist von dem sehr unterschieden, was man sonst so nennt. Und was im gemeinen Leben Redlichkeit heißt, dabei würde man zum Stümper im Kabinett.
Ludwig: Ihr seid ein schändliches Volk. (Die Mündel IV, 12.)
d) 73. e) 56. f) 46.

7. Rousseau.

Unter dem Worte 'Rousseau' sei alles das zusammengefaßt, was die Zeit Ifflands, das Aufklärungszeitalter, an Ideen barg, die, wenn auch nicht alle von Rousseau stammend, dennoch in diesem Zusammenhang erscheinen oder im Rousseauschen Gedankenkreise liegen, der ganz Europa revolutionierte, teils begeisterte Zustimmung weckend, teils zu ebenso leidenschaftlichem Widerspruch herausfordernd. Diese bereits vielfach zu bedeutungslosen Schlagworten verflachten und verblaßten Ideen mußten insbesondere auf Iffland wirken, dessen Familienstücke von den Tendenzen der Zeit getragen werden.

Gegen den bestehenden Zustand und die innerliche Verderbtheit unserer Kultur:

288. a) Der Europäer Gottheit ist ihr Eigennutz. Der wahre Gott gilt ihnen nichts. (Achmed und Zenide I, 4.)
b) 261.
289. c) Ach, Sie sehen mich ja mehr tot als lebendig. Ganz gemeines Bauernvolk! Unten stäubt sich das Gesindel ab — scharrt mit den Füßen, gibt den Handschlag — brüllt wie — losgelassene Tiere. Ein Schulmeister, seine Kinder, ein Dorfschulze, einen ganzen Leiterwagen von dem Gezücht hat er kommen lassen. (Leichter Sinn V, 2.)
290. d) Die Bauern sind gegen meine Natur; das ist in meinem Geblüt. (Leichter Sinn V, 2.)
291. e) Man soll beim Glase Wein das Herz zuschnüren und nach dem fremden Horcher schielen, der den Sprecher abmalt, sein Konterfei ins Ausland sendet, daß man dort heimlich gerichtet wird und hier eingefangen, wenn es irgendeinem Fratzen also nötig scheint. (Wohin? IV, 2.)
292. f) Albertine: Aber die Neigung für das Vaterland, für den Regenten — —
Kanzleidirektor: Das sind so poetische Dinge — die werden uns nach und nach ausgeredet. Liebes Kind, alles dergleichen Jugendwerk und Überrest der alten Zeit ist mit den Vorurteilen aufgeräumt.
A.: Man hat fürchterlich aufgeräumt. — O ja!
K.: Wir werden darum so alten Hausrat noch festhalten! Greift alles zu! Frisch angepackt und herausgeworfen, was noch übrig ist. (Wohin? IV, 3.)

Gegen den äußerlichen Firnis der Stadtkultur:

293. a) Hofrat: Der Herr Sekretär benahm sich sehr sonderbar.
Sekretär: Das halten Sie dem halben Landmann zugute. Wenn man einmal aus der Stadtroutine gekommen ist, so hat man alle Stichwörter verlernt und weiß nicht recht einzufallen. (Leichter Sinn III, 2.)
294. b) Mein seliger Mann war doch Rat — und — — Ja, Rat, wirklicher Rat! Jedermann estimierte uns für die erste Person im zweiten Rang; — — (Leichter Sinn III, 2.)
295. c) Nun ja, wenn die Fete angeht, will ich mich so gebärden; denn Leute von Rang müssen sich dissimilieren können. Aber das nehmen Sie mir nicht übel, vor den Honneurs, so unter uns, will ich dem Volke erst das Leben sauer machen. Das liegt in der Natur, und Leute von Rang können recht gröblich verfahren, wenn sie nicht repräsentieren; das habe ich vielfältig erlebt. (Leichter Sinn V, 2.)
296. d) David (geht an einen anderen Stuhl und streichelt den Atlas): Fühle nur, Liese, wie glatt.
Rätin: Wahre Hottentotten. (Leichter Sinn V, 5.)
297. e) ... aber höre — laß doch die neumodischen Wörter aus deiner Arbeit weg. — — Ja! da — Bestimmung — Drang der Verhältnisse — Leidenschaft — he! Was haben die Leidenschaften in einer Defension zu tun? (Verbr. aus Ehrs. I, 2.)
f) 56. g) 113.
298. h) Haßt die Prunkgelage der feinen Welt und übt die Haupttugend unserer Väter: Gastfreundschaft. (Reue versöhnt III, 4.)
299. i) In die Welt? Wenn du dann nun diesen heißen Durst gestillt hast — um wieviel wird dir besser sein? Überall dasselbe. Leidenschaften, eigene Liebe und Frondienste für Posse und Eitelkeit. Wenig Bösewichter; fast noch weniger Tugendhafte —

viele Schwächlinge. — Der nützliche Mensch — überall der glücklichere im inneren Wert. — Befriedigung — Ruhe — nur im Zirkel stiller Haustugend. (Reue versöhnt III, 13.)

300. j) Jäger (den Tressenhut mit der ungeheuren Feder verkehrt auf und kaum lüpfend; mit rauhem Ton): Wohnt hier Fuhrmann Germanus?

Hermann (wendet sich nach dem Jäger): Mein Vater wohnt hier — ja!

J. (etwas verlegen): Sieh! Der Herr Sekretär Germanus hier? (Sehr höflich den Hut ab.) Und der Herr Spediteur Germanus wären Ihr — —

H.: Fuhrmann Germanus ist mein Vater — ja! (Wohin? III, 3.)

Gegen die Stadtkultur insbesondere:

301. a) Dazu sind wir auf dem Lande und können eine gottlose Ehe nicht mit der Mode verbergen. (Die Jäger II, 5.)

302. b) Gelt, das hat dir ein Stadtpatron gesagt. So ein Kerl, der den ganzen Tag hinter dem Ofen hockt, mit Hautgouts und Likören das Blut verbrennt und aus verschrumpftem Herzen mit dem Gänsekiel die Menschen quält. (Die Jäger II, 5.)

Gegen die neumodischen Phrasen:

303. a) Ihr anderen — eure Dichter, eure Künstler — wo ihr einen Großen findet, der Hang zum Sanften hat, zur Schwärmerei — so verschwendet ihr Ehre, Kunst und Grazie — ihn so weich herabzustimmen, bis alle Mannheit des Charakters schwindet; dann redet ihr ihm von — Weltbürgerschaft, Gleichheit der Stände — nähret mit knechtischer Schmeichelei den Stolz, wogegen ihr deklamiert, verwickelt ihn durch unzeitiges Mitleiden, durch euren Eigennutz — reicht ihm, in den edelsten Künsten, die ihr schändet, durch Überspannung das Gift, das euren Leidenschaften ihn ausliefert — damit alles gleich werde! Gleich und flach! Stand, Herz, Vermögen und Güter, Ehre, guter Name und alles! (Bewußtsein III, 7.)

Gegen Vorurteile im allgemeinen:

304. a) Gute Frau — veraltetes Vorurteil ist nicht Gewissen. Wer Eigensinn Religion nennt, versündigt sich. (Die Jäger II, 9.)

b) 62.

305. c) Walsing: Sie sind Offizier!

Major: Uns beeidigt die Uniform und das Beispiel unseres Herrn zu Mut für Vaterland und Freundschaft. Kampf gegen Vorurteil ist Kampf für Tugend. — Arme, Degen, Ehre und Kredit — wo ist mein Freund? Sie sind mein Eigentum. (Reue versöhnt V, 9.)

Gegen das Vorurteil des Standesunterschiedes und Standesfragen insbesondere:

306. a) Kann der Unterschied des Standes dir jemals eine Verbindung mit der Kanenstein gewähren. (Verbr. aus Ehrs. II, 7.)

307. b) Ruhberg Sohn: ... Zwar Sie lieben den Adel nicht — Sie sind überhaupt gegen eine Verbindung verschiedener Stände eingenommen —

Ruhberg Vater: Ich halte den Unterschied der Stände für Bedürfnis. Aber ich kann nicht leiden, daß man irgendwo sei, wo man nicht hingehört. (Verbr. aus Ehrs. II, 11.)

c) 263.
308. d) Für ein Mädchen von solchem Stande ist sie doch fast zu vornehm erzogen. (Die Jäger II, 2.)
e) 116.
309. f) Dafür lohnt mich der Händedruck des Bürgers. (Reue versöhnt I, 10.)
310. g) Urteilst auch du mit der Menge? Es ist ja so gewöhnlich, daß das kräftige Treiben eines Menschen verkannt werde, sobald geringe Herkunft und Armut jede Gattung von Erhebung ihm zu verbieten erscheinen. (Reue versöhnt II, 5.)
311. h) Ruhberg: Zwar der Major — sein Stand —
Walsing: Sein Herz! (Reue versöhnt V, 8.)

Die positive Seite dieser Anschauungsweise: der Preis der Natur.

312. a) Die einfache Natur stärkt die Seele, wie Grün das Auge. (Frauenstand I, 9.)
313. b) Die Natur stattet den aus, mit voller Kraft, der ganz an ihrer Brust ruht — dem, der ganz ihr leben könnte und sie verworfen hat, gibt sie Vorwürfe und Wehmut. (Leichter Sinn I, 4.)
c) 151; d) 60.
314. e) Hofrat: Verletzt das Gastrecht nicht!
Thomas: So soll er (auf seine Brust deutend) das Naturrecht nicht verletzen. (Wohin? V, 6.)

Das Lob des idyllischen Stillebens:

315. a) Ja, wenn wir so abends dasitzen, jeder in seinem Sorgestuhl, und der Alte liest die Kriegsbegebenheiten aus dem Postreiter vor, ich stricke deinem Gottfried Strümpfchen. (Das Vaterhaus III, 2.)
b) 256.
316. c) Es ist so ruhig und still hier, diese Stimmung geht auf die Seele über, und die verwilderten Sinne nehmen frische Kräfte aus der Natur. (Das Vaterhaus IV, 5.)
317. d) Achmed: Er (der Franke) reiste hier durch, ward krank, ich pflegte seiner, gewann ihn lieb, er uns. Ich bin sein Wohltäter, er der meine. Er nahm mir die Rauheit unserer Sitten. — — — Gab mir sanftere Gefühle, meinem Blicke einen weiteren Kreis. (Achmed und Zenide I, 4.)
318. e) Einige schattige Bäume um meine kleine Wohnung, reine Luft, arbeitsame Menschen um mich her, ein dankbares Herz im Busen. — — Gute Nacht, Stadt und Größe, Hof und Welt! Wir sind füreinander tot. (Bewußtsein II, 2.)
319. f) 'Wir müssen das Beste hoffen,' sagte er, 'genug, wir leben, sind gesund und arbeiten. Schlecht und klein ist unser Örtchen, aber verhungert ist noch niemand bei uns; und wir geben den Armen gern. (Bewußtsein IV, 3.)
320. g) Landleben stärke ihre geschwächten Kräfte — — (Bewußtsein V, 10.)
h) 176; i) 298; j) 299.

Der Preis der Unschuld im allgemeinen:

321. a) Unschuld der Sitten und Reinheit der Seele ist ein Majestätsgefühl — und dieses Gefühl ist des Menschen guter Engel.
322. b) Alle Tore und Türen offen — ach, du schönes Vertrauen auf die Menschheit! Da sieht man gleich, daß man nicht in der Stadt ist; denn dort muß man die Türen hinter sich verschließen, wenn man nur zum Fenster hinaussieht. (Leichter Sinn II, 7.)

Das Erziehungsproblem:

323. a) Da steht er, das Opfer von Maximen und Weibererziehung. Jetzt soll er hingehen in Freiheit und sich vervollkommnen zum Bösewicht und vollenden als Selbstmörder! Elend, Schande und Verzweiflung sind die Folgen eurer Erziehung. (Verbr. aus Ehrs. V, 15.)

Allgemeine Rechte der Menschen, insbesondere der Frau:

324. a) (die Frauen) ein Spielwerk, das als ein Spielwerk gefällt und geduldet wird, weil es gebrechlich ist. Jedes denkende Wesen hat Rechte und soll sie üben.

325. b) Albertine: Ich glaube, die Frauen sollen sanft sein, aber nicht kindisch. Sie sollen den Mann lieben, der mit Mut in den Sturm hinaustritt. Sie sollen das Wilde der Mannestugenden mildern, aber den Willen in der Brust erhalten: Sie sollen keine Zephyre besingen, aber —
Kanzleidirektor: Hermann zum Gedichte machen? He! (Wohin? IV, 8.)

Die Verwirklichung der idealen Forderungen in einem fernen Land, das ein ersehntes Reiseziel bildet:

326. a) Wir ziehen alle nach Taurien, alle! (Wohin? IV, 10.)

327. b) Thomas: (In dem fernen Lande gibt es) Weder Buchhändler noch Modehändler. (Wohin? IV, 12.)

328. c) Der Bruder hat mir vorgelesen, wie gut und ehrlich die Menschen dort sind. (Wohin? V, 3.)

329. d) Worauf ich mich von Herzen freue, ist, daß — daß keine Zeitungen dorthin kommen! Wenn wir so ganz vertraut mit der Natur und unter Menschen leben, die von keinen Leidenschaften gehetzt und verzerrt werden. (Wohin? IV, 4.)

330. e) Thomas: Wir treten heraus aus der Weichlichkeit und dem Zweifelmut. Wir tun unseren Willen kund und verlassen das Vaterland, das seinen Nacken beugt dem fremden Joch. Wir bauen unsern Herd im fernen Land, wir umgeben ihn in alter reiner Sitte. Wir gründen ein neues Geschlecht, das baue und erwerbe, leide und hebe, teile mit, nehme auf und trage alles, was Menschenstärke ausdauern kann. Nur Knechtschaft trage es nie. Ob buntes Gold das Joch ausschmücke oder Lorbeeren: Knechtschaft trage nie das Geschlecht.
Alle: Knechtschaft trage nie das Geschlecht! (Wohin? V, 15.)

8. Allgemeine soziale Ideen und Zustände.

Das Familienstück Ifflands charakterisiert auch die sozialen Verhältnisse, welche zwar im Rahmen der Familie erscheinen, aber doch in allgemeinen Zuständen begründet sind. Politisch ist es die Zeit des aufgeklärten Absolutismus mit seinem Bureaukratentum. Die Selbstbescheidung der Untertanen und ihre kümmerlichen Verhältnisse aber werden dem freien Bürgertum gegenübergestellt, das die Fesseln des Zeremoniells, der Knechtschaft sprengt und die Würde des Bürgers auf den Schild erhebt. Das Bürgertum steckt aber auch in selbstgeschmiedeten Banden und seufzt überdies unter der Last der ihm auferlegten Fesseln. Das

Bürgertum, insbesondere die Justizpflege, ist korrumpiert, die soziale Frage ist nicht ins Bewußtsein gedrungen. Nur hie und da finden wir schüchterne Ansätze zur Charakterisierung des Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Die Stellung der Frau ist eine untergeordnete, bevormundete. Die Frau wird nicht ganz für voll genommen und leidet unter dem gutmütigen Spott des Mannes, namentlich dann, wenn sie ihre Rechte geltend machen will.

Der aufgeklärte Absolutismus:

331. a) Das Volk soll die Gesetze erkennen, aber nicht fürchten; es soll gehorchen, aber nicht zittern. (Achmed und Zenide I, 3.)

Der Bureaukratismus:

332. a) Ich lasse keine Form antasten. Kurze Antworten fordern Gedanken. Lange Antworten begehren nur eine Weise. Ei, habe ich einmal den Bogen oben angefangen, so arbeite ich mich ohne weiteres durch vier Folioseiten hindurch und rolle bergab zum Schluß, ich weiß nicht wie. Das geht seinen Gang wie ein Postklepper hin und retour. (Wohin? I, 6.)

Die kümmerlichen Verhältnisse der Untertanen:

333. a) Die Welt ist krank — die Welt ist kränklich — — das ist mein' Seele schlimmer als krank. (Wohin? II, 1.)

334. b) Die (Menschen) sind mehrenteils — aus ihrer Fassung gerissen — — Sie fassen die Gläser mit spitzen Fingern, lassen den Wein wie bittere Magentropfen über die Lippen herein, zahlen die Gebühr langsam, drücken den Hut in die Augen und gehen dicht unter den Fenstern an den Mauern hin, zur Lebensfristung nach Hause ins Kämmerlein. (Wohin? II, 2.)

Die Auflehnung des freien Bürgers:

a) 28.

Die Würde des Bürgers:

a) 210.

Die selbstgeschmiedeten Bande des Bürgers:

335. a) Kanzleidirektor: Tyrannei? Gehen Sie doch! Das ist auch so ein Schellenwort, wobei man nichts denkt.
Hermann: Man fühlt sehr viel dabei. (Wohin? V, 8.)

Die korrumpierte Justizpflege:

a) 284.

336. b) Stiehlt ein armer Kerl ein paar silberne Schalen — ei! da ist flugs die ganze Justiz auf den Beinen und hinter ihm her; muß aber Weib und Kind betteln, und stürzt sich einer, dem das grüne Tischchen alles abgenommen hat, ins Wasser, so stehen wir bei dem Leichnam, sagen: das Pharo hat ihn ruiniert, und jeder geht ruhig heim. Der Räuber fährt in Equipage, die Bestohlenen nehmen demütig die Hüte vor ihm ab, die Justiz sieht es, bleibt sitzen und denkt: das Pharo hat ihm geholfen. Jedermann findet das alles ganz natürlich. Das ist denn doch aber sehr unnatürlich und heißt die Lehre vom freien Willen sehr falsch explizieren. (Der Spieler II, 9.)

337. c) Albertine: Und was halten Sie von dem Eide — oder von dem Manneswortе, womit Sie sich verpflichtet haben?
Kanzleidirektor: Das sind notwendige Formen, die löset jedesmal der Gewaltigere.
Hofrat: Die Konjunktur.
Kanzleidirektor: Ganz recht! (Wohin? IV, 8.)

Die soziale Frage ist noch nicht im Bewußtsein lebendig:

338. a) Ich habe in meinem Leben noch um nichts den Herrn gebeten — aber wenn du hierbleiben willst — will ich bitten daß dein Titel bei der Stelle bleibe. (Das Vaterhaus III, 4.)

339. b) Auch die Dürftigkeit hat ihre Freuden — Dürftigkeit und Tugend — Arbeit und Brot — Liebe und Treue — Liebe und Dankbarkeit sei unsere Losung. (Der Spieler III, 4.)

340. c) Sein Fleiß erhält Hunderte; schenkt ihm Vermögen, Unglückliche zu trösten. (Reue versöhnt III, 13.)

Andeutung eines Gegensatzes zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer:

341. a) Die Tagewerker, die für ihn arbeiten, sind die eigentlichen Erwerber seines Reichtums. (Reue versöhnt IV, 1.)

Die Stellung der Frau:

342. a) Frau Germanus: Aber das halte ich mir aus, daß, wenn mir etwas nicht gefällt, mir die gebührenden Klagen verstattet werden.
Thomas: Zugestanden. Denn es ist ohnedies nicht zu hindern. (Wohin? V, 15.)

Ich habe den Versuch gemacht, einige Formen des Ifflandschen Stiles festzuhalten, wie sie in den einfachsten Stil- und Stoffelementen erscheinen. Obwohl ich mir bewußt bin, kein vollständiges Bild geboten zu haben, schon deshalb, weil ich nur einige, allerdings charakteristische Dramen Ifflands herangezogen und diesen die Beispiele entnommen habe, so ist es mir vielleicht dennoch gelungen, einige besonders kennzeichnende Züge so weit in den Vordergrund der Beobachtung gerückt zu haben, daß es möglich sein wird, sich daraus die stilistischen Umrisse des Ifflandschen bürgerlichen Dramas zu konstruieren.

Wenn wir die Stilmittel im Zusammenhang betrachten, so ergibt sich, daß sie eines gemeinsam haben: sie wollen nach außen wirken. Nun sollte man meinen, daß dies der Zweck jedes Stilmittels ist. Und doch liegt der Fall hier anders. Alle diese formalen Stilmittel: symbolische Ausdrucksweise, Abstraktionen und Verallgemeinerungen, Sentenzen und Antithesen — in kaum übersehbarer Menge und Mannigfaltigkeit —, Vergleiche und Gleichnisse tragen einen verstandesmäßigen Charakter. Bei den Abstraktionen und Verallgemeinerungen, Sentenzen und Antithesen braucht das Verstandeselement nicht erst bewiesen zu werden. Aber es zeigt sich auch bei den Vergleichen und Gleichnissen, bei denen man eher Betätigung der Phantasie voraussetzen könnte,

Wir sehen an den Beispielen, daß sie entweder gesucht (95) oder mehr nachdenklicher Art sind (96 f.) — diese werden natürlich am besten gelingen —, andere wieder sind ganz alltäglich und banal. Ein freies Spiel der Einbildungskraft wird man in den Vergleichen und Gleichnissen nirgend entdecken. So ist denn der Dialog in seiner Form augenscheinlich darauf angelegt und auch geeignet, zu überraschen, zu blenden — nicht dagegen, den Zuhörer gefangenzunehmen, zu fesseln, ganz und gar in seinen Bann zu schlagen und so mit Beschlag zu belegen, daß er in der vom Dichter vorgestellten Welt aufgeht und darin lebt und fühlt und denkt — seiner selbst vergessen, solange der Dichter seinen Zauberstab schwingt —; wir bleiben vielmehr unser bewußt, wie in jenen Träumen, in denen wir doch jeden Augenblick sicher sind, daß alles nur ein Traum ist — und nicht immer ein schöner Traum. Und ganz begreiflich ist es, daß wir nie vergessen dürfen, daß eine künstliche Welt vor uns steht, so sehr sie auch dem Alltag nachgeahmt ist. Die Voraussetzung und das Vehikel der gesprochenen Handlung ist der Verstand — auf seiten der agierenden Personen —, und in adäquater Weise erfolgt die Wirkung auf den Zuhörer: sein Verstand soll (mag auch noch so viel vom Herzen gesprochen werden, und es wird eben zuviel davon gesprochen) auf alle erdenkliche Weise in Anspruch genommen werden, wenn er dem geistreich-witzigen Dialoge folgen will. Aber nicht das allein: der Zuhörer soll sich dessen bewußt werden, wie geistreich und witzig der Dialog ist, und dadurch unterscheidet sich die Wirkung auf den Verstand von jener auf die Phantasie: er soll nicht bloß mitdenken, sondern er soll auch überrascht sein, geblendet, und dann bewundern. — Bewunderung, das ist das große Ziel, das sich ein Dialog, der mit den Mitteln des Verstandes arbeitet, einzig setzen will. Der Zuhörer soll sich jeden Augenblick sagen: Wie geistreich und trefflich ausgedrückt! Welch bedeutender Kopf ist doch der Autor! Wobei ein nicht geringer Teil der Wirkung auch darin besteht, daß sich der Zuschauer geschmeichelt fühlt, wenn er verständnisinnig lächeln und sich sagen darf: Ich bin einer, der den Dichter ganz versteht.

Von diesem Gesichtspunkte aus lassen sich die Stilmittel einheitlich erklären, und das ist notwendig, wenn man sie vom Standpunkt des Dichters und seiner Zeit verstehen will.

Auch in den stofflichen Dialog-Elementen lassen sich gewisse innere Zusammenhänge erkennen. Ihre bloße Aufzählung zeigt den Motivenkreis an, in dem sich das Ifflandsche Drama bewegt: Vaterland, Deutschtum und Kampf gegen die Fremdwörter, allgemeines Menschentum, die hochgespannten Gefühle und überhöhten Stimmungen des Mitgefühls, allgemein, im Hinblick auf

Vergangenheit (Memento mori) und Zukunft und auf die Familie, der Ehrbegriff, rousseauische und überhaupt soziale Ideen. Unschwer erkennen wir in diesen auf Schlagworte reduzierten Dialog-Elementen die Schlagworte der Zeit. Eine Gegenüberstellung aber rückt ganz von selbst in den Vordergrund der Betrachtung: die Antithese Verstand und Herz, wobei der Ton — scheinbar wenigstens — auf Herz zu legen ist, das Gefühl, das über den Verstand triumphiert. Das Herz oder Gefühl ist nicht nur das Grundelement in den Motiven, die wir unter dem gemeinsamen Namen 'Das hochgespannte Gefühl' zusammengefaßt haben, sondern es kommt auch in den nationalen Motiven, beim Ehrbegriff und selbstverständlich in den rousseauischen und sozialen Ideen zur Geltung. An und für sich könnte das einen Widerspruch mit den formalen Dialog-Elementen bedeuten, deren tragende Säule gerade der Verstand ist. Doch ist dem nicht so. Wohl ist der Zweck all dieser Motive — oder doch wenigstens der meisten — die Rührung oder überhaupt die Gefühlsbewegung. Wir wissen aber und können uns leicht vorstellen, wie die überempfindsame Tränenseligkeit der Zeit Gefühle und Gefühlchen verwässert hat. Mag selbst die Empfindsamkeit der Wertherzeit bei Nachahmern und Nachbetern nicht immer aufrichtig gewesen sein, eine solche Bewußtheit des Gefühls, ein so verstandesmäßiges Fühlen war den Dichtern der Aufklärung vorbehalten. Es ist aber eigentlich nicht einmal ein beabsichtigtes und vollbewußtes Schwelgen in Gefühlen, ein Sichhingeben und Darinaufgehen, sondern es wird von dem Gefühl oder darüber gesprochen, und das oft in den dialektisch-gekünstelten Formen der Sentenz und Antithese. Gefühlselemente, etwas unbestimmt Vibrierendes, Ungreifbares und Fließendes erscheinen in die festen Formen des Schlagwortes gegossen, des gemünzten Wortes also, das in seiner deutlichen Prägung und leichten Handlichkeit geeignet ist, als Scheidemünze von Mann zu Mann zu gehen, um freilich in kurzer Zeit recht unscheinbar und abgegriffen auszusehen. So gehen Verstand und Gefühl eine seltsame Verbindung ein, die nicht nur vom Verstand der Verständigen weit entfernt ist, sondern die auch ein kindliches Gemüt in seiner Einfalt kaum wird fassen können. Auf den im Sinne der Zeit gerichteten Zuschauer aber mußte solche Kunst von großer Wirkung sein. Hörte er doch hier jene Schlagworte wieder, welche ihm von der Straße her schon so geläufig waren und die sicher auch in seiner alltäglichen Unterhaltung eine Rolle spielen mochten. Um so sicherer mußten sie der Wirkung sein, zusammengehalten mit der Form, in der sie vorgebracht wurden. Wenn durch diese Stilformen, wie ausgeführt, die Verstandestätigkeit angeregt und zur bewußten Bewunderung für den Dichter gesteigert werden mußte,

wenn schon die Form allein der Eitelkeit des Zuhörers entgegenkam, indem er — ohne zu merken, durch welch seichte Mittel — in den Stand gesetzt wurde, dem Gedankenjongleur bei allen seinen Kreuz- und Quersprüngen zu folgen, ohne selbst schwindelig zu werden, so mußte der Inhalt diese Wirkung noch steigern. Der Zuhörer darf sich mit dem Dichter völlig eins denken und fühlen, da er, obwohl bewundernd emporblickend, den Dichter doch auf halbem Wege sich entgegenkommen sieht. So darf der Dichter mit diesen Mitteln auch der Massenwirkung gewiß sein. Diese Massenwirkung aber ist bei einem Dichter wie Iffland sicher mehr als ein instinktiv erstrebter Zweck. Iffland ist Schauspieler, ein Schauspieler, der, wie uns seine Zeitgenossen teils lobend, teils tadelnd, in der Sache selbst aber durchaus übereinstimmend berichten, vor allem durch das kunstvoll zusammengestellte Mosaik unzähliger kleiner und scheinbar geringfügiger Züge gewirkt hat. Die Wirkung selbst aber ist eine Folge verstandesmäßiger Berechnung, Iffland ist ein denkender Künstler. Wir erkennen deutlich die Übereinstimmung in der Wesenheit des Schauspielers und Dichters. Von dieser schauspielerischen Eigenart aus können wir auch die mannigfachen Eigentümlichkeiten des Dialogs in Inhalt und Form, die sich, wie man sieht, leicht zu einem Bilde zusammenschließen, unschwer erfassen und beurteilen. Auch der Dichter fügt kunstvoll eine Menge kleiner Einzelzüge zu einem mehr oder minder wirkungsvollen Gemälde zusammen. Minder wirkungsvoll wird es sich oft gestalten, weil in der Dichtung die Verschmelzung zu einem homogenen Ganzen nicht so gut gelingen kann und in ihren ursprünglichen Bestandteilen leichter durchschaubar bleibt als in der Kunst des Darstellers. Aber noch aus einem anderen Grunde wird die Massenwirkung bei Iffland nicht bloß instinktiv erstrebt; und wieder ist es der Schauspieler, der die Bedeutung dieses anderen Umstandes erklärt: der Darsteller will bewundert werden und begeisterten Beifall wecken. Das ist in der Natur seiner Kunst begründet, daß er in der dauerlosen Gegenwart wirkend nur aus dem kargen Becher des Augenblicks den berauschenden Trunk des Erfolges schlürfen darf. Und darauf ist der Erfolg sowohl durch die Form als den Inhalt angelegt, indem — um es noch einmal zusammenzufassen — die Form den Zuhörer sich bewußt werden läßt, daß er mitdenken, der Inhalt ihm zum Bewußtsein bringt, daß er mitfühlen darf. Die Wirkung dieser wohlberechneten Mittel aber ist, wie man sich leicht vorstellen mag, mit Hilfe einer ebenso wohlberechneten Darstellungskunst der höchsten Steigerung fähig; und davon zeugt auch tatsächlich der äußere Erfolg der von Iffland — sit venia verbo — sich selbst auf den Leib geschriebenen und von ihm dar-

gestellten Rollen. Begeisterter Jubel und Tränen danken dem Künstler und Dichter. Sein Erscheinen wird überall mit dem größten Enthusiasmus begrüßt, sein Abschied unter Tränen der Wehmut gefeiert. Nun war aber Iffland nicht nur Schauspieler und Dichter — er war auch Mensch; ein Kind des 18. Jahrhunderts, des erleuchteten Zeitalters der Aufklärung. Ein Mensch, der also nicht bloß gefühlsmäßig erfüllt war und durchdrungen von den Ideen seiner Zeit, sondern auch verstandesmäßig davon überzeugt. Und so ist verständlich, ja selbstverständlich, wenn er, dem die Gabe der Verkörperung dieser Ideen in Gestalten und ihrer Verlebendigung durch die Kunst der Darstellung verliehen war, von dieser Gabe auch den reichlichsten Gebrauch machte. So wie wir aber aus der Übereinstimmung des Wesens und Charakters Ifflands mit den in seinen Dramen niedergelegten Tendenzen auf die innere Überzeugtheit des Dichters von der Richtigkeit und Bedeutung dieser Tendenzen zu schließen berechtigt sind, so ist anderseits auch der Schluß gestattet, daß das Drama Ifflands in der Tat ein Spiegel der Aufklärungszeit ist, deren Gedanken- und Gefühlsgehalt der Dichter in seinem Leben, in seiner Dichtung und darstellenden Kunst verkörperte. Umgekehrt finden somit die Eigentümlichkeiten der Dialog-Elemente ihre Erklärung in jener dreifachen Eigenschaft Ifflands des Dichters, Schauspielers und Menschen der Aufklärung. Sie sind ihr form-, sinn- und wahrheitsgemäßer Ausdruck.

Wien. Max Lederer.

Die älteste Fassung des me. Gedichtes 'Earth upon Earth'.

Das mittelenglische Gedicht 'Earth upon Earth' muß sich großer Verbreitung erfreut haben. Dafür spricht nicht nur die Erhaltung in verhältnismäßig zahlreichen Handschriften, sondern mehr noch das starke Auseinanderfallen der Überlieferung in verschiedene Versionen, Nachahmungen und Fortsetzungen. Zudem gehört das Gedicht zu den wenigen mittelalterlichen Werken, die sich ihre Beliebtheit auch in die Neuzeit herübergerettet haben. Besitzen wir doch drei Abschriften des Gedichtes aus dem 16. Jahrhundert und eine aus dem 17. Jahrhundert; und einzelne Strophen des Gedichtes sind als Grabinschriften noch im 16., 17. und 18. Jahrhundert verwendet. Die jüngste der Inschriften, vom Jahre 1761, die sich auf dem Kirchhofe der Abtei Melrose befindet, hat das Interesse Walter Scotts erregt und ist dadurch zu einer deutschen Übersetzung von Theodor Fontane gelangt. Beachtung in der Literaturgeschichte verdient das Gedicht auch deshalb, weil die Augen des jungen wie des alternden Shakespeare darauf geruht haben werden: stand es doch in der Trinitätskirche zu Stratford an der westlichen Rückwand des Hauptschiffes auf der Bandrolle eines Engels damals für jedermann zu lesen.[1] Und Longfellow hat in *Outre-Mer* (1835) auf dem Kirchhof von Père-la-Chaise ein paar Strophen aus der Stratforder Fassung zitiert.

Bei der Bedeutung des Gedichtes war es daher ein dankenswertes Unternehmen, die gesamte Überlieferung desselben einmal zusammenzustellen, wie das Fräulein Hilda Murray, die Tochter des großen Oxforder Philologen, für die Early English Text Society 1911 versucht hat.[2] Leider aber hat die Verfasserin sich im wesentlichen damit begnügt, das ihr bekannte Textmaterial abzudrucken, ohne einen kritischen Text herzustellen und die vielen damit verknüpften sprachlichen und literarhistorischen Fragen methodisch zu

[1] Wortechos daraus scheinen sich allerdings bei Shakespeare nicht nachweisen zu lassen; denn Phrasen wie *The earth can have but earth* (Son. 74, 7), *Soul soul, the centre of my sinful earth* (Son. 146, 1), *Turn back, dull earth, and find thy centre out* (Rom. II, 1, 2), *Vile earth, to earth resign* (Rom. III, 2, 59) können schwerlich als solche gelten. — Eine andere uralte volkstümliche Vorstellung von der Erde als unserer 'Mutter' (vgl. A. Dieterich, Mutter Erde, Leipzig 1905, und die 'Anglia' 42, 206 Anm. 1 von mir verzeichnete Literatur) verwendet Shakespeare in As You Like It I, 2, 213: *this young gallant ... so desirous to lie with his mother earth;* vgl. auch Romeo II, 3, 9: *The earth that's nature's mother.*

[2] The Middle English Poem, Erthe upon Erthe, printed from 24 manuscripts, edited, with Introduction, Notes, and Glossary, by Hilda M. R. Murray. (Early English Text Society, Original Series, Nr. 141.) London 1911.

erörtern. Zudem ist ihr die dritte, besonders alte Fassung erst nach Abschluß ihrer Arbeit bekannt geworden, so daß dieselbe nur noch in einem Anhang mitgeteilt werden konnte. Und die älteste Handschrift der Hauptversion ist ihr überhaupt unbekannt geblieben. Eine gründliche Untersuchung des Handschriftenverhältnisses sowie die Herstellung eines kritischen Textes nach den damals bekannten sieben Handschriften ($T\,R^a\,R^b\,S\,L\,P\,J$) hatte schon vorher Julius Zupitza unternommen;[1] als ihm aber durch A. Napier Abschriften von fünf weiteren Handschriften ($B^a\,H^b\,E\,L^d\,C^p$) zugingen, stellte er die Veröffentlichung der bereits druckfertigen Arbeit, die sich in seinem Nachlaß vorfand, zurück und ist so nicht mehr zur Einarbeitung seines neuen Materiales gekommen.

Ich selbst habe nicht die Absicht, eine Lösung der mannigfachen, mit dem Gedichte verknüpften schwierigen Probleme zu versuchen, sondern begnüge mich damit, das handschriftliche Material zu ergänzen, indem ich die bisher übersehene älteste Fassung der Handschrift E. 24 (fol. 44^a—45^a) des St. John's College zu Cambridge, welche zwei Gedichtformen miteinander vereinigt, sowie eine von Napier gefundene, von Frl. Murray gleichfalls übersehene jüngere Handschrift, Nr. 237 des Corpus Christi College zu Oxford, hier zum Abdruck bringe. Da ich dabei allerhand kritische Bemerkungen anfügen und den vollständigen Variantenapparat aller Handschriften bieten werde, wird man so zugleich einen kritischen Text des Gedichtes erhalten.

Überschauen wir das ganze bisher bekannt gewordene Material, so lassen sich drei verschiedene Gedichte unterscheiden, die nur das gemeinsam haben, daß sie mit den Bedeutungen des Wortes *earth*, 1. 'Erde', 2. 'Mensch als Erdenkloß', spielen.[2]

I.

Das erste Gedicht, *Erþe owt of erþe* oder *Erthe vpon erthe* beginnend (Frl. Murrays 'Version B'), ist in vierzeiligen Strophen aus Viertaktern mit durchgehendem Reim geschrieben. Es bestand ursprünglich aus nur fünf Strophen, wie uns das Gedicht noch in drei Handschriften ($C\,T\,B^i$) überliefert ist. Dann wurden von anderer Hand zwei Strophen hinzugefügt; und dies ist die Gestalt des Gedichtes, die am meisten Verbreitung gefunden hat und uns

---

[1] Zupitza gruppiert seine sieben Handschriften, wenn ich seinen graphischen Stammbaum in eine typographisch bequemere mathematische Formel umschreiben darf, folgendermaßen: $x = (T + R^a) + [J + (S + P)] + (L + R^b)$. — Die im folgenden unter Berufung auf Zupitza oder Napier gemachten Angaben entstammen den nachgelassenen Papieren Zupitzas.

[2] Frl. Murray, die das dritte Gedicht bei der Abfassung ihrer Einleitung noch nicht kannte, unterscheidet zwei 'Versionen', A und B, die sie auf eine gemeinsame Quelle glaubt zurückführen zu können; vgl. S. X u. XXIV ihrer Ausgabe.

noch in zwölf Handschriften (J B^r B^a H^a C^p E H^b P S T^a M R^e) vorliegt. Endlich wurden noch weitere 5 Strophen hinzugedichtet, die wir in sechs Handschriften (L O L^d T^b R^b H^c) finden. Einzelnen Handschriften, wie R^a, P, B^a und vor allem U und R^b, wurden schließlich noch 3—16 Sonderstrophen ein- oder angefügt. Die bis jetzt bekannten 23 Handschriften zerfallen demnach in folgende drei Gruppen:

(a) die fünfstrophige Urform bieten:

C = Cambridge, St. John's College, E. 24, fol. 44^a, aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts. Dieses bisher unbekannte, auch von Zupitza und H. Murray nicht benutzte Manuskript stellt die älteste Handschrift unseres Gedichtes dar. Ich drucke den Text weiter unten auf S. 49. An Strophe 5 schließen sich 9 weitere Strophen an, welche ursprünglich ein selbständiges Gedicht, unsere zweite Fassung, darstellten und ebenfalls von mir auf S. 57 gedruckt sind.

B^i = eine mit *William Billyng* unterzeichnete, also vielleicht von ihm geschriebene Pergamentrolle, die vier Gedichte[1] enthielt, die in einem Privatdruck von 40 Exemplaren unter dem Titel 'Billyng's Five wounds of Christ' (Manchester 1814) von William Bateman gedruckt sind. Nach Bateman war die Rolle etwa unter Heinrich V. (1413—22) geschrieben. Sie gehörte 1814 einem Herrn William Yates in Manchester, gelangte dann in den Besitz der Familie Bateman in Lomberdale House bei Bakewell, Derbyshire (nach 'Notes and Queries' 4th Series III, 229 [1869]) und ist vermutlich mit deren Bibliothek im Mai 1893 von der Firma Sotheby verkauft, obschon Napier unsere Pergamentrolle im Katalog nicht finden konnte. Wo die Handschrift sich heute befindet, hat weder A. Napier noch Fräulein Murray feststellen können. Gedruckt bei H. Murray S. 5.

T = Thornton MS., Lincoln Cathedral, fol. 279, aus der Mitte des 15. Jahrhunderts.[2] Gedruckt bei H. Murray S. 6.

---

[1] Unser Gedicht steht an dritter Stelle. Dahinter folgt noch ein ganz kurzes Gedicht von 5 Zweitaktern, die (nach Napiers Abschrift aus Batemans Druck) folgenden, in den jetzigen Zeitläuften doppelt interessanten Wortlaut haben:

Pes maketh plente,
Plente makyth pryde,
Pryde maketh plee,
Plee maketh pouerte,
Pouerte maket<h> pees.

Dieselben Verse befinden sich in Douce 15 und Harleian 629 (ed. Halliwell in 'Reliquiae Antiquae' I 315) und nach Frl. Murray in Digby 230.

[2] Hier wie in allen anderen Fällen übergehe ich frühere Einzeldrucke des Gedichtes nach einzelnen Handschriften. Dieselben sind gut verzeichnet in Frl. Murray's Ausgabe.

R^a = Oxford, Rawlinson C. 307, fol. 2^a, aus dem dritten Viertel des 15. Jahrhunderts. Dem Gedicht sind drei Schlußstrophen angefügt, die sich sonst nirgendwo finden. Gedruckt bei H. Murray S. 12.

U = University Library, Cambridge, Ii. 4. 9, fol. 67^a, aus dem 15. Jahrhundert. Hier sind die Strophen umgestellt, nach Strophe 2, 1—2 vier Sonderstrophen interpoliert und zum Schluß zwölf neue Strophen angefügt. Frl. Murray (S. XXVII) glaubte in vier von den sechzehn Sonderstrophen Anklänge an eine andere Fassung, ihre 'Version A', finden zu können und deswegen die Cambridger Fassung als eine Mischform der Versionen A und B ansehen zu dürfen. Ich vermag dieser Ansicht nicht beizupflichten, weil die vermeintlichen Anklänge zuwenig Übereinstimmungen oder Ähnlichkeiten aufweisen. Gedruckt bei H. Murray S. 32 ff.

(b) Die erweiterte siebenstrophige Form bieten:

T^a = Cambridge, Trinity College, R. 3. 21, fol. 33^b, aus dem 15. Jahrhundert. Gedruckt bei H. Murray S. 47.

B^r = eine jetzt verschollene Pergamenthandschrift des 15. Jahrhunderts, die sich 1904 im Besitz eines Antiquars in Brighton befand. Das am Schluß (fol. 90^b) einer lateinischen Abhandlung stehende Gedicht wurde 1908 von H. G. Fiedler in 'The Modern Language Review' III 219 f. gedruckt und danach bei H. Murray auf S. 10.

C^p = Corpus Christi College, Oxford, Nr. 237, fol. 233^b, aus dem 15. Jahrhundert. Bisher nicht benutzt. Nach Napiers Abschrift gedruckt weiter unten auf S. 55.

E = Egerton MS. 1995, fol. 55^a, aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. Gedruckt bei H. Murray S. 8.

H^b = Harleian 1671, fol. 1^{*a}, aus dem 15. Jahrhundert. Gedruckt bei H. Murray S. 9.

P = Porkington MS. 10, fol. 79^b, aus dem 15. Jahrhundert, im Besitz des Lord Harlech zu Brogyntyn (früher Porkington) bei Oswestry, Shropshire. Hier ist jeder Strophe ein zweizeiliger Schwanz angehängt. Zudem sind fünf neue Strophen nach der sechsten eingefügt. Gedruckt bei H. Murray S. 24 ff.

S = Oxford, Selden supra 53, fol. 159^b, aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. Hier fehlt die Strophe 5. Gedruckt bei H. Murray S. 7.

J = eine Inschrift auf der Bandrolle eines Engels auf dem Freskogemälde der Westwand des Hauptschiffes in der Trinitätskirche zu Stratford-upon-Avon. Die Malereien, welche vermutlich von der Restauration der Kapelle durch Sir Hugh Clopton († 1496)

herstammen, sind durch wiederholtes Übertünchen jetzt zerstört. Gedruckt nach Th. Fisher's Faksimile (London 1836) bei H. Murray S. 11.

Shakespeares wegen sei hier die andere Todesmahnung mitgeteilt, welche sich auf einer anderen Bandrolle desselben Gemäldes befand. Es handelt sich hier um Verse, die sich bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts zurückverfolgen lassen und noch an folgenden Stellen überliefert sind: (1) A = Arundel MS. 292, fol. 3[b] (ed. Th. Wright, Reliquiae Antiquae I 235), aus der Mitte des 13. Jahrhunderts; (2) E = Erfurt, Ampl. O. 58, fol. 139[a] (ed. Schum, Exempla codicum Amplonianorum S. 14 und Taf. VI Nr. 27; auch Archiv 94, 453 und Anglia 42, 156), aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts; (3) T = Tanner 407, fol. 36[b] (ed. H. Murray, Erthe upon Erthe S. 37), aus dem 16. Jahrhundert; (4) F = Inschrift vom Grabe des Richard Colwell in Faversham, Kent, aus dem Jahre 1533 (ed. Th. F. Ravenshaw, Anciente Epitaphes, London 1878, S. 21; auch Archiv 94, 452); (5) Inschrift aus dem 16. Jahrhundert in der Kirche zu Saffron Walden (laut H. Murray nach Weever, Ancient Funeral Monuments S. 425) und (6) Inschrift von einem Grabe in Dun (laut H. Murray nach Rogers, Monuments and Monumental Inscriptions in Scotland II 210). Einen kritischen Text nach AEJF gab Zupitza, Archiv 94, 454. Der Stratforder Text lautet (ed. Reeves, Mod. L. Notes IX 203; H. Murray S. 36):

Whosoo hym be-thowght
Inwardly and ofte,
How hard hyt ys to flett
4 *From bede to peyt,*
From peyt to peyne
*That neu*er *schall seys certen,*
He wold not doo no syn
8 *All þis world to wynn*e.

Varianten aus AETF: 1 *Whosoo* JF] *If man* A, *Ho þat* E, *He that* T ‖ *hym*] *hath* T ‖ *biđocte* A, *biȝoȝte* E, *bethoft* F, *thoughte* T 2 *Inwardly* JF] *inderlike* A, *many tyme* E, *ful inwardly* T 3 *How hard* JFT] *Wu arde* A, *Hwek* E ‖ *hyt* fehlt A ‖ *ys*] *were* E ‖ *to flett*] *to flyt* T, *to flitt* F, *to flette* E, *te fore Fro bedde to flore, Wu reuful is te flitte* A 4 *From* JF] *fro* AT, *fram* E ‖ *bedde* AETF ‖ *to*] *te* A, *on to* T, *vnto* F ‖ *peyt*] *pitte* A, *pette* E, *pyt* T, *the pytt* F 5 *From* JF] *fro* AT, *fram* E ‖ *peyt*] *pitte* A, *putte* E, *pytte* T, *pytt* F ‖ *to*] *te* A, *on to* T, *vnto* F ‖ *peyne* JF] *pine* A, *pyne* ET 6 *That*] *đat* A, *þat* E, *whiche* T ‖ *neuer*] *nevre* A, *neuere* E, *neuyr* T ‖ *schall* JT] *sal* A, *shal* EF ‖ *seys certen*] *ceas certayne* F, *fine* A, *fyne* E, *haue fyne* T 7 hinter 8 in ET ‖ *He wold not doo* JF] *I wene* A, *He nolde dó* E, *wold not do* T ‖ *no*] *non* A, *a* ET, *one* F ‖ *syn*] *sinne* A, *sinn* F, *synne* T, *didlich synne* E 8 Anders in A: *Sulde his herte winnen* ‖ *All* JF] *For al* E, *for alle* T ‖ *þis*] *the* F ‖ *wynne* JET] *winnen* A, *winn* F.

B^{a} = Balliol College, Oxford, Nr. 354 (fol. 207^{b}), d. i. das zu Anfang des 16. Jahrhunderts zusammengestellte Kollektaneum des Londoners Richard Hill. Hier sind 9 Sonderstrophen zwischen den alten Stamm- (Str. 1—5) und den beiden Zusatzstrophen eingefügt. Gedruckt bei H. Murray S. 27 ff.

H^{a} = Harleian 984, fol. 72^{a}, aus dem 16. Jahrhundert. Da das vorhergehende Blatt herausgerissen ist, ist nur noch der Schluß, Str. 6, V. 3—4 und Str. 7, erhalten. Gedruckt bei H. Murray S. 29.

M = Maitland Ms. (S. 338) = Pepysian MS. 2553, Magdalene College, Cambridge, geschrieben um 1555/85. In schottischer Mundart. Gedruckt bei H. Murray S. 30.

R^{e} = ein von John Reidpeth 1622 f. kopiertes Ms. = University Library, Cambridge, Ll. 5. 10 (fol. 43^{v}). In schottischer Mundart, offenbar aus derselben Vorlage wie M abgeschrieben. Gedruckt bei H. Murray S. 31.

(c) Die nochmals erweiterte elf- oder zwölfstrophige Form bieten:

L = Lambeth 853, fol. 35, um die Mitte des 15. Jahrhunderts geschrieben. Gedruckt bei H. Murray S. 14 ff.

O = Laud Misc. 23, fol. 111^{b}, um die Mitte des 15. Jahrhunderts geschrieben. Die Hss. L und O stammen sicher aus derselben Vorlage. Gedruckt bei H. Murray S. 16 ff.

T^{b} = Trinity College, Cambridge, B. 15. 39, fol. 170, aus dem 15. Jahrhundert. Hier fehlen die Strophen 5—6 sowie 11. Gedruckt bei H. Murray S. 48 f.

L^{d} = Cotton Titus A. XXVI, fol. 153^{a}, aus dem 15. Jahrhundert. Hier fehlen die Strophen 5—7 und 10—12. Gedruckt bei H. Murray S. 19.

R^{b} = Rawlinson Poetic. 32, fol. 32^{b}, um die Mitte des 15. Jahrhunderts geschrieben. Hier fehlen die Strophen 6—7 und 9; aber zum Schluß sind 7 neue Sonderstrophen hinzugefügt. Gedruckt bei H. Murray S. 20 ff.

H^{c} = Harleian 4486, fol. 146^{a}, aus dem 15. Jahrhundert. Hier fehlen die vier Strophen 8—11. Gedruckt bei H. Murray S. 13 f.

Es läßt sich nicht entscheiden, ob die Vorlage dieser sechs Handschriften 11 oder 12 Strophen enthielt, da die zweite neue Zusatz-Strophe (= Str. 9) formal aus den übrigen 4 neuen Strophen herausfällt und auch in zwei Handschriften (R^{b} H^{c}), die allerdings auch sonst 2 bzw. 3 Strophen auslassen, sich überhaupt nicht findet, wohingegen die die betreffende Strophe bringenden Handschriften LOT^{b}L^{d} auch sonst auf eine gemeinsame Quelle zurückzugehen scheinen. Nach Zupitza (vgl. weiter unten S. 47 f.) rührt die Strophe 9 jedenfalls von einem anderen Verfasser her als Str. 8. 10. 11. 12. Bei meinem Abdruck der Zusatzstrophen auf S. 54 habe ich die

Strophe an ihrer Stelle beibehalten, aber in Kursivdruck geboten, weil sie von einem anderen Dichter herzurühren scheint.

Einzelne Strophen und Strophenteile sind im 16.—18. Jahrhundert zu Grabinschriften verwendet, wie aus den Zusammenstellungen bei H. Murray S. XXXV—XXXVII gut zu übersehen ist. Am häufigsten ist als Grabinschrift die Strophe 4 benutzt: sie findet sich in der ursprünglichen Form auf einer Grabplatte von 1592 aus St. Helen's, London, und auf einem Grabstein von 1631 (?) zu Edmonton, sowie zusammen mit der (Zusatz-) Strophe 6 auf einem Grabstein von 1590 in St. Martin's, Ludgate. Die ersten beiden Zeilen von Str. 4 sind mit den ersten beiden Zeilen der Str. 3 zu einer Strophe zusammengezogen auf einem Grabstein von 1761 auf dem Kirchhof der Abtei Melrose, einem undatierten Grabstein auf dem St.-James-Kirchhof zu Clerkenwell, in einer modernen Wandinschrift in Beaumont Hall, Essex, und einem Motto in M. Cholmondeley's Roman 'Diana Tempest' (II 241). In einem Pfarregister von Pillerton Hersey ist auf das letzte Blatt im 17. Jahrhundert eine Strophe geschrieben, die die beiden ersten Zeilen von Str. 3 mit Anklängen an die Str. 1 verschmilzt.

Man könnte nun die Frage aufwerfen, ob die fünf- und siebenstrophige Gestalt nicht erst aus der zwölfstrophigen gekürzt sei. Als Antwort darauf möchte ich die feinen Ausführungen bieten, die Zupitza über den 'ursprünglichen Umfang des Gedichtes' niedergeschrieben hat:

'Mir scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß die fünf Strophen, die T [und C R^a B^i U] allein bietet, den ursprünglichen Umfang unseres Gedichtes darstellen.

'Diese fünf Strophen enthalten etwas in sich völlig Abgeschlossenes: irdische Ehre ist nichtig (Str. 1); denn der Mensch muß von der Erde weg (Str. 2) und muß seine irdische Habe zurücklassen (Str. 3); er muß aber eher weg, als er gern möchte (Str. 4), und von ihm bleibt auf Erden nur *a foule stink* übrig (Str. 5). Die letzte Strophe endet mit einem nachdrücklichen Kraftwort.

'Was die Form dieser fünf Strophen anlangt (vgl. Luick in Pauls Grundriß[2] II, 2, 177), so zeigen sie alle das Wort *erthe* zweimal in jedem Verse, und zwar immer so, daß jeder erste Halbvers mit dem zweiten *erthe* schließt. In dieser Hinsicht weicht ein Vers innerhalb der zwei Strophen (Str. 6 und 7) ab, die wir in der zweiten Gruppe mehr finden. Str. 7, 3 wird in der ältesten Fassung gelautet haben wie in J: *And pray to God vpon erth, þat all erth wroght.* Wir finden also *erþe* auch hier zweimal, aber das zweitemal erst im zweiten Halbverse.

'Was den Inhalt betrifft, so wirkt Str. 6 störend. Der Gedanke "Was soll auf Erden Kleiderpracht, da der Mensch in ärmlicher

Tracht begraben wird?" hinkt hinter Str. 4 nach, wo es heißt: "Erde geht auf Erde in Gold glitzernd, als ob Erde nimmer in die Erde gehen müßte." Str. 7 aber ist eine Schlußstrophe, die zwar das Ende deutlicher bezeichnet als Str. 5, aber weit weniger kräftig und deshalb auch weniger wirksam ist. Während die Fassung der ersten Gruppe es dem Leser überließ, selbst die notwendigen Folgerungen zu ziehen, schließen die Handschriften der zweiten Gruppe mit dem ausdrücklichen Rat, Erde soll auf Erde so handeln, daß sie in den Himmel komme. Also auch der Inhalt spricht gegen die Ursprünglichkeit der Plusstrophen der zweiten Gruppe.

'Von den nur durch die Handschriften der dritten Gruppe überlieferten Strophen[1] erinnert inhaltlich die 8. an die 6., ist also ebenso unangebracht nach der 4. Aber auch Str. 10 ist nur eine Variation desselben Gedankens. Der Inhalt von Str. 11 aber, daß, wenn der Mensch an die Rechenschaft dächte, die er einst ablegen muß, er Gott nicht erzürnen würde, ist matt nach dem kräftigen Vers im Lapidarstil 2, 2 *Bot, how erthe sall to erthe, thynkis he no thynge.* Endlich Str. 12 ist ein Gebet an Gott, der Erde angenommen habe, Erde in den Himmel gelangen zu lassen, also eine weitere Ausführung des Schlusses der zweiten Gruppe (Str. 7). Auch sind diese Verse weit länger als die echten und die in den Zusatzstrophen der zweiten Gruppe: sie sind wohl als Hexameter anzusehen.

'Unser Gedicht hat demnach ursprünglich aus fünf Strophen bestanden: dieser Umfang ist auch noch in den Handschriften der ersten Gruppe nicht überschritten worden. Dagegen die gemeinsame Quelle der Texte der zweiten und dritten Gruppe zeigte sieben Strophen. Diese Zahl ist in der Vorlage der Texte der zweiten Gruppe unverändert beibehalten, dagegen in der der Texte der dritten Gruppe durch Hinzufügung der Str. 8, 10, 11, 12 auf 11 erhöht worden. Weitere Zusatzstrophen zeigen dann die Texte R^a P R^b [sowie B^a und U]: über diese wird in den nächsten drei Paragraphen gehandelt werden.

'Der augenfälligste Unterschied zwischen T [C B^i] und R^a besteht darin, daß R^a hinter den fünf echten Strophen noch drei weitere bietet, die sonst nirgend überliefert sind. Auch wenn wir nur R^a hätten, würden diese drei Strophen der Unechtheit schon aus dem Grunde verdächtig sein, weil in jeder von ihnen der letzte Vers von der oben S. 45 beschriebenen Form der echten Verse abweicht, indem sie lauten: *Than sall erthe be full ferde for þe sely sall* (6), *And þou sall fynde it forsuthe that þou haste many fase* (7), *That þe saule of þis erthe suffre no wo* (8). Dazu kommen dann stilistische Gründe. Str. 6 ist wenig geschickt. Wenn

[1] Zupitza nimmt nur vier, nicht fünf Zusatzstrophen (8. 10. 11. 12) für die dritte Gruppe an. Vgl. weiter unten S. 47.

es hier heißt: "Was kann Erde zur Erde sagen, wenn es am allerbesten geht? Nichts, als daß Erde auf Erden einen Fall erleben wird. Wenn aber Erde aus der Erde auf den letzten Ruf hin kommen wird, dann wird Erde voller Furcht sein wegen der armen Seele", so ist der Ausdruck von der Gedrungenheit der echten Strophen weit entfernt. Zu beachten ist auch der Reim: *all* : *fall* : *call* : *sall* (= *saul*, ae. *sāwl*, ne. *soul*). Noch weniger befriedigt Str. 7. Der erste Vers "Sieh, Erde, was für Ehre du auf Erden hast" ist matt nach Str. 1, 2 (in Ra 1, 4 *Erthe hase of erthe a dignytie of noght*). Der zweite und dritte Vers *And thynk þou, erthe, opon erthe what maistres þou mase, And how, erthe, opon erthe what gatis at þou gase* ermangeln der Bestimmtheit. Endlich vom vierten Vers *And þou sall fynde it forsuthe, that þou haste many fase* weiß man nicht recht, was er in diesem Zusammenhange soll. Dagegen ist Str. 8, die inhaltlich an die Schlußstrophe der zweiten und dritten Gruppe (Str. 7 und 12) erinnert, weit besser. Vielleicht stammt sie von einem anderen Dichter her als Str. 6 und 7, da in ihr ae. *ā* mit ae. *ō* reimt (*go* : *to* : *so* : *wo*), während in diesen ae. *ā* ohne Färbung zu *o* erscheint (*all* : *fall* : *call* : *sall* [ae. *sāwl*] und *hase* [ae. *hæfst*] : *mase* [ae. *macast*] : *gas* [ae. *gæst*] : *fase* [ae. *gefān*]).

'P weicht von dem Urtext der zweiten Gruppe am meisten ab, da es seine Strophen durchweg um zwei Verse, die miteinander reimen, verlängert und außerdem zwischen die beiden Zusatzstrophen der zweiten Gruppe fünf Strophen eingeschoben hat, die in keinem anderen Texte stehen. Ihre Unechtheit verrät sich schon dadurch, daß in ihnen immer nur der erste Vers so gebildet ist wie in den echten Strophen alle Verse ohne Ausnahme (s. oben S. 45). Ursprünglich waren auch diese fünf Zusatzstrophen von P ebenso vierzeilig wie die echten Strophen und wie die in der gemeinsamen Vorlage der dritten Gruppe hinzugekommenen. Dies wird dadurch bewiesen, daß man auch bei ihnen den fünften und sechsten Vers abtrennen kann, ohne daß das Vorhergehende unvollständig wird.

'Da L [sowie O Hc und teilweise Tb] die beiden Zusatzstrophen der zweiten Gruppe enthält, muß ihr Fehlen in Rb [und Ld] auf späterem Wiederweglassen beruhen. Man könnte nun meinen, daß auch Str. 9, die einzige, die nur in L [sowie O Tb Ld] überliefert ist, vielleicht nur in Rb [und Hc] wieder weggelassen sei, so daß sie dann zu den offenbaren vier Zusatzstrophen der dritten Gruppe (Str. 8. 10. 11. 12) als fünfte hinzukäme. Aber obgleich für eine solche Annahme geltend gemacht werden könnte, daß die Verse in Str. 9 ebenso lang gestreckt sind wie in den Zusatzstrophen der dritten Gruppe, und daß die Assonanz *rakid* : *bihatid* (Str. 9) an die Assonanz in der Überschrift *hatid* : *nakid* erinnert, so ist doch

anderseits zu erwägen, daß die Strophen 8. 10. 11. 12 in dem doppelten *erthe* in der ersten Hälfte jedes Verses durchaus dem Vorgange der echten Strophen folgen, wogegen in der ganzen Str. 9 das Wort *erþe* nur ein einziges Mal vorkommt, nämlich in der zweiten Hälfte des ersten Verses. Sollte also diese Strophe schon in der gemeinschaftlichen Quelle von L[O T^b L^d] und R^b [H^c] gestanden haben, so müßte sie jedenfalls von einem anderen Verfasser herrühren als die Str. 8. 10. 11. 12; und so ist es doch wohl rätlicher, in Str. 9 nur eine Zusatzstrophe von L[O T^b L^d] zu sehen. Sie rührt von jemandem her, der das Bedürfnis fühlte, zwischen zwei Strophen, die von Kleidern handeln, eine dritte über denselben Gegenstand zu schieben.

'Die sieben in R^b allein stehenden Strophen (9—15) zeigen in jeder ersten Hälfte jedes Verses ein doppeltes *erthe,* wie die echten, mit Ausnahme von 10, 2 *And bildist on erthe as thou schuldist dwelle euer moo* und 11, 2 *Til the be made frome the erthe as bare as any bon.* In dem zweiten von den angeführten Versen liegt unzweifelhaft ein Fehler vor; denn das erste *the* gibt keinen Sinn: es ist gewiß in *erthe* zu verwandeln. Und so dürfte auch in dem ersten ein Fehler des Schreibers vorliegen, der ein zweites *on erthe* hinter *schuldist* weggelassen hat. Der Schreiber von R^b war dann jedenfalls nicht der Verfasser der Zusatzstrophen in R^b, die immer wieder von neuem auf den Tod und die Vergeltung im Jenseits hinweisen. An Ausdehnung kommen die Verse in den Zusatzstrophen von R^b denen in den Zusatzstrophen der dritten Gruppe gleich. Statt der vier Reime haben wir in zwei Strophen je zwei, die miteinander Assonanz bilden, einmal in Reimpaaren (Str. 9 *grace* : *race* : *hate* : *gate*), das andere Mal mit Kreuzung (Str. 14 *falshede* : *mysgete* : *ytrede* : *bete*).'

Nach den vorstehenden Ausführungen ließe sich über die Gruppierung der Handschriften und die Verteilung der Strophen nebenstehende Tabelle aufstellen, die ein ganz anderes Bild bietet als die Tabelle Frl. Murrays (S. XVII).

Was die Abfassungszeit des Gedichtes angeht, so dürften die ursprünglichen fünf Strophen wohl noch dem 13. Jahrhundert angehören, da die älteste Handschrift (C) bis an den Anfang des 14. Jahrhunderts zurückreicht. Das verstummte *e* in Reimen der Str. 2 und der Gebrauch von *bigged* in Str. 3, 3 scheinen auf den Norden oder wenigstens nördliches Mittelland hinzuweisen (Zupitza).

Ich biete nun zunächst die fünfstrophige Urform des Gedichtes nach der neugefundenen, ältesten Handschrift E. 24 (fol. 44^a) des St. John's College, Cambridge, aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts und füge dem Abdruck kritische Bemerkungen sowie die Varianten der übrigen 22 Handschriften bei. Dann lasse ich kritische Texte der sieben Zusatzstrophen der zweiten und dritten Handschriften-

Gruppe	Hs.	Gemeinsame Strophen 1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.	Sonderstrophen
I. Gruppe	C	1	2	3	4	5								
	Bi	1	2	3	4	5								
	T	1	2	3	4	5								
	Ra	1	2	3	4	5								6—8 (3)
	U	1	3 + 8	2	10	9								4—7, 11—22 (16)
II. Gruppe	Ta	1	2	3	4	5	6	7						
	Br	1	2	3	4	5	6	7						
	Cp	1	2	3	4	5	6	7						
	E	1	2	3	4	5	6	7						
	Hb	1	2	3	4	5	6	7						
	P	1	2	3	4	5	6	12						7—11 (5)
	S	1	2	3	5	—	4	6						
	J	1	2	3	4	5	6	7						
	Ba	1	2	3	4	5	15	16						6—14 (9)
	Ha	—	—	—	—	—	6	7						
	M	1	2	3	4	5	6	7						
	Re	1	2	3	4	5	6	7						
III. Gruppe	L	1	2	3	4	8	9	11	5	6	7	10	12	
	O	1	2	3	4	8	9	11	5	6	7	10	12	
	Tb	1	2	3	4	—	—	8	5	6	7	—	9	
	Ld	1	2	3	4	—	—	—	5	6	—	—	—	
	Rb	1	2	3	4	6	—	—	8	—	5	7	16	9—15 (7)
	Hc	1	2	3	4	5	6	7	—	—	—	—	8	
		1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.	

Gruppe folgen. Und zum Schluß drucke ich noch den von Napier gefundenen Text des Corpus Christi College, Oxford, Nr. 237, aus dem 15. Jahrhundert, ab, der allerdings im Variantenapparat der vorhergehenden Texte schon mitberücksichtigt ist.

(1) Die fünfstrophige Urform:
(nach St. John's College, Cambridge, E. 24, fol. 44ª)

P*ro*u*er*bia q*u*alit*er* te*r*ra reu*er*tet*ur* in te*r*ra*m* *et*
te*r*ra no*n* cognosc*et* te*r*ra*m*.

Lat. Überschrift: so nur in C; dafür: *Memento, homo, quod cinis es et in cinerem reuerteris* T R^a E [dahinter noch: *Fac bene, dum uiuis, post mortem viuere si vis* in H^c sowie (am Ende des Gedichtes) in B^i L T^b]; in C^p: *Vanitas vanitatum et omnia vanitas* (= Eccles. I 2); sonst fehlend

Wha*n* lyf is <*most*>[1] louyd *and* deþ ys most hatid,
Deþ drawiþ h*i*s draw3tis *and* mak*ith* ma*n* ful nakid.

Engl. Überschrift: nur in C E L O R^b H^c und (am Ende des Gedichtes) in B^i H^b || *most* fehlt C || *ys*² fehlt B^i || *Thanne deeth dr.* B^i O H^c, *þanne dooþ deeþ drawe* L || *draw3t* B^i E H^b L O R^b H^c || *a man* H^b R^b || *full* fehlt E R^b

[*1*]

Erþe owt of[2] erþe ys wo*n*dirli wrow3t:
Erþe haþ getyn of[3] erþe a nobli of now3t.
Erþe apo*n* erþe haþ sette al his þow3t,
How erþe upo*n* erþe may be hye brow3t.

1 fehlt H^a; V. 1—2 hinter 4 R^a 1 *owt of*] *owte of þe* E, *vpone* R^a U P T^a C^p S H^b M R^e || *ys*] *so* T^a || *wondirli*] *waxyne and* U H^b, *wondirfullie* (vor *is*) M, *wonderfull* (vor *is*) R^e, *wortdly* B^a 2 fehlt E H^b P; dafür neu als Z. 4 in H^b: *But how that erth scal to the erth thyngketh he noht*, in P: *Ther is none vppon erth has hit in þou3te. Take hede! Whoso þinkyse on his end, ful well schal he sped* || *For erth* B^i || *3etyn* (hinter *erthe*²) R^b, *gotyn* J B^a L^d M R^e || *haþ yete* hinter *erthe*² T^a L O L^d T^b H^c, *getith* (hinter *erthe*²) C^p, *gete* (hinter *erthe*²) B^r, *hath* (hinter *erthe*²) S, *hasc* R^a, *takys* U || *of*¹ B^i R^a L T^b] *of the* O L^d H^c R^b, *on* U T(*one*), *upon* T^a B^r C^p J B^a M R^e, *apon* S || *a* fehlt B^r C^p S || *nobli* C, *nobylay* U, *nobley* B^r, *nobul thyng* B^i, *dignyte* T R^a T^a J B^a M R^e L O T^b L^d R^b, *abbey* H^c, *worschyp* S C^p || *of*²] *for* M R^e 3 *And erthe* H^b, *Now erthe* U || *haþ sette* (*ysette* H^b)] *layes* U || *al* fehlt E 4 *How þat* T R^a T^b H^b B^a L O M R^e || *may*] *myght* B^a H^b (hinter *hye*), *myth* S, *to erthe schall* P H^b (*scal* vor *to*) || *be* vor *browght* C^p H^b || *hye*] *hiere* R^b, *on hye* C^p, *on hyght* T^a, *till hicht* (vor *may*) M R^e, fehlt P || *y-broughte* R^b || *may be hye brow3t*] *sattys all at noght* U

---

[1] Dies *most* steht in allen Hss. außer C, wird also der Urform angehört haben.

[2] Da neun Hss. *upon* statt *out of* lesen, sei angegeben, was Zupitza zur Rechtfertigung der letzteren Lesart bemerkt: 'Der Dichter konnte nur die Absicht haben, zu sagen, daß der Mensch aus Erde, nicht daß er auf Erden wunderbar geschaffen worden ist. Es kann also nur *out of* die richtige Präposition sein.'

[3] Wie der Variantenapparat lehrt, halten sich hier die Lesarten *of* (9 Hss.) und *on* (10 Hss.) so ziemlich die Wage; und Zupitza hat auf Grund des ihm

[2]

Erþe upo*n* erþe wolde be made[1] a kynge;
How[2] erþe schal to erþe, þynk*ith* he no þyng.
W<*h*>e*n* erþe biddiþ erþe his rentis ho*m* to[3] bringe.
Þe*n* schal erþe haue[4] of erþe a petuos p*ar*tynge.

2 fehlt H^a; Str. 2 und 3 umgestellt in U 1 *upon*] *vp* C^p || *wolde*] *wolde he* L, *he* (hinter *be* über der Zeile) H^c, *yet wolde* B^i, *wald fayne* M, *wold fane* R^e | *made* nur in C R^b, sonst fehlend 2 *How* C E P S B^r R^b] *Bot how* B^i R^a C^p U L O L^d T^b H^c, *Bot how þat* T T^a H^b J B^a, *And how þat* M R^e || *schall*] *sall* hinter *erthe*^{2} T, *goth* T^a C^p, *gois* M R^e, *gott* J || *to*] *to þe* S, *vnto* E | *þynkith he*] *he þinkis* P J B^a, *thynkyng* R^b 3 *When*] *wen* C, *whanne þat* L O L^d, *whanne þan* T^b, *but when* B^i, *for whan* B^r H^b, *Ya bot when* R^a || *biddiþ*] *bredis* T, *says to* U || *his*] *and his* T, *that he his* R^b, *my* U || *rentis*] *rent* U T^a C^p B^r H^b P S H^c R^b, *dute* B^i || *home*] *whome* P J, *hym* R^a, *þou me* U || *to* nur in C M R^e L^d, sonst fehlend 4 *schal ... haue*] *hath* U T^a C^p H^b | *haue* vor *of erthe* nur in C R^a M R^e, sonst dahinter || *of*] *of the* E, *out of* L L^d T^b H^c, *out of the* O, *from* T^a B^r C^p, *fro* B^i, *fro þe* U P S, *for* B^a R^b, *to* M R^e, *apon* H^b J | *a* fehlt T T^a B^r H^b M R^e || *petuos* C] *petous* O R^b, *petus* B^r, *pytous* L^d, *pyteous* H^c, *pytyus* E, *peteus* B^i, *piteuous* L T^b, *heuy* H^b, *harde* C^p P J B^a, *herd* M R^e, *full harde* T R^a T^a, *dolefull* U, *d[e]lful* (das *e* nach Zupitza undeutlich) S || *depairting* M R^e || dahinter in P: *With Care; Ffor erth vppon erþe wottis neuer wer þerfor* [lies *weder for*. Zupitza] *to fare*

[3]

Erþe opo*n* erþe wynn*ith* castell*is and* towris:
Þe*n* seiþ erþe o*n*-to erþe: 'þis is al owris'.
Whe*n* erþe upo*n* erþe haþ byggi*d* his bowris,
Þe*n* schal erþe for erþe suffur scharp schour*is*.

3 fehlt H^a; V. 1—2 hinter 4 R^b *Whan erthe* L^d | *wynnith*] vor *vppon* B^i, *byggis* (aus Z. 3) R^a, *hath* U | *castellis*] *both castellys* B^i, *hallys* U 2 *þen*] *and* H^b, fehlt U | *erthe saythe* E H^b M R^e || *on-to* C] *unto* T B^i R^a J B^r B^a E, *vntill* M R^e, *to* U C^p P T^a L O L^d T^b H^c R^b, *to þe* S H^b | *þis is*] *now is þis* L, *þir ar* M, *now ar* R^e, *þose beth* S, *these byth* H^c | *all* vor *þis* R^a P M R^e 3 *When*] *But whan* B^i B^r B^a, *But quan* U, *Ya bot*

---

bekannten geringen Handschriftenmaterials *on* in den Text aufgenommen. Indes empfiehlt sich ein Beibehalten des *of* nicht nur der älteren Überlieferung wegen, sondern auch mit Rücksicht auf den Sinn. Der Dichter will doch wohl sagen: Der Mensch ist wunderbar aus Erde geschaffen, hat aber von der Erde her einen niederen Stand empfangen.

[1] *made* ist jedenfalls zu streichen, da es allen Hss. außer C R^b fehlt.

[2] Die Mehrzahl der Hss. liest *But how* statt *How*; und in der Tat hebt das hinzugefügte *But* den Gegensatz zur vorhergehenden Zeile passend hervor. Die ältere Überlieferung ohne *But* entspricht aber wohl besser der Gedrungenheit des Originals, das auch sonst, z. B. Str. 1, 2, solche Gegensätze ohne Adversativpartikel nebeneinanderstellt.

[3] *to* ist nur in C M R^e L^d überliefert, also jedenfalls zu streichen.

[4] Alle Hss. außer C R^a M R^e stellen *haue* hinter *of erþe*; und so wird auch das Original gelesen haben: *Þen schal erþe of erþe haue a petous partyng*, zumal die unmittelbare Zusammenstellung der beiden *erþe* in der überwiegenden Mehrzahl aller Verse des Gedichtes erscheint.

when R^a, *And whan* L^d || *haþ byggid*] *syttyth wythin* H^b || *byggid* (*byggyt* S M R^e)] *bildyd* B^a C^p, *bylde* T^a E P J, *byllyd* B^i R^b || *his*] *vp his* T R^a E L T^b H^c, *all his* B^i P S M R^e O R^b, *halles and* T^a C^p 4 *þen*] *yeȝt* H^b || *for*] *for þe* U B^r E H^b S H^c, *fro* T^a, *fro þe* P, *upon* L L^d M R^e || *suffur*] *haue* U || *scharpe*] *hard* B^a, *ful harde* R^b, *many hard* J, *grit* R^e || dahinter in P: *And smarte. Man, amend þe betyme: þi lyfe ys but a starte.*

[4]

Erþe goþ upo*n* erþe as molde upo*n* molde:
Erþe goþ upo*n* erþe as[1] glisterynge as golde,
Lyk as erþe o*n*-to erþe neu*er* go schulde;[2]
And ȝut schal erþe on-to erþe raþir þe*n* <*he*>[3] wolde.

4 fehlt H^a 1 hinter 3 in R^a || *Erþe*] *Ya bot when erthe* R^a || *goþ*] *byldyth* B^i, *wrotys* U, fehlt B^a M R^e || *upon*[1]] *on* R^a P S E H^b, *in* U || *as*] *and* M R^e, f. B^a || *molde*[1]] *molys* U, *man* J, *hath welth* B^a || *upon*[2]] *doþe on* S, *don in* U || *molde upon molde*] *golde appone golde* (aus Z. 2) T, *colde opon colde* R^a 2 hinter 3 P J M R^e || *And erth* B^i H^b, *He that* T || *Erþe goþ*] *So goth erthe* L O L^d T^b H^c || *goth* fehlt U S || *upon*] *on* R^a P S H^b || *as*[1] C J] *al(le)* C^p E L O L^d T^b H^c und (nach *glyttryng*) B^i B^a R^b, *and* T^a, fehlt B^i T R^a U B^r H^b P S M R^e || *glisterynge* C J] *gliteringe* P L L^d T^b, *gleterynge* C^p E O H^c R^b, *glytteryng* B^i, *glitterand* R^a M R^e, *gleterande* T H^b, *glydderande* S, *glyderyng* B^r B^a, *glytereth* T^a, *glydys* U || *as*[2]] *in* C^p E P S B^a L O L^d T^b H^c R^b, fehlt B^i J 3 *Lyk as*] *Lyke als* T, *As thouh* R^b, *as* U || *erþe*[1]] *he* B^a || *onto*] *vnto* B^i R^a E B^a M R^e L O T^b, *into* L^d H^c, *to* T T^a C^p B^r S R^b, *to þe* P, *in* U, *apon* H^b J || *neuer*] *neuer more* T, *neuer agayne* P R^b, *euer more* U || *go*] *torn* B^a, *dye* H^b, *lere* (nach *erþe*[1]) U, fehlt P || *schulde* C U L R^b, *shulde* R^a C^p B^r O, *shuld* B^a, *schoulde* H^b, *scholde* T E P S T^b H^c, *sholde* B^i T^a L^d, *schold* J, *sold* M R^e 4 fehlt U || *And*] *but* R^b, fehlt R^a B^r P S M R^e H^b O || *ȝut*] *ȝitt* T R^a B^a S C^p M R^e L T^b H^b R^b, *ȝet* T^a E P B^a J L^d, *justly than* B^i || *erþe*[1]] *erth go* B^i, *eird go* M R^e || *onto* C] *vnto* T R^a B^a E J L O T^b, *into* L^d H^c, *to* B^i T^a B^r M R^e, *to þe* C^p H^b P S R^b || *he*] fehlt nur C, *þei* S || *raþir*] *radyr* C^p, *soner* B^a, *sonar nor* M R^e, *ȝa rathere* T || dahinter in P: *Be owris! Ȝefe þi almis with þi hand. Trust to no secatovrs.*

[5]

Why þat erþe louiþ erþe, wondir me[4] þi*n*ke,
Or whi þat erþe for erþe wolde swete or swi*n*k;

5 fehlt H^a S L^d T^b, hinter (Zusatz-)Strophe 10 in L O R^b 1 *Why*] *How* U M R^e, *Now why* T || *þat*] *man* B^i, fehlt U T^a C^p E H^c || *louiþ*] *loweth* B^a, *to myche loueþ* L || *wondir*] *grit wondir* M R^e, *merveyle* C^p P (*merwel*) || *me*] *I* E B^a M R^e, *y may* T^a C^p R^b 2 *Or whi þat*] *How* U || *þat* fehlt C^p T^a E P || *for*] *for the* E R^b, *for superflue* L, *vpon* B^r P H^b || *wolde*] *wold* vor *for* J, *wyl* U T^a C^p P und (vor *for*) B^a M R^e und (vor *or*) B^i E R^a H^c, *wole* (vor *or*) O R^b, *scholde* T, fehlt B^r J H^b || *wolde swete*] *swetys* B^r, *oþer swete* T T^a J C^p (*owdyr*) M (*owþir*) R^e (*owther*), *to sore sweete*

[1] Dieses *as* steht nur in C J; und es ist daher wohl mit fast allen übrigen Hss. *all* zu lesen.

[2] Lies *scholde* des Reimes wegen, wie auch die Mehrzahl der Hss. überliefert.

[3] Dies *he* steht in allen Hss. außer C.

[4] Die Hs. C gebraucht hier die Abkürzung *m* (mit einem Strich darüber); daß dies als *me* aufzulösen, beweisen die anderen Handschriften die *me* ausschreiben.

Whan[1] erþe upon erþe is browȝt with-in þe brinke,
Þan schal erþe haue[2] of erþe riȝt[2] a foule stink.

L, *unresonably swete* Rb ‖ *or*] *and* U ‖ *swynkes* Br 3 *Whan* C U J] *For whan* Bi Ra Ta Br Cp E Hb P Ba Hc Rb, *For when þat* T L O, *Quhone þat* M, *Quhen þat* Re ‖ *upon*] *upon the* O, *vnder* Rb, *within* M Re, *in* U, *into* Ta Cp ‖ *browȝt*] *brente* Br, *closit* M Re ‖ *within*] *to* P, *vndir* M Re ‖ *þe* fehlt T Ra E M Re Rb ‖ *brink*] *brynkes* Br, *byrik* M Re 4 *þan*] *what* U ‖ *schal*] *as* U, *ys* Hb ‖ *erþe*1] *þe erthe* Bi ‖ *haue* vor *of erþe* nur in C Ra, sonst dahinter ‖ *haue*] *suffre* Ba, *botte* Hb, *but* U ‖ *of*] *of the* L O Hc Rb, *than of* U, *for* Ba Cp, *for the* Br, *fror the* P, *apon* Hb J, *within* M, *with* Re ‖ *riȝt* nur in C und (hinter *a*) Bi überliefert, sonst fehlend ‖ *foul*] *fool* P, *wonder foule* Ra, *rewful* L O, *oribyll* Rb, *ewill* M, *evill* Re ‖ *stink*] *swynk* L ‖ dahinter in P: *To smele* [lies *smell*], *Wars þen þe caryon þat lyis in þe fele* [lies *feld*].

(2) Die gemeinsamen Zusatzstrophen:

a) der zweiten Handschriftengruppe:

(Kritischer Text unter Zugrundelegung der Handschrift L[3])

[*6*]

Lo, erþe, upon erþe considere þou may,
How erþe comeþ *to erþe nakid al-way.
Whi schulde erþe upon erþe go [*] stoute or gay,
Whanne erþe schal passe out of erþe in [*] poore aray?

6 fehlt Ld Tb Rb, v. 1—2 fehlt Ha 1 *Lo*] *now* Ba, fehlt Hb ‖ *upon*] *on* J ‖ *considere*] *consider well* Ta Cp, *consayfe þis* P ‖ *cons. þou may*] *knoweth eche day* Hb 2 *How*] *þat* S P ‖ *erþe*] *þou* P ‖ *comeþ*] vor *nakid* O, *commys* P Br, *gois* (vor *nakit*) M Re ‖ *to*] *to the* Ta Hb, *into* L, *into þe* O Br, *vnto* M Re, *owte of þe* S, *frome þe* P ‖ *al way*] *away* M Re, *alle day* E 3 *Whi*] *how* P Ha, *þan how* S ‖ *schulde*] *schall* J ‖ *upon*] *than opon* Ta ‖ *go*] *go now so* L, *then go* Cp, *soe* P, *be* S Ha ‖ *stoute*] *prowt* S, *prowde* Cp P Ha, *ower proud* M Re ‖ *or*] *and* E Ha Ta Cp 4 *Whanne*] *syn* E, *sen* P M Re, *syth* Cp Ba Hb, *sethen* Br, *seth* J Ta ‖ *passe*] *wend* M Re, fehlt S Ha ‖ *schal passe* vor *in* E Hb Br Ta Cp Ba J P M Re ‖ *out of*] *to* Ha, *to þe* S, *into* Ta, *into þe* Cp, *vnto* E P, *vntill* M Re, *apon* Hb ‖ *poore*] *so poore* L S, *a poor* Ha Ta O Hc, *symple* P ‖ dahinter in P: *Unclade! Cloth þe nakyd whyl þou may, for so God þe bade.*

[*7*]

**I counsail* erþe, upon erþe þat [*] wickidli *haþ wrouȝt,
While [*] erþe **is* upon erþe **to* turne **al his* þouȝt,

7 fehlt Ld Rb 1 *I counsail*] *þerfore þou* L Tb, *therfor* Hc, *thow* O ‖ *erþe*1] *you* Ba ‖ *wickidli*] *so wickidli* L, *wikyd* Ha Ta Cp, *wondirlie* M Re J Hb ‖ *haþ*] *hast* L Tb O Hc, *has* Br P, *haue* Ba, *hade* Ha, *is* J M Re 2 *While*]

[1] Alle Hss. außer C U J M Re lesen *For when*, und so mag denn auch das Original gelautet haben.

[2] Da *haue* vor *of erþe* nur in C und Ra überliefert ist, wird das Original *of erþe haue* gelautet haben. Ferner ist das nur in C und Bi überlieferte *riȝt* sicherlich zu streichen, so daß der Vers ursprünglich also lautete: *Þan schal erþe of erþe haue a foule stink.*

[3] Die Hs. L erweist sich allerdings auch hier als stark entstellt durch Sonderlesarten und kleinere Zusätze (vgl. Anglia 42, 180 f.). Jedoch empfiehlt sie sich wegen ihrer guten Schreibung.

And praie to [*] God upon erþe, þat al [*] erþe [*] wrouȝt,
þat [*] erþe *out of erþe to blis may be brouȝt.

while þat þou L, *while that* O Tb Ba, *whyles that* Hb, *the whyle þat* Br J || || *is*] *art* L || *upon*] *on* P Ba || *to* fehlt L O Tb Hc Ba || *turne*] *amende* Cp || *al*] *aȝen* L O Tb, *agayne* Hc, *rp* Ta Br Ba E, fehlt J Cp || *his*] *þi* L O Tb Hc, *your* Ba 3 *And*] *now* S || *praie*] *pray we* S, *y pray* Hb || *to*] *to þat* L, fehlt Ta || *upon erþe* f. Ha S || *al*] *al þe* L O E Br Ba Ha, hinter *maid* M Re, fehlt Tb || *erþe*] *world* Ha, *rickidli* Tb, fehlt P M Rc | *wrouȝt*] *haþ wrouȝt* L O Hb Ba E Cp Hc Tb (*hast*), *made of norȝte* P M Re (*maid* vor *all*) 4 *þat*] *þat þou* L || *erþe out of erþe*] *all crystyn soullys* J || *erþe*1] *this erthe* Hc || *out of*] *oute of þe* Cp E, *upon* L O M Re Tb, *apon this* Hc || *to*] *to þe* J || *may*] *myth* S || dahinter in P: *Witt myȝthe, Thorow helpe Jesu Cryst þat was our ladis byrthe. Do for þiself*

b) der dritten Handschriftengruppe:
(Kritischer Text unter Zugrundelegung von L)

[8]

O þou wrecchid erþe, þat on erþe traueilist nyȝt and day
To florische þe erþe, to peynte þe erþe with wantowne aray,
Ȝit schal þou, erþe, for al þi erþe, make þou it neuere so
queynte and gay
Out of þis erþe in-to [*] erþe [*] to clinge as [*] clot of clay.

8 fehlt Hc 1 *O* fehlt Rb || *on*] *in þe* Tb, *on the* O, *thus for* Rb | *trauayles* Ld 2 *þe erþe*1 fehlt Ld || *to*] *and* Ld || *with*] *with thi* Rb 3 *schalt* Tb Rb || *it* fehlt Rb || *queynte and* fehlt Rb || *and*] *or* Tb Ld 4 *Out of*] *for* Rb (lies *fro*, Zupitza) || *þis*] *thi* Rb, *the* O || *into*] *into þe* L O Tb || *to*] *þere to* L O Tb, fehlt Rb || *as*] *as a* L Tb || *of*] *in* Ld Rb

[9]

O wrecchid man, whi art þou proud, þat art of [*] erþe makid?
*Hid*er *brouȝttist þou no schroud, but poore come þou and nakid.*
Whanne þi soule is went out and *þi bodi in erþe rakid,*
Þan þi bodi, þat was rank and *undeuout, of alle men is bihatid.*

9 fehlt Rb Hc 1 *art* vor *maked* Ld || *of*] *of þe* L 2 *Hider*] *And hider* Ld || *thou broght* Ld || *come*] *cam* O || *þou*2 fehlt Ld 3—4 anders in Ld: *Lewe thy syne and lyffe in ryght, And than shalt thou lyffe in heuyn as a knyght* 4 *undeuout* L] *bilouid* Tb, *louyd* O || *bihatid*] *hatyd* O

[10]

Out of *þe erþe cam [*] *þe erþe *wanting his garnement:
To hide *þe erþe, to happe *þe erþe to him was cloþinge lente.
Now gooþ erþe upon erþe ruli raggid and rent;
Þerfore schal erþe vndir [*] erþe haue hidiose turment.

10 fehlt Ld Hc 1 *þe*1] *þis* L Tb || *þe*2] *to þis* L O Tb || *wanting his* Rb] *his wantyng* O, *þis wantinge* Tb, *þis wrecchid* L 2 *þe*1—2 Rb] *þis* L Tb O || *happe* ('bedecken' NED)] *lappe* Rb, *wrappe* O || *lent*] *ylent* Rb 3 *Now*] *But now* Tb || *erþe*1] *the erthe* Rb || *ruli* ('kläglich', ae. *hrēowlīce*)] *disgesily* Rb || *rent*] *to-rent* Rb 4 *vndir þe* L Tb || *hidous* O Tb || *haue hidiose t.*] *suffer ful grete turment* Rb

[11]

*Ʒif erþe wolde *of* erþe *þus* hertili *haue* þink*yng*
And how [*] erþe out of [*] erþe schal haue his aȝen-risynge
And **how* erþe for [*] erþe schal ȝeelde streite rekenyng,
*Þan schulde [*] erþe for [*] erþe *neu*ere* mysplese heuene-king.

11 fehlt Tb Ld Hc 1 So nach Rb: *Yif erthe wold of erthe thus hartily haue thynkynge*; anders O: *Wolde therfor this erthe on this erthe, on this hertly thinke* und L: *Wolde God þerfore þis erþe, while þat he is upon this erþe, vpon þis wolde hertili þinke* 2 *And* fehlt O || *how*] *how that* O || *erþe*1] *þe erþe* L || *erþe*2] *þe erþe* L O || *schal*] *shal at last* Rb || *his aȝen-risynge*] *risynge* O Rb 3 *And how*] *And þis* L, *And thus* O, *thanne* Rb || *erþe*1—2] *þis erþe* L || *shal* hinter *yeelde* L, vor *erþe*1 Rb || *streite*] *riht streite* Rb 4 *þan*] vor *þis erþe* L, fehlt O || *schulde*] *schal* Rb || *erþe*1—2] *þis erþe* L || *for*] *of the* Rb || *neuere* hinter *schulde* L O

[12]

*Lord *God,* þat *erþe **tokist* **in* erþe and suffridist [*] peynes ille.
Lete neu*ere* [*] erþe for þis erþe myscheue ne spille,
But þat [*] erþe on þis erþe be eu*ere* worchinge þi wille,
So þat [*] erþe from þis erþe [*] stie up to þin *h*oli* hille. Amen.

12 fehlt Ld 1 *Lord God* O Rb] *O þou Lord* L, *now Lord* Tb Hc || *erþe tokist* Rb] *erþe madist* O Tb, *madist þis erþe* L, *madyst* Hc || *in erþe and* Rb] *for erþe and* Tb Hc, *for þis erþe and* L, *and for the erthe* O || *suffridist*] *suffridist heere* L || *ille*] *ful stille* Rb 2 *erþe*1] *þis erþe* L O Hc Tb || *þis*] *the* Rb || *myscheue*] *in myschyffe* Hc, *in dedly synne* Rb || *ne* fehlt Hc 3 *erþe*1] *þis erþe* L O Hc Tb || *on*] *in* O Hc Tb Rb || *euere worchinge*] *doynge euer* Rb 4 *erþe*1] *þis erþe* L Hc || *from*] *fro* O Hc Tb, *for* Rb || *þis*] *the* Rb || *stie*] *may stie* L Hc || *to*] *on* O || *holy* Rb] *hiȝ* L O Tb, fehlt Hc

Es folgt hier noch der Abdruck des Textes nach Corpus Christi College, Oxford, Nr. 237:

Vanitas vanitatu*m* *et* omnia vanitas.

[1]

Erthe vpon erthe js wondyrly wrowyght:
Erthe vpon erthe getith worship of nowyght.
Erthe vpon erthe hathe set all hys thought,
How erthe vpon erthe may on hye be browght.

[2]

Erthe vp erthe wolde be a kyng:
But how erthe gothe to erthe, thinkith he no thing.
When erthe byddys erthe his rente home bringe,
Thanne erthe from erthe hathe an hard partyng.

[3]

Erthe vpon erthe wynnyth casteles and towrys:
Than seyth erthe to erthe: 'This ys all owres'.
Whan erthe vpon erthe hathe byldyd hallys *and* bowris,
Then shall erthe for erthe sofyr sharpe showrys.

[4]
Ertho gothe vpon ertho, as molde vpon molde:
Ertho gothe vpon ertho all gletering in goolde,
Lyke as ertho to erthe neu*er* goo shulde;
And yit shall erthe to *þe* erthe radyr than he wolde.

[5]
Why ertho lovith erthe, merveyle I may thinke,
Or why ertho for erthe wyll owdyr swete or swynke;
For, when erthe in to erthe ys browyght within *þe* brynke,
Thenne shall erthe for erthe have a fowle stynke.

[6]
Lo, erthe vpon erthe, consyder wele thou may,
How erthe comyth to *þe* erthe nakyd allway.
Whi shulde erthe vpon erthe then go prowde and gay,
Sithe ertho in to *þe* erthe shall passe in poore aray?

[7]
I counsell erthe, vpon erthe *þat* wykyd hathe wrowyght,
While ertho is vpon erthe, to amende his thoghte
And pray God vpon erthe, *þat* all erthe hathe wrowght,
That erthe owte of *þe* erthe to blis may be browght. Amen.

II.

Ein zweites Gedicht, bei dem jede Strophe, mit Ausnahme der letzten, mit den Worten *Whan erþe* beginnt, ist in demselben Versmaße, Strophen von 4 Viertaktern mit durchlaufendem Reime, abgefaßt. Es ist in zwei Handschriften des 14. Jahrhunderts auf uns gekommen. In der einen Handschrift ist eine lateinische und eine französische Paraphrase beigegeben, über deren Verhältnis zum englischen Texte eine sorgfältige Untersuchung angestellt werden muß. Erst wenn dies geschehen, werden wir die nötige Unterlage zur Beurteilung des stellenweise schwerverständlichen Textes haben.

Überliefert ist uns das Gedicht in:

C = St. John's College, Cambridge, E. 24, fol. 44ᵃ — 45ᵃ, aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts. Hier ist das Gedicht als Fortsetzung des eben abgedruckten ersten Gedichtes gegeben. Die abweichende äußere Form lehrt aber, daß es sich um ein selbständiges Gedicht handelt. Ich drucke den Text nach dieser Handschrift hier zum ersten Male weiter unten auf S. 57.

Rᵒ = Public Record Office, Exchequer Roll, K. R. Parl. Proceedings, Bundle 1 (alte Nummer: $\frac{645}{21}$), aus dem 14. Jahrhundert. Hier ist das Gedicht für sich allein, aber mit der lateinischen und französischen Paraphrase, auf der Rückseite einer Pergamentrolle geboten, welche Abschriften von Verordnungen aus dem 5. Regierungsjahre (1312) König Eduards II. enthält. Nach

dem Archivbeamten Joseph Hunter († 1861) stammt die Niederschrift des Gedichtes noch aus der Zeit Eduards II. (1307 bis 1327). Eine moderne Abschrift aus dem Besitze Hunters kam 1863 ins Britische Museum und befindet sich dort unter der Signatur Additional 25478. Nach unserer Pergamentrolle unter Heranziehung der modernen Abschrift ist das Gedicht samt der lateinischen und französischen Fassung gedruckt von H. Murray in ihrer Ausgabe von 'Erthe upon Erthe' (1911) S. 42—45. Ich verzeichne die Varianten dieser Handschrift unter dem Text von C.

Beide Handschriften weichen schon äußerlich in ihrem Textbestande darin ab, daß jede von ihnen eine Strophe besitzt, die in der anderen nicht vorkommt. In C ist dies die Strophe 8, in R° die Strophe 5 (= V. 17—20). Zudem sind die gemeinsamen Strophen in beiden Handschriften verschieden angeordnet: wenn wir die Anordnung von C als die ursprünglichere annehmen, so erscheinen die Strophen in R° in der Reihenfolge 1, 3, 2, 4, Zusatzstrophe, 6, 7, 5, 9. Daß die Zusatzstrophen von R° und C nicht ursprünglich sind, lehrt ihre abweichende Form: statt des üblichen *whan erþe* beginnen sie mit *Man þat art erþe* (C Str. 8) und *Alas why naþ eorthe* (R° Str. 5).

Text nach St. John's College, Cambridge, E. 24 (fol. 44ᵃ—45ᵃ):

[*1*]

Wha*n* erþe hauet erþe w*ith* woo by-ȝute[1]
And erþe in erþe by-gynnyt to lete
And erþe liþ in erþe w*ith* wormys y-frete,
[fol. 44ᵇ] Þa*n* erþe ys yn erþe sone for-ȝute.[1]

1 1 *eorthe* (so stets im folgenden) R° ‖ *hath* R° ‖ *woo*] *wrong* R° ‖ *igete* R° 2 *biginneþ* R° ‖ *alete* R° 3 *liþ*] *is* (vor *afrete*) R° ‖ *afrete* R° 4 *yn*] *on* R° ‖ *forȝete* R°

[*2*]

Whan erþe wynt[2] erþe so luþur to a-wylde[3]
And erþe on þis erþe eche day schal elde[3]

2 hinter Str. 3 R° 1 *wynt*] *juynt* R° ‖ *awelden* R° 2 *þis*] *þat* R° ‖ *eche day*] *allewey* R° ‖ *schall* fehlt R°, doch zeigt die Hs. hier eine Lücke mit

---

[1] Des Reimes wegen ist zu lesen *biȝete* und *forȝete*; vgl. die Lesarten *igete* und *forȝete* in R°.

[2] Diese Lesart *wynt* in C gehört zu *winnen* 'gewinnen', während das *juynt* von R° zu *joinen* 'sich vereinigen' gehört. Welche von beiden Lesarten die ursprünglichere ist, ist schwer zu sagen, zumal jede leicht aus der anderen verschrieben oder verlesen sein kann.

[3] In C sind die Reime *a-wylde* : *elde* : *a-colde* : *bolde* schlecht überliefert. Dagegen stimmen sie äußerlich in R°: *awelden* : *bi helden* : *elden* : *belden*. Nur sind auch hier die einzelnen Worte im Satzzusammenhange nicht alle leicht zu deuten und stimmen jedenfalls, wie die ganzen Verse, nur teilweise zur

And erþe in erþe sone so a-colde,[1]
How may erþe in erþe be bolde.[1]

Raum für fünf Buchstaben || *elde*] *bi-helden* R° (doch siehe V. 3) 3 *on*] *in* R° || *so a-colde*] *bigynneþ for to elden* R° 4 *þat* nach *may* von späterer Hand eingefügt R° || *in*] *on* R° || *be bolde*] *belden* (davor von späterer Hand *wo*) R°

[3]

Whan erthe on erthe þorow pryde styyþ
And erthe on thys erthe to[2] covytise wryyþ
And erthe in-to erthe sone a-ȝen heyyþ,[3]
Þan erthe toward erþe to hevyn cryeþ.

3 vor Str. 2 R° 1 *on*] *ouer* R° || *þorw prude styeþ* R° 2 *on thys*] *toward* R° || *to*] *þorw* R° 3 *so aȝen*] *toward þe deþ* R° || *hyeþ* R° 4 *toward*] *aȝeyn* R° || *to*] *toward* R°

[4]

What hauyþ erþe in erþe but woo![4]

4 1 *in*] *on* R° || *but woo*] *bote wo* (dazwischen über der Zeile von späterer

Überlieferung von C. Klar ist aber, daß der Dichter einen *ē*-Reim im Sinne hatte; denn nur so lassen sich vereinigen *ēlde(n)* [= ae. *ealdian* 'alt werden'] und *awēlde(n)* 'herrschen' [= angl. *āwældan, āweldan*, ws. *āwyldan* 'bezwingen, beherrschen'], wie also in V. 1 statt *awylde* einzusetzen ist. Falls die Lesarten von C ursprünglich sind — und das lateinische *Terra terre seruiens vult refrigerari* der anderen Handschrift scheint dafür zu sprechen —, müßte für *acolde* die bisher nicht belegte, aber lautlich mögliche südliche Form *achēlde* [= ae. *ācealdian* 'erkalten'] eintreten. Und der vierte Reim müßte statt *bolde* (C) dann *bēlde* bzw., wie in R° wirklich überliefert ist, *bēlden* lauten. Aber die Bedeutung und syntaktische Einreihung dieser Form ist nicht sicher auszumachen, da die zweite Vershälfte in C zu kurz, also sicher verderbt ist und das in R° von späterer Hand hinzugefügte Objekt *wo* kaum einen befriedigenden Sinn ermöglicht. Das lateinische *locari* in *Et terra terribilis in terra* [sc. *vult*] *locari* spräche dafür, daß unser *belde* zu ae. *byldan* 'bauen' als kentische Form zu ziehen sei und nicht zu ae. *byldan* 'kühn, zuversichtlich machen' oder [me.] 'werden' oder zu ae. *bealdian* 'kühn werden'. Aber vielleicht ist das Lateinische eine falsche Übersetzung. Das *be* vor *bolde* könnte wohl Verbalpräfix sein, also auf ein *bebēlde* weisen, wenn auch ein derartiges Kompositum bisher weder altenglisch noch mittelenglisch belegt scheint. Jedenfalls müßte auch dann davor etwas ausgefallen sein. Das in V. 2 in R° auftretende Reimwort *bi helden* ist sicherlich, wie auch Frl Murray vorschlägt, als südliches *bi-hēlden* 'festhalten' [= ae. *behealdan*] aufzufassen.

[1] Siehe S. 57, Anm. 3.

[2] C liest *erthe on thys erthe to covetise wryyþ* [zu ae. *wrigian* 'sich wenden'], dagegen R° *eorthe toward eorthe þorw coueytise wryeþ*. Wenn dem Latein irgendwelche Autorität beizumessen wäre, würde hier das lateinische *Terra tunc cupidine terram comprehendit* für die größere Echtheit der Lesart von R° sprechen.

[3] Des Reimes wegen ist natürlich mit R° (*hyeþ*) *hyyþ* [zu ae. *hīgian* 'eilen'] zu lesen.

[4] Die zweite Vershälfte *but wo*, wie C und ursprünglich auch R° liest, ist zu kurz. Der Korrektor, welcher *þouȝt and* vor *wo* einfügt, mag daher

Whan erþe[1] sicþ[2] on erþe greueliche[3] foo,
And erþe ne may on erþe ryde ne goo,
Þan[4] erthe a-curseþ[4] erþe; þis worlde fareþ so.

Hand *þouȝt and*) R° 2 *sicþ*] *iseoþ* R° || *on* fehlt R° || *greueliche*] *his dedliche* R° 3 *ne may on*] *into* R° || *ryde ne goo*] *so sone gynneþ guo* R° 4 *þan*] *and* R° || *acurseþ*] *iworthe to* R° || *þis worlde fareþ so*] *alle we sullen so* R° || Hinter Str. 4 folgt in R° folgende Zusatzstrophe:

Alas why naþ eorthe in eorthe is þouȝt,
Hou eorthe is on eorthe wiþ synnes of-souȝt,
And *eorthe was in eorthe so mychfulliche ibouȝt,*
Þat eorthe þoru eorthe ne foelle [lies *falle*?] *to nouȝt.*

[5]

Whan erþe[5] axyþ erthe, whare be hur beste,[6]
Þat erþe by-hete erþe þat he schulde y-leste,
Whan erþe for erþe drawet to helle-cheste,[7]

5 hinter Str. 7 R°; dazu sind die Zeilen umgestellt zu 4. 1. 2. 3 1 *Whan*] *and* R° || *asken* R° || *whare*] *were* R° || *be hur beste* (lies *biheste*)] *is hiere byheste* R° 2 *þat he schulde yleste*] *allewey to leste* R° 3 *Whan*] *wanne* R° || *for*] *to* R° || *drawet*] *turneþ* (vor *to eorthe*2) R° || *to helle-cheste*] *toward helle-feste* R°

---

das Richtige bringen. Das Latein hat hier nur den einen Ausdruck *penas*, aber das Französische bietet *dolour et peygne*; aber darauf wird kaum etwas zu geben sein.

[1] *Erþe* ist hier über der Zeile nachgetragen.

[2] *sicþ* 'sieht' [für ws. *syhþ*, vgl. JF. Anz. XII 107 und ae. *ȝesicđe* Vesp. D. XIV, fol. 39b, 42b] und *sycþ* in Str. 6, 1 entspricht in R° einem *iseoþ* [= angl. *geseōđ*].

[3] Ein Adjektivum *grēuelich* ist bisher nur hier und in Str. 7, 2 belegt. Es muß, zu me. *grēve* (agn. *grēvē* neben *grēf*) gehörend, 'kummervoll, kummerbringend, schrecklich' heißen. Das Oxforder Wörterbuch verweist ein Adjektivum *griefly*, offenbar mangelnder Belege wegen, unter die 'Spurious Words'. Dies läßt sich nach obigen Belegen nicht mehr aufrechterhalten. — Ein Adverb *griefly* belegt das Oxforder Wörterbuch zweimal.

[4] Die gänzlich abweichende Lesart von R° (*And eorthe iworthe to eorthe*) paßt besser zum Französischen (*Et terre passe en terre*) und auch zum Lateinischen (*Sic terra putredinis intrat terre venas*), wenn auch das lat. *Sic* besser zum obigen *þan* stimmt. Indes ist auch die Lesart unserer Hs. C für sich durchaus verständlich und könnte also, falls der lateinische und französische Text erst aus dem Englischen der Hs. R° übersetzt ist, die ursprüngliche Lesart bieten.

[5] *Erþe* ist über der Zeile eingefügt.

[6] *Beste* ist offenbar verderbt aus *beheste* 'Verheißung', wie R° tatsächlich liest (*byheste*). Dazu stimmt gut das *byhēte* 'versprach' der folgenden Zeile (R°: *byhet*).

[7] Ein Kompositum *helle-cheste* ist bisher nicht belegt, und es läßt sich auch aus dem Satzzusammenhange nicht sicher sagen, ob man den zweiten Bestandteil zu ae. *ċist* 'Kiste' oder zu ae. *ċēast* 'Streit' stellen soll, ob man also das Ganze mit 'Höllensarg' oder mit 'Höllenkampf' übersetzen soll. Die andere Handschrift R° bietet ein (gleichfalls bisher ungebuchtes) *helle-feste* 'Höllenfeste' (zu ae. *fæsten*), welches völlig klar ist. Aber das Reimwort *feste* erscheint in C im folgenden Vers, und zwar in völlig anderer Be-

Þer erþe for erþe lesyt ioy wele an[1] feste.

5 4 vermischt mit 3 und vor 1: *þanne eorthe sal to eorthe holden gret cheste* R°

[*6*]

Whan erþe[2] syeþ erþe to endynge drawe
And erþe is on þys[3] erþe wiþ deþ aslawe
And erþe lyþ on erþe wyþ wormes y-gnawe,
Þan may erthe erthe y-knawe.[4]

6 1 *syeþ*] *iseoþ* R° 2 *þys* fehlt R° || *is* hinter *deþ* R° || *aslawe*] *islawe* R° 3 *lyþ* fehlt R° || *ygnawe*] *in* (lies *is*) *ignawe* R° 4 *may erthe*] *eorthe may* R° || *yknawe*] *him seluen iknawe* R°

[*7*]

Whan erþe schalle of o[5] erþe nedeliche[6] a-ryse
And erþe y-hure[7] in erþe þe greueliche[8] a-syse[9]
And erþe ne may erþe lere no wyse,
Þen schal erþe for erþe sorelyche a-grise.

7 1 *Wan* R° || *ssal* R° || *nedeliche*] *netfulliche* R° 2 *yhure*] *ihere* (hinter *eorthe*2) R° || *in*] *on* R° || *þe greueliche*] *þilke* R° || *assise* R° 3 *and*] *þer* R° || *lere no*] *noþer lere ne* R° 4 *þanne* R° || *sal* (hinter *eorthe*1) R° || *for*] *on* R° || *sorelyche*] *grimliche* R°

[*8*]

Man þat art[10] *erþe* and *of erþe y-makid*[11]
[*fol.* 45a] *And erþe in-to erþe a-ȝen þou schelt nakyd,*[11]

8 fehlt R°; doch vgl. unter Str. 4

---

deutung (*ioy … and feste* 'Feste'). Und im ganzen macht die Überlieferung der Str. 5 in C einen ursprünglicheren Eindruck als in R°: so beginnt z. B. die Strophe in C, wie in allen echten Strophen außer der letzten, mit *Whan erþe,* während R° mit *Þanne eorthe* anhebt und erst in der 4. Zeile den Nachsatz mit *Wanne eorthe* einleitet.

[1] *An* ist eine häufig im älteren Mittelenglischen belegte Reduktionsform für *and.*

[2] *Erþe* ist über der Zeile nachgetragen.

[3] Dieses *þys* ist sicherlich mit R° zu streichen.

[4] Die zweite Vershälfte ist zu kurz, und so mag R° mit seinem *him seluen* vor *i-knawe* das Richtige überliefern.

[5] Das überflüssige und in R° fehlende *o* ist sicherlich durch Dittographie entstanden und zu streichen.

[6] Obiges *nedeliche* (aus ae. *nēodlīċe*) macht einen ursprünglicheren Eindruck als die me. Neubildung *netfulliche,* d. i. *nēdfulliche,* in R°.

[7] *y-hure* ist eine südwestliche Form für ae. *ge-hȳran,* während R° das auf anglischer Grundlage beruhende *ihere* bietet.

[8] Vgl. S. 59, Anm. 3.

[9] Me. *asyse* (R°: *assise*), aus afrz. *assise* 'Sitzung', meint hier das 'Jüngste Gericht'.

[10] *Art* ist über der Zeile nachgetragen.

[11] Die beiden ersten Verse von Str. 8 erinnern in etwa an die Anfangsverse der 9. Zusatzstrophe des Gedichtes Erthe upon Erthe (s. oben S. 54).

Ne let noȝt þin erþe for erþe ben a-slaked
And þin erþe for erþe in sawle ben a-blaked.[1]

[*9*]

Owre lorde þat on erþe for erþe was y-bore
And on erþe for erþe wiþ wondys to-tore,
Wyte[2] erþe uppon erþe þat owre[3] ne be for-lore,
And brynge owre erþe, þer boote is y-fore.[4]
Amen.

9 1 *Houre louerd* R° || *iboren* R° 2 *And* fehlt R° || *for*] *of* R° || *wounden to-toren* R° 3 *uppon*] *from* R° || *owre* fehlt R° || *furloren* R° 4 *owre* fehlt R° || *erþe*] *eorthe to þat eorthe* R° || *boote is yfore*] *beþ his icoren* R°

III.

Ein drittes Gedicht (Murray's 'Version A') ist in sechszeiligen Strophen mit der Reimstellung *aaaabb* abgefaßt. Es ist vollständig, zugleich mit einer lateinischen Fassung, nur in Harleian 913 (fol. 62ª) aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts überliefert. Die ersten vier Zeilen des Gedichtes stehen in völlig abweichender Form auch in dem bekannten Harleian MS. 2253 (fol. 57ᵇ), das gleichfalls aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts stammt. Gedruckt ist das Gedicht bei H. Murray S. 1—4. Ich lasse nur die erste Strophe als Probe hier folgen:

Whan erþ haþ erþ iwonne wiþ vow,
Þan erþ mai of erþ nim hir inow.
Erþ vp<on> erþ falliþ fol frow;
Erþ toward erþ delful him drow.
Of erþ þou were makid, and mon þou art ilich;
In on erþ awaked þe pore and þe riche.

Leipzig. Max Förster.

[1] Dies Partizip *ablaked* gehört wohl zu ae. *āblācian* 'erbleichen'. Dann müßte es sich freilich um eine nördliche Dialektform handeln und die ganze Strophe, die sich durch ihren ganzen Bau (s. oben S. 57) als Einschiebsel kennzeichnet, aus dem Norden stammen.

[2] D. i. ae. *wītan* 'behüten'.

[3] Lies *owre erþe?* In R° fehlt das ganze Subjekt (*þat ne be forloren*).

[4] Die Lesart von R°, *þer beþ his icoren<e>* 'wo seine Auserwählten sind', macht einen ursprünglicheren Eindruck. — Obiges *y-fore* scheint für *afore* zu stehen.

Zur englischen Wortgeschichte.

1. Ae. *prēost* 'Priester'.

Ae. *prēost* 'Priester' macht der Erklärung Schwierigkeiten. Man stellt es gewöhnlich dem as. *prēstar*, ahd. *priestar*, *priast* gleich und leitet es aus griech.-lat. *presbyter*, afrz. *prestre* ab, so z. B. Kluge, Franck-van Wijk, das Oxforder Wörterbuch. Der Wegfall des *-er* in ahd. *priast* ist zu beurteilen wie in ahd. *arzat* aus *archiater*. Es handelt sich um Kurzformen, wie sie gerade bei Lehnwörtern häufig sind;[1] die Kürzung wurde begünstigt durch die Neigung zur Dissimilation: *r* … *r* > *r* … —.

'Für den Diphthong in *prēost* (woneben *prīost* und vereinzelt *prēast*) "Priester" zu lat. *presbyter* ist noch keine befriedigende Erklärung gefunden.' So sagt K. Luick, *Hist. Grammatik der engl. Sprache* I, § 216, Anm. 2. Er verzeichnet a. a. O. zugleich die Erklärungsversuche für unser ae. Wort. Man hat versucht, *prēost* mit *presbyter* in Einklang zu bringen. Pogatscher hat seinen Versuch aufgegeben. Nicht wahrscheinlich ist auch die Annahme einer Anlehnung von **prēster* (*presbyter*) an lat. *prius*. Man kam schließlich auf den Gedanken, *prēost* ganz von *presbyter* zu trennen. Der Gedanke freilich, *pri-ost* sei eine superlativische Weiterbildung zu lat. *pri-or*, hat nicht viel Wahrscheinlichkeit für sich. Lindström, *Engl. Stud.* 20, 147, hat lat. *praepositus*, *propositus* als Etymon aufgestellt. Er hat damit bei Pogatscher, *Engl. Stud.* 27, 270, Zustimmung gefunden. Andere Forscher sind jedoch offenbar nicht befriedigt. So alle diejenigen, die an der Herleitung aus *presbyter* festhalten (s. oben). Holthausen kennzeichnet die Unsicherheit der Etymologie dadurch, daß er in seinem kleinen *Etym. Wörterbuch der engl. Sprache* (Leipzig 1917) auf die Nennung eines Quellworts verzichtet. Falk und Torp schließlich nähern sich Lindström: sie denken daran, *prēost* könne vielleicht eine Mischung aus lat. *presbyter* und altfrz. *prevost* = *praepositus* sein (*Norwegisch-dänisches etym. Wörterbuch* II, 848).

Lindström geht aus von altfrz. *prox*, das nach W. Förster, Lyoner Yzopet, S. 157 'kontrahiert ist aus einem zu erschließenden, regelmäßig gebildeten, aber nicht belegten *preoz*, sonst *prevoz* = *praepositus*'. Zu afrz. **preoz* gehört die Obliquusform **preost*, und die betrachtet Lindström als die unmittelbare Quelle von ae. *prēost*. Lindström macht selbst ein Bedenken gegen seine Erklärung geltend: 'Freilich fragt es sich, ob man für diese frühe Periode, seit welcher *prēost* belegt ist, Anfang des 9. Jahrhunderts, französische

[1] Vgl. O. Behaghel, Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, Heft 36, S. 178[2].

Lehnwörter im Englischen annehmen kann.' Aber andere Bedenken kommen hinzu. Das erschlossene afrz. **preoz* kann nicht wohl eine lautgesetzliche Entwicklung aus *praepositus* oder *propositus* sein. Man ist von der Ansicht zurückgekommen, daß im Altfranzösischen *-v-* jeglicher Herkunft vor velarem Vokal schwindet. D. Behrens (Schwan-Behrens, *Afrz. Grammatik,* 10. Aufl., §§ 105, 106) lehrt, daß im Afrz. nur das ursprüngliche *-v-* und das aus *-b-* entstandene *-v-* vor labialen Vokalen schwindet, nicht aber das aus *-p-* entstandene *-v̇-*: *nepote > nevout, sapone > savon, sapore > savour.* Afrz. *proz* bedarf also selbst erst der Aufklärung.

Ich glaube zwar mit Lindström, daß ae. *prēost* nicht auf *presbyter,* sondern auf *praepositus* zurückgeht. Aber nicht aus der altfranzösischen Weiterentwicklung möchte ich das ae. Wort ableiten, sondern unmittelbar aus dem Lateinischen. Das Wort lautete im Vulgärlateinischen *prẹpóstu* (Schwan-Behrens[10], § 78, 2aγ): betonte lange Vokale des klassischen Latein sind im Vulgärlateinischen geschlossen (§ 16); der erste der beiden nachtonigen Vokale ist in Proparoxytonis geschwunden (§ 19). Vulgärlat. *prẹpostu* ergab ae. *prēost,* indem das inlautende *p* durch totale Dissimilation schwand: *pre(p)ost.* Die neben ae. *prēost* belegten *prīost* und *prēast* sind mundartliche Nebenformen.

Im Lat. (afrz. *prevost*) unterblieb die Dissimilation, solange der etymologische Zusammenhang noch deutlich war. Aber afrz. *proz* könnte wohl auch durch totale Dissimilation seine Erklärung finden: **pre(p)ostu > *preoz > proz.*

2. Ne. *nuncheon* 'Mittagsimbiß'.

Das ältere englische, jetzt mundartliche *nuncheon* 'a slight refreshment of liquor, etc., originally taken in the afternoon; a light refreshment taken between meals; a lunch' wird von Skeat, dem sich das NED anschließt, zurückgeführt auf *noon-schench* = ae. *nōn + scenc* 'Mittagstrunk, Mittagsausschank'. Im 14. Jahrhundert ist belegt: *nonechenche, nonschonches,* im 15. Jahrhundert: *noneshyne, noonschyns, noonchyns, nonsenches.* Wie ist die merkwürdige Abschleifung des Wortauslauts zu erklären? *nōn-šentš* wurde zunächst mit Einschub eines *t* zwischen *n* und *š* zu *nōntšentš* (Schreibung *noonchench*): wenn in der Lautgruppe *nš* das bei *n* gesenkte Gaumensegel gehoben wird, bevor der Zungenspitzenverschluß gelöst ist, so entsteht von selbst ein *t* vor dem *š*. In *nōntšentš* ging das zweite *tš* verloren infolge von totaler Dissimilation: *nŭntšən,* geschrieben: *nooneshyne, noonchin, nonchion, nuntion, nuncian, nonsien* usw. Die Abschleifung des Auslauts hängt letzten Endes damit zusammen, daß der zweite Teil des Wortes im Laufe der Zeit seine Bedeutung verloren hatte: der Abschwächung der Bedeutung folgte eine Abschwächung der Form nach. Die Kürzung

des Vokals der ersten Silbe ($\bar{o} > \bar{u} > u > v$: *nuncheon*) ist übrigens lautgesetzlich.

Ähnlich wird wohl nhd. *bieder* aus *biderbe* erklärt werden dürfen: auch da Abschwächung der Bedeutung und der Form und totale Dissimilation.

Merkwürdig sind in der älteren Sprache die Formen auf *-s*: 14. Jahrhundert *nonschonches,* 15.—17. Jahrhundert *noonschyns,* schott. *nunshank(i)s.* Sind das Einheitsplurale?

3. Ne. *brooklime* 'Wasserehrenpreis'

ist nach dem NED aus me. *brōk-lemok* abgeschliffen: *brōk* = ne. *brook, lemok* = ae. *hleomoc,* Name der Pflanze. Das NED verzeichnet die folgenden Schreibungen: 15. Jahrhundert *brokelemke, -lempk,* 16. Jahrhundert *brokelem, brooklem, -lyme, -lime,* 17. Jahrhundert *brokelempe.* Die starke Abschleifuug der jüngeren Formen ist auch hier wieder durch totale Dissimilation zu erklären: *brooklemk* > *brooklem.* Wie in *noonschench* sich ein *t* zwischen *n* und *š* einschob, so hier ein *p* zwischen *m* und *k*; das so entstandene *brooklempk* wurde zu *brooklemp.* Auch hier ist wieder zu beachten, daß die Abschleifung des zweiten Kompositionsglieds dadurch begünstigt wurde, daß es seine Bedeutung verloren hatte. Das heutige *-lime* sieht so aus, als wäre die vermeintliche volle Form des abgeschwächten zweiten Kompositionsglieds wiederhergestellt worden (*-lime* für *-lem*). Ähnliche scheinbare Wiederherstellungen habe ich *Anglia* 35, 375 besprochen.

Gießen. Wilhelm Horn.

Thomson und Gainsborough.

Einer Ausgabe der Gesammelten Werke Otto Ludwigs, die von seiner Gattin besorgt wurde (Berlin, Otto Janke [1869]), hat Gustav Freytag einen bemerkenswerten Aufsatz beigefügt: *Aus dem Arbeitszimmer des Dichters Otto Ludwig.* In diesem Aufsatz ist viel die Rede von dem inneren Zusammenhang der Künste. Es heißt da (S. XIII): 'Daß unsere Landschaftsmalerei mit der Entwicklung des poetischen Natursinnes im vorigen Jahrhundert zusammenhängt, ist niemandem zweifelhaft.' Dieser Zusammenhang wird nun nicht so zu verstehen sein, daß die Dichtung in diesem Falle die Lehrmeisterin der Malerei war: dichterische und malerische Landschaftsbehandlung sind demselben Boden entsprossen. Das schließt nicht aus, daß Dichtung und Malerei sich gegenseitig beeinflußten.

Der Landschaftsmaler Gainsborough verehrte den Dichter der *Jahreszeiten,* James Thomson. Wenn auch Gainsborough eine Fülle von Bildnissen malte, so gehörte doch sein Herz der Landschaftsmalerei; er schreibt einmal seinem Freunde Jackson: 'I'm sick of Portraits and wish very much to take my viol-da-gam and walk off to some sweet village, where I can paint landskips and enjoy the fag end of life in quietness and ease' (W. Armstrong, *Gainsborough,* London 1898, S. 99). Thomson hatte sich als Schotte, inmitten einer großen Natur, vom Klassizismus nicht unterjochen lassen. Von den Romanschriftstellern der Zeit zeigt Smollett bei aller klassizistischen Naturauffassung Anfänge von Naturgefühl (Dibelius, *Englische Romankunst* I, 208 f.); und auch Smollett ist Schotte. Daß Gainsborough den Dichter der *Jahreszeiten* 'kannte und für ihn schwärmte, geht daraus hervor, daß er seinem Andenken jene anmutige *Musidora*[1] der Londoner Nationalgalerie widmete, jenes liebliche Weib, das im schattigen Waldesweiher seine Füße badet' (R. Muther, *Geschichte der Malerei des 19. Jh.* I, 49). Einmal hat der Maler einen Gegenstand gewählt, den der Dichter schon behandelt hatte. Ich meine das Gemälde *The Woodman and his Dog in a Storm.* Das Bild ist verbrannt (Armstrong S. 209), wir besitzen aber eine Wiedergabe in dem Schabkunstblatt von Peter Simon. Eine Nachbildung dieses Blattes findet man bei G. Pauli, *Gainsborough,* Velhagen & Klasings Künstler-Monographien, Bd. 71, Bielefeld u. Leipzig 1909, S. 81. Einen ähnlichen Gegenstand stellt Gainsborough dar in *The Shepherd's Boy in the Storm.* Armstrong gibt von diesem Bild die

[1] Eine vortreffliche Wiedergabe befindet sich in dem großen Werk über Gainsborough von W. Armstrong (gegenüber S. 136).

folgende kurze Beschreibung: 'A boy (Jack Hill?) sheltered on the windward side of a tree. A collie beside him. High wind and rain.' Das Bild des Waldarbeiters im Sturm erinnert an die eindrucksvolle Episode vom Bauer im Wintersturm in den *Seasons* (1730: *Winter*, V. 250 ff. — 1744: V. 276 ff.). Die Angst des armen Mannes, die der Dichter beschreibt (1744, V. 279: The Swain disaster'd stands; 289: What black Despair, what Horror fills his Heart), führt uns der Maler lebendig vor Augen. Er verstärkt den Eindruck, indem er den Hund teilnehmen läßt an den Gefühlen seines Herrn; er verwendet hier den Hund als Parallelfigur, wie es Hogarth so oft mit vollendeter Charakterisierungskunst getan hatte. Merkwürdig ist, daß wir in der Malerei gerade eine von den erfrischenden dramatischen Episoden wiederfinden, die sich herausheben aus der langen beschreibenden Dichtung des malerischsten Dichters, wie Lessing den Dichter der Jahreszeiten einmal nennt (Hettner, *Geschichte der engl. Literatur*, 5 486).

Es wäre wohl möglich, daß der Dichter den Maler angeregt hat. Wahrscheinlicher aber ist es, daß es sich um innere Verwandtschaft handelt wie bei der Ähnlichkeit der Tragödien Shakespeares und der tragischen Reihenbilder Hogarths (vgl. *Archiv* 137, S. 183 f.[1]).

[1] Zu den dort S. 184[1] angegebenen Schriften über Parallelerscheinungen in bildender Kunst und Dichtung ist eine anregende und feinsinnige Abhandlung von W. Waetzoldt nachzutragen: *Deutsche Wortkunst und deutsche Bildkunst*, Berlin, S. Mittler, 1916. Man beachte besonders S. 16 über die Berührungen zwischen Goethe und Böcklin, die aus der gemeinschaftlichen Quelle gleichen Naturgefühls flossen.

Gießen. Wilhelm Horn.

Zu Childe Harold's Monitor.

In meiner Dissertation[1] habe ich darauf hingewiesen, daß Hodgson in seinem Monitor[2] zu zeigen versucht, Byrons spätere Dichtungen seien hinsichtlich der Form vielfach unter den Jugenddichtungen und

Jelly just fit for Taste's corrupted throat.

Wie dort kurz angedeutet, schiebt Hodgson die Schuld an dieser formalen Dekadenz nur zum kleineren Teil Byrons eigener Nachlässigkeit zu.

In der Hauptsache aber hält er dessen Rückgang in der Form für die Folge einer Beeinflussung von seiten der ihm verhaßten Romantiker; jede Äußerung der Romantik in der Dichtung bedeutet für Hodgson Verfall. Dabei erfährt sowohl die Richtung, wie sie Scott und Southey vertreten, als auch die Wordsworths heftigen Tadel.

Die erstgenannte Richtung entspricht ungefähr dem, was er mit dem Prädikat *Gothic* bezeichnet. Ihre *wild and rough variety of sound, loose, disjointed vehicles of sense* macht er für die angeblichen Plattheiten in Byrons Ausdruck und dessen abrupten Sinn verantwortlich. Er entrüstet sich, daß Byron seine Lieder von ergreifendem Weh in solch holperiges Gewand stecke.

Mit Schärfe wendet sich Hodgson dagegen, daß Byron Scott als Ariost des Nordens bezeichnet; er sieht in diesem Lob nur zu sehr den gefährlichen Einfluß des schottischen Romantikers, der seiner Leier Mißtöne entlocke, die sich zu der phantastisch zaubervollen, aber immer harmonischen Dichtung Ariosts wie 'Roßkastanien zu kastanienbraunen Rossen' verhalten. Während Hodgson an Byrons Dichtungen den pseudoklassischen Maßstab im allgemeinen nur nach der formalen Seite hin anlegt, geht er hier auch auf die inhaltliche ein und erklärt Marmion als das Urbild von Byrons verdorbenen, mit aller Kunst interessant gezeichneten Helden, deren Beispiel einen um so verwerflicheren Einfluß auf die Jugend ausüben müsse, als nirgend die poetische Gerechtigkeit gewahrt erscheine. Die formelle Unantastbarkeit rettet wenigstens den Corsair vor der Verdammung. Scotts Einwirkung schiebt er auch die Schuld

---

[1] Lord Byron im Spiegel der zeitgenössischen englischen Dichtung. Erlangen 1915.

[2] Childe Harold's Monitor; or, Lines occasioned by the Last Canto of Childe Harold. Including hints to other contemporaries. London 1818. Erschien anonym. Über Hodgson als Verfasser vgl. Prothero IV, 156, A. 1.

davon zu, daß concetti wie *lava kisses* usw. die himmelansteigenden Klänge und lebensprühenden Töne und Farben von Byrons Muse trüben. Scott ist es überdies, der das Meer von Byrons Poesie zu wilden Wogen aufwühlt; aber er kann es nur aufwühlen, keine rhythmisch wuchtigen Wogen schleudern. Überhaupt steht er Scott ohne jedes Verständnis gegenüber und erklärt ihn neben Wordsworth wegen der rauhschaligen, Pope diametral gegenüberstehenden Sprache, seiner grammatischen Ungenauigkeiten und des Sammelsuriums von Ausdrücken aus allen Sprachen in seinen Liedern als *alpha and omega of corrupt poetical taste.*[1]

Noch schlimmer kommt Wordsworth weg. Vor allem erregt seine gesucht einfache, familiäre Ausdrucksweise, sein gänzlicher Mangel an *Taste, Learning* und *Common-sense,* seine Einkleidung von erhabenen Gedanken in prosahafte Verse und seine Vermischung von Erhabenem mit Alltäglichem den Zorn des Kritikers, der die Schale seines Spottes auf ihn stärker als auf irgendeinen anderen ausgießt. Nur eitle Neuerungssucht und die unbegründete Furcht, auf dem von Dryden und Milton betretenen Gebiet nichts mehr zu erreichen, konnte nach Hodgsons Meinung Wordsworth veranlassen, eine *drawling, quakerlike, conceited phrase* einzuführen, wodurch er zum lächerlichen 'Methodisten des Verses' geworden sei.

Southey ergeht es nicht besser. Er erscheint meist mit Wordsworth zusammen und wird mit ihm verdammt. Sein Roderick findet, weil romantisch, selbstverständlich Hodgsons Tadel, um so mehr, als er sich durch die zahlreichen Flüche gegen den guten Geschmack versündigt. Trotz der Sittenreinheit seiner Muse und trotz manches göttlichen Gedankens kann er Southeys Sprache nur mit dem Grunzen des bekannten Tieres vergleichen.

Nehmen Hodgsons Urteile über die beiden letzten Dichter ohnehin schon an manchen Stellen fast persönliche Färbung an, so wird der gehässige Eindruck noch verstärkt durch die Aufforderung an Gifford — nachdem er diesem zuvor tüchtig Weihrauch gestreut hat —, er möge diese 'mittägigen Eulen, die familiäres Gewäsch wahre Natur nennen und ihre aromatische Prosa für Verse verkaufen', aus dem Heiligtum der Poesie hinaustreiben. In Wirklichkeit kann von einer Nachahmung der Romantiker und speziell der drei genannten durch Byron gar keine Rede sein; Hodgson verkennt, daß das romantische Element in Byron aus dessen eigenem Geiste entsprungen ist.

Wie schon angedeutet, stellt er dem Lord als Muster eines Dichters Pope vor Augen, der, mit der Rüstung klassischer Gelehrsamkeit, klassischen Geschmacks und kritischen Geistes aus-

---

[1] S. 72.

gestattet. alle Tugenden wie *Learning, Taste, Sense, Harmony* und *Perspicuity* in sich vereinige. Wie die pseudoklassische Zeit sieht auch er in Pope den würdigen Nachfolger Homers — trotz seines verkünstelten, der Einfachheit Homers vollständig fremden Stils, trotz seines Mangels an dichterischem Schwung und erhabenem Gefühl.

Die hohe Bewunderung für die Pseudoklassiker gibt Hodgson die Richtschnur zur Bewertung der übrigen nationalen Dichter und damit eine Richtschnur für die Nachahmung oder Verwerfung für Byron. Milton und Dryden erfahren uneingeschränktes Lob. Thomsons Liebe zur Natur wird gelobt, seine verwässerte, gehaltlose Sprache getadelt. Grays künstlerisch vollendeten Vers stellt er Byron als Muster hin. Collins harmonische Melodien finden selbstverständlich seinen Beifall. Dagegen fällt uns auf, daß er sich von Chatterton bei längerer Lebensdauer einen *purer Shakespeare* versprochen hätte. Sein Urteil über Chatterton wäre wohl nicht so günstig ausgefallen, wenn er den innigen Zusammenhang zwischen der archaisierenden Form von Chattertons Dichtung und der Romantik geahnt hätte. Als scharfen Satiriker empfiehlt er Byron Johnson, und Gifford schmückt er mit dem ehrenden Beinamen *classic bard,* nur, wie zwischen den Zeilen zu lesen ist, um ihn zur Satire auf die verhaßten Romantiker zu gewinnen, speziell gegen Wordsworth und Southey. Bei Crabbe kann Hodgson nur die beschreibend moralisierenden Verse der ersten Periode empfehlen; vor seiner realistischen, manchmal pessimistischen, der Romantik zustrebenden Richtung der Weiterentwicklung warnt er als gefährlicher Dekadenz. Sein Urteil über Cowper stimmt etwa mit unserem heutigen überein. Als sicheren Führer gegen die romantischen Irrlichter empfiehlt er ihm Goldsmith, der klassische Eleganz und Harmonie mit der höchst erreichbaren Einfachheit vereinige, die aber, wenn überschritten, schon dem Verfall zuneige.

In die Klemme kommt Hodgson bei Shakespeare. Über dessen Größe kann er keinen Zweifel hegen, anderseits sich aber nicht verhehlen, daß die unregelmäßige Muse Shakespeares himmelweit von pseudoklassischen Ansichten entfernt ist. Aus dieser unangenehmen Lage befreit er sich, indem er den bescheidenen Shakespeare selber über die Verhimmelung, die von vielen seiner 'wilden Harfe, veralteten Sprache, seinen grotesken Gedanken, Schlacken und unedlen Beigaben' gezollt werde, erröten läßt. Wem diese Fehler Shakespeares noch nicht zur Abschreckung dienen, dem stellt er die Unmöglichkeit einer Nachahmung mit lebhaften Farben vor Augen.

Das gleiche Schicksal ereilt die großen Dramatiker der Elisabethanischen Zeit. Er erlaubt zwar, den Wortschatz aus Mas-

singer, Ben Jonson oder der *liquid tenderness* Fords — für einen Geistlichen aus Moralgründen ein sehr gewagter Rat! — zu bereichern, natürlich nur, weil Horaz das Verfahren, von den Alten zu entlehnen, gutheißt. Im allgemeinen aber rät er Byron ab, den nationalen Dichtern jener Zeit zu folgen, deren Muse ihm schon zu stürmisch erscheint.

Nicht viel Verständnis traut er Byron für die pseudoklassische französische Dichtkunst zu. Aber wenn ihn auch der pathetische Racine, Corneille oder Voltaire mit seiner Zaïre nicht rühren könne, so fordert er ihn doch auf, den Sänger von Frascati[1] hoch zu ehren, dessen Gedicht[2] mit den zahlreichen Erinnerungen an die klassischen Stätten Italiens in England aus politischen Gründen und wegen der allgemeinen Vernachlässigung der französischen Dichtung keine Beachtung finde.

In direktem Gegensatz zu den Urteilen über die nationalen Klassiker stehen diejenigen über die griechischen und lateinischen. Homer preist er als das unerreichte Vorbild des naturgetreuen, formvollendeten Dichters, dessen Nachahmung er Byron nicht genug ans Herz legen kann. Virgil nimmt er gegen Byrons Vorwurf der bloßen Nachahmung Homers in Schutz und bemüht sich zu zeigen, daß Virgil Homer gegenüber seine Selbständigkeit nicht aufgegeben, durch die Nachahmung jedoch gewonnen habe. Nicht weniger wie die beiden genannten empfiehlt er Byron Horaz, von dessen Klarheit er ihm bei geschickter Nachahmung eine Fülle von goldenen Früchten und Veredelung von Herz und Geist verspricht. Daher erscheint es Hodgson als gefährliche Ketzerei, daß Byron äußerte, er könne Horaz zwar verstehen, aber seine Lyrik nicht nachempfinden.[3] Hier hat er Hodgson an der empfindlichsten Stelle getroffen, der von der Vernachlässigung des Horaz die schlimmsten Geschmacksverirrungen befürchtet. Daher bittet er ihn dringend, diese Äußerung zu widerrufen, da mancher Dichterling es sonst als Zeichen von Originalität ansehen würde, Horaz nicht bewundern zu können. Viele, meint er, würden ihre wilde, ungeregelte Geschmacklosigkeit mit dem Hinweis auf Byron entschuldigen. Unbedingt empfiehlt er ihm Ovid als Muster der klagenden Dichtung, den einfach eleganten Tibull als Sänger der Liebe. Am geeignetsten

[1] Lucien Buonaparte. Dieser besaß dort die Villa Ruffinella. Vgl. Meyers Konv.-Lex. VII, 33.

[2] Charlemagne. Wurde von dem Rev. S. Butler und Hodgson 1815 ins Englische übertragen. D. N. B. IX, 961. Byron hatte sich bei Miller für Robert Bland verwendet, um diesem die Übertragung des Gedichtes zu sichern. Vgl. Moores Life S. 145, A. 2.

[3] Coleridge II, 388 (Childe Harold's Pilgrimage IV, Strophe LXXVII). Die längere Prosaanmerkung Byrons, auf welche Hodgson Bezug nimmt, findet sich in der Originalausgabe des IV. Gesanges von Childe Harold, 1818, S. 185.

jedoch für Byrons Temperament sei die Nachahmung Catulls, der seine wildfeurigen Klänge immer in ruhig dahinfließende Verse zwinge. Byrons Widerwillen gegen jeden Zwang Rechnung tragend, mutet er ihm nicht zu, sklavischer Übersetzer zu sein, sondern verspricht ihm von der Anwendung des eklektischen Prinzips die besten Erfolge. Als Theologen mußten Hodgson auch manche Schattenseiten der Klassiker in bezug auf die Moral bekannt sein; über diese gleitet er mit einer leisen Andeutung hinweg, um seinen Grundsätzen nicht untreu zu werden. Wie immer, fürchtet er auch hier nur für die Form und warnt ihn vor den ungezügelten Klängen des Lucrez und des schauer- und entsetzenerregenden Lucan.

Verwundern muß, daß er gestattet, die *bright-eyed children of Romance* zu verwerten, da doch die Poesie eines Ariost ebenfalls romantischer Natur ist. Er tut es allerdings mit dem nötigen Zusatz, dadurch die klassische Form nicht beeinflussen zu lassen. Diese ist ihm das höchste Ideal, das er überall gewahrt wissen will. Deshalb sucht er die Ansicht der Romantiker zu widerlegen, daß die phantasievolle Muse in ihrem Geistesflug durch die glatten Verse der Alten eingezwängt werde. Als Beweis führt er die Klassiker an. die alle Gebiete schon fruchtbar beackert haben.

Wir können uns über den Rest des Monitors kurz fassen. Bis zur Übersättigung ertönen seine Klagen um *Taste,* von dessen Verfall er die schlimmsten Folgen für die englische Muse und sogar für den englischen Charakter befürchtet; um *Learning* (*Scholarship*), die zum Rüstzeug des echten Dichters gehöre; um *Grammar,* aus deren Verachtung er — Schamlosigkeit ableitet. Nachlässiger Stil ist ihm eine Begleiterscheinung der Verweichlichung und der erste Schritt auf dem Wege des Verfalls der Staaten. Die Ursachen über den angeblichen Tiefstand der englischen Dichtung — von seinem Standpunkt aus hat er das Recht, von einem solchen zu reden — sind nach seiner Meinung verschiedene. Einmal hat der Sturm der Französischen Revolution alle pseudoklassischen Ansichten über Bord geworfen; von hier aus sei *monster-breeding Germany* von diesem Gifthauch angesteckt worden und habe den Selbstmörder Werther, den Illuminatenorden und Schillers Räuber, *the foul hydras of dramatic rage,* geboren. Bei diesem allgemeinen Verfall des Geistes und der Sprache sei es kein Wunder, daß auch England solche Bahnen betrete und an der Verherrlichung aufrührerischer Helden (Henry Marten, Wat Tyler) Gefallen finde. Nicht zum mindesten rühren ferner die Barbarismen in der formalen Seite der Dichtung von der *theory of good intent* her. Wenn er dem rebellischen Zeitgeist hauptsächlich die Schuld an dem stürmischen Teil der modernen Dich-

tung zuschreibt, so macht er für die beliebte *prosing tameness, fit for German skies* seine Landsleute selber verantwortlich. Klopstock war nach seiner Meinung zwar nicht ganz ohne Einfluß, aber die Keime des Verfalls habe England selber schon längst in sich getragen; der Stil und Geschmack sei von Cowper zu Southey gesunken und habe den Tiefstand in Wordsworth erreicht, der den Vers Klopstocks mit dem Sinne Kants verbunden habe.[1]

[1] Über diese beiden Deutschen urteilt er: *Had they been Englishmen, they would infallibly have been denominated Hoax and Humbug.* Monitor S. 81, A. 48.

Frankenthal. Fr. Bader.

Aus dem Briefwechsel der Brüder Grimm mit Romanisten und Schriftstellern.[1]

II. Briefwechsel deutscher Romanisten mit Jacob Grimm.

Ferd. Wolf.[2]

I.

Sr Wohlgeb. Herrn Bibliothekar und Prof. Jacob Grimm zu Göttingen.

Von Herrn Custos Kopitar erfuhr ich, daß Sie verehrter Herr Professor, so gütig waren, das Exemplar meiner 'Beiträge zur Geschichte der kastil. Nationallit.'[3] der königl. Societät zu überreichen, wofür ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank abstatte.

Aber mit Recht werden Sie mich einen zudringlichen schelten, wenn ich Sie schon wieder mit Ähnlichem zu belästigen wage. Ich erlaube mir nämlich Sie und Ihren verehrten Herrn Bruder Wilhelm zu bitten, das für Sie beigeschlossene Exemplar meines Versuchs über das altfranzösische Epos[4] annehmen zu wollen als einen schwachen Beweis, wie sehr auch ich Ihre Meisterschaft verehre, und wie großen Dank ich Ihnen Beiden für die vielfache Belehrung und das Vergnügen schulde, die ich aus Ihren trefflichen Schriften schöpfte.

Sollten Sie das Büchlein einer Anzeige werth halten und ihm Selbst diese Ehre erzeigen wollen, so würde mich dieß freilich überaus erfreuen; denn von wem könnten mir Belehrung und Zurechtweisung willkommener sein, von wem könnte ich besser erfahren, ob ich durch die Nebelgefilde der Sagengeschichte auch die rechte Bahn eingeschlagen habe, als von Ihnen dem anerkannten Meister dieses Faches.

Zugleich erlaube ich mir auch Sie zu bitten, den Herrn Hofräthen Benecke und Heeren[5] die für sie bestimmten Exemplare zu übergeben und sie in meinem Namen zu ersuchen selbe als ein Zeichen meiner dankbaren Hochachtung gütig aufnehmen zu wollen.

Auch für die königl. Societät habe ich ein Exemplar beigeschlossen und wage es, Sie zu ersuchen, es derselben in meinem Namen zu überreichen; denn das allein ist schon eine hinreichende Empfehlung.

Verzeihen Sie einem Ihnen kaum dem Namen nach Bekannten so vielfache Belästigung und Zudringlichkeit, und genehmigen Sie die Versicherung der aufrichtigsten Hochachtung Ihres ergebenen

Wien, den 17ten August 1833. Ferd. Wolf.

II.

Sehr verehrter Herr Hofrath

Ich sage Ihnen meinen verbindlichsten Dank sowohl für die gütige Übermittlung von Herrn Michels[6] Schreiben als noch mehr für die freundlichen Zeilen, womit Sie es begleitet haben. Michel hat mir in der Tat

---

[1] S. *Archiv* 135, 320.

[2] Der Wiener Romanist, einer der Begründer der romanischen Philologie.

[3] Erschienen 1832.

[4] *Über die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer National-Heldengedichte, insbesondere aus dem fränkisch-karolingischen Sagenkreis* usw.; erschienen 1833.

[5] G. Fr. Benecke (1762—1842) und Arn. H. L. Heeren (1760 bis 1842), Professoren an der Göttinger Universität.

[6] Francisque Michel. Vgl. dazu Michels Brief an J. Gr. vom 10. August 1855.

eine große Freude dadurch gemacht, und ich bin ihm um so mehr dafür verpflichtet als mich dies gewissermaßen zwingt, Ihnen zu bekennen, daß ich *sensu strictissimo* einen Anschlag gegen Ihren guten Namen im Schilde führe. Ich habe mir nämlich erlaubt meine mit Konrad Hofmann (in München) unternommenen und bei Asher in Berlin erschienene im Druck bereits ziemlich vorgeschrittene *Primavera y Flor de romances*, Ihnen, sehr verehrter Herr Hofrath und Geibel zu widmen; Ihnen, weil Ihre *Silva* mir dabei als leitende Idee, als Muster vorgeschwebt hat, weil die *Primavera* eigentlich nur eine zweite Auflage derselben sein soll, mit Benützung des seitdem bekannt oder zugänglich gewordenen Materials. Auch die *Primavera* hat nämlich zum Zweck, nur solche Romanzen zu geben, welche wir für alte ächte volksmäßige halten, und das Glück hat uns insoferne dabei begünstigt als wir in Deutschland die ältesten und besten Quellen, die Ausgabe des *Cancionero de romances* ohne Jahr, die von 1550 und die *Silva* von 1550 in zwei Theilen (ersteren in Wolfenbüttel die beiden letzteren in München) fanden, wovon sich selbst in Spanien keine Exemplare erhalten haben und daher können wir zum erstenmal, so fabelhaft es auch klingt einen authentischen nach kritischen Grundsätzen hergestellten Text mit den wichtigeren Varianten der späteren Ausgabe von diesen Romanzen bringen.

Dies ließ uns wagen, diese Sammlung dem deutschen Gelehrten, der zuerst eine ähnliche unternommen und dem deutschen Dichter, der am glücklichsten die Romanzen bei uns eingebürgert zu widmen, und wir können nur wünschen, daß die Ausführung unseres Unternehmens den gefeierten Namen entspreche, unter deren Ägide wir sie zu stellen gewagt haben. Jedenfalls schmeicheln wir uns, werden Sie das Büchlein als eine gutgemeinte Gabe des Dankes und der Verehrung freundlich und nachsichtig aufnehmen.

Ich glaube am besten zu tun, um Ihre Frage nach der von Hrn. Feifalik hier aufgefundenen Nibelungen-Handschrift zu beantworten, die Schlußstelle aus dessen in unserer Akademie gelesenem Aufsatz wörtlich hierher zu setzen.

'Fassen wir alles zusammen: wir sehen eine Handsch., die sich am nächsten zwar an *Ca* anschließt, sie läßt aber Strophen, die *Ca* hat, aus, setzt andere hinein, die wirklich manchmal zum Zusammenhange notwendig scheinen; sie sucht überall zu vermitteln zu verbinden, will man jenen Grundsatz gelten lassen, daß die Hs. die den best verbundenen Text gewährt, die ächte sei, und daß ein Text nicht länger sondern kürzer wird, je öfter man ihn abschrieb: nun so hat auch *C* schon abgekürzt; denn hier sind Strophen, die zur Verbindung gehören, und nicht *C* sondern die schlechteste Hs. *K* (die in Rede stehende) ist die ächte. Ich meine es aber anders: *K* hat nach einem Buch gearbeitet, es lag ihr eine Hs. vor, die der Umarbeitung in *C* nahe stand, doch genügte sie nicht, und was dort noch Lücke schien, ward hier ergänzt und ausgefüllt. Aber nicht nur darin, sondern auch in der Sprache und äußeren Gestaltung zeigt sie sich als eine neue verjüngte Rezension. Der Eindruck, den diese Rezension macht, gleicht ganz dem, welchen wir von andern Gedichten der Heldensage oder dem *Otnit, dem Hug- und Wolfdietrich* u. a. in ihrer jetzigen Gestalt empfangen, und die Bearbeitung die uns hier vom *Nibelungen-Liede* vorliegt wird im Vergleiche mit den andern älteren Texten darauf schließen lassen, wie sehr jene verstümmelt und verändert sind.' —

Die Hs. ist aus dem Ende des 15ten Jh. und der Schreiber kein Österreicher. Karajan, der sich Ihnen bestens empfiehlt, wird über den übrigen Inhalt dieser Hs. nächstens berichten. Die Hs. gehört dem Piaristen-Collegium auf der Wieden, wo sich vielleicht noch manches der Art finden lassen dürfte.

Von L a r r a m e n d i ' s *bask. Wb.* ist mir die neue Ausgabe nicht zu Gesichte gekommen;[1] doch ist auch von der ersten nur ein Band erschienen, soviel mir bekannt. Meine Verbindungen mit Spanien beschränken sich fast nur auf meine Correspondenz mit G a y a n g o s;[2] diesen werde ich deshalb befragen.

M i c h e l irrt, wenn er glaubt, m i r ein Exempl. seiner Ausgabe von *Horn und Rimenhild* f ü r S i e zugesandt zu haben; ich habe seiner Zeit von ihm nur E i n s erhalten, das der Aufschrift nach mir bestimmt war.

Mit den besten Wünschen für Ihr und Ihres Hrn. Bruders (dem ich mich schönstens zu empfehlen bitte) Wohlsein habe ich die Ehre zu verharren Ihr treu ergebener

Wien, d. 24. August 1855. Ferd. Wolf.

J. G. Th. G r ä s s e.[3]

I.

Wohlgeborner Herr
Hochverehrtester Herr Professor

Obschon ich überzeugt bin, daß dieselben den Unterzeichneten auch nicht einmal dem Namen nach kennen werden, so wage ich es dennoch Sie mit gegenwärtigen Zeilen zu belästigen. Ich habe mich nehmlich außer meinen literärischen Arbeiten, die in der Vollendung meiner *Allgemeinen Literaturgeschichte* von der bis jetzt vier Bände erschienen sind und der V. und VI. welcher letztere eine besondere Untersuchung über die Sagenkreise des Mittelalters enthalten wird bestehen, einem Buche über dessen Werth oder Unwerth mir natürlich kein Urteil zusteht, das jedoch vielfach sehr günstig rezensiert wurde, wie neulich erst in den *Wiener Jahrbüchern* durch meinen gelehrten Freund H a m m e r P u r g s t a l l,[4] auch besonders mit der alten *Gestis Romanorum* beschäftigt und hatte im Sinne dieselben nach den Dresdner Handschriften, die freilich erst ziemlich spät sind mit Untersuchung über die Quellen derselben und die Benutzung derselben in den Gedichten und Novellen des Mittelalters herauszugeben. Da hörte ich auf der hiesigen Bibliothek von K l e m m, daß Ew. Wohlgeboren gedächten, neue Rezension dieses Buches zu edieren und natürlich beschloß ich sogleich mich selbst bei Ihnen zu erkundigen, ob dieß der Fall sey, da es sich von selbst versteht, daß wenn der große J a c o b G r i m m sich mit seiner Kritik an dieses Werk macht, es meiner Wenigkeit nicht einfallen kann, mit ihm in die Schranken zu treten.

Ich erlaube mir also die ergebenste Bitte, daß es Ew. Wohlgeboren gefallen möge, mir gelegentlich hierüber Nachricht zu geben was dieselben vielleicht um so eher zu tun geneigt sein werde, wenn ich Ihnen bemerke, daß ehe ich noch wußte, daß Ew. Wohlgeboren selbst die Bearbeitung dieses Werkes vorhätten, bereits meinen Verleger A r n o l d auch dieses Mscrpt. offerirt und er es auch angenommen hatte.

---

[1] Sie erschien 1853 zu San Sebastian, von D o n P i o d e Z u a - Z u a besorgt.

[2] P a s c u a l d e G a y a n g o s, Professor der arab. Sprache zu Madrid, der korrespond. Mitglied der Kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien war. Er hat T i c k n o r s Span. Literaturgeschichte ins Spanische übersetzt.

[3] Bibliothekar des Königs von Sachsen. Er ist vielfach literarisch hervorgetreten. Sein Hauptwerk ist: *Lehrbuch einer Literärgeschichte aller bekannten Völker der Welt,* dessen einen Band *über die Sagenkreise des Mittelalters* er J a c. G r i m m widmete.

[4] *Wiener Jahrbücher* von 1840, 91 Bd.

Ist dagegen die Sache nicht gegründet, so wage ich denn im Vertrauen auf dero Nachsicht die gehorsamste Bitte, ob dieselben mich nicht bei dieser meiner Arbeit mit Ihrem gütigen Rath unterstützen wollen, insofern ich weiß daß dieselben bereits mehrmals jungen Gelehrten denselben haben zu Theil werden lassen. Ich wollte nehmlich außer dem noch die metrische Übersetzung [ins] Deutsche der *Geste,* die freilich nur 9 Capitel hat, mit abdrucken lassen und hätte gern auch eine Abschrift der Englischen *Geste,* welche Warton und Douce beschrieben haben, von denen mir aber keine Hdschr. bekannt ist mitaufgenommen. Die deutschen versifizierten Gesten sind hdschr. hier, allein wenn Ew. Wohlgeboren mir einige Notizen über das Übrige mittheilen wollten, würde dieselben mich sehr glücklich machen. Ebenso möchte ich gern von des Bühelers *Übersetzung der Sieben Weisen Meister* eine Hdschr. einsehen, um zu sehen, wie sich diese durchgängig zu der prosaischen und zu der deutschen Geste verhält. Könnte mir nun Ew. Wohlgeboren zu einem oder dem andern verhelfen, so würde ich Ihnen unendlich dankbar verpflichtet sein. Ich selbst bin natürlich außer Stande Ihnen auf irgend eine Weise meine Dankbarkeit thätlich beweisen zu können, es müßten denn Ew. Wohlgeboren irgend einmal eine Abschrift von irgend einem Mscr. d. hiesigen Bibliothek bedürfen, wo ich Sie bitten würde, meine Dienste in Anspruch zu nehmen, um Ihnen innige Hochachtung beweisen zu können. Mein Buch über *die Sagenkreise des Mittelalters* würde ich mir erlauben, Ihnen künftige Michaelis zu überreichen und dieselben bitten es von mir dediziert annehmen zu wollen.[1] Dabei ermangele ich nicht, Ew. Wohlgeboren mit der ergebensten Frage zu behelligen, wo man etwas über die *Schwedischen Volksbücher* findet, ob Ihnen vielleicht bekannt ist, wo man Nyerups *dänische Volksb.* auftreiben kann, nach denen ich vergeblich strebe, und ob denselben wohl der Inhalt von Webers *Metrical Romancy,* einem Buche, nach welchem ich bereits lange verlangt habe, da es vieles enthalten muß, was zu meinen Arbeiten über die Sagen des Mittelalters gehört, das ich aber noch nicht habe auftreiben können, da auch Tieck, der mich sehr freigebig mit seiner kostbaren Bibliothek unterstützt hat, es nicht besitzt und die hiesige Bibliothek garnichts über dergleichen Gegenstände enthält.

Endlich noch eine letzte gehorsame Anfrage. Dieselbe führen in Ihrer nachträglichen Epistel über *Reinecke* ein Griechisches Volksbuch an, dessen Titel Ihnen bekannt ist, setzen aber Druckort und Jahr nicht zu, wollen Sie mir dieses wohl mittheilen.

Indem ich hiermit schließe, ermangle ich nicht dieselben nochmals gehorsamst um Entschuldigung meiner ungeheuren Freimüthigkeit, mit der ich dieselben mit Fragen und Bitten quäle, zu bitten, und dieselben zu ersuchen, wenn es Ihre Zeit erlaubt, den Unterzeichneten mit einer Antwort zu beglücken, der sich mit größter Verehrung nennt Ew. Wohlgeboren

ergebenster

Dresden / Friedrichst. Weiseritz Nr 29 — Dr. Grässe.
d. 25./3. 1841. — 2 Trepp.

II.

Wohlgeborener Herr
Hochverehrtester Herr Professor

Ihre Geehrtes vom 14. d. habe ich richtig erhalten und erlaube mir bei-

[1] Das Buch enthält folgende Widmung: 'Den Männern, welche zuerst wieder das Studium altdeutscher Poesie und Romantik in Deutschland anregten, seinen gelehrten Freunden, Jacob Grimm u. Ludwig Tieck bringt dieses Buch als einen Beweis seiner innigsten Hochachtung und tiefsten Verehrung dar der Verfasser.'

gehend Ihnen Ihre treffliche Abhandlung mit gehorsamsten Danke zurückzusenden. Ich hätte Sie auch so binnen drei Wochen, innerhalb welchen ich die Ehre haben werde Ihnen sämmtliche mir gütigst geliehene Schriften zu remittieren und meine *Gesta* beizulegen zurückgesendet, allein muß zu meiner Entschuldigung bemerken, daß besagte Abhandlung erst seit 4 Wochen in meinen Händen ist also wahrscheinlich unterwegs sich etwas verspätet hat.

Mit größter Verehrung zeichnet

Ew. Wohlgeboren

Dresden ergebenster Diener

d. 22./11. 1842 Dr. Grässe.

III.

Hochgeehrtester Herr!

Es thut mir sehr Leid, daß mein langes Stillschweigen Ihnen vielleicht Ursache gegeben hat zu glauben, daß ich ganz vergessen habe, Ihnen für die gütige Anvertrauung Ihrer Bücher meinen ergebenen Dank zu sagen, allein der wahre Grund liegt darin, daß ich glaubte, ich würde eher mit den Ihnen zu widmenden Sagenkreisen fertig werden als es wirklich der Fall ist. Einige Untersuchungen haben mich so aufgehalten, daß ich dieselben erst zu Ostern werde endigen können. Ich sende Ihnen anbei mit, soviel fertig ist, um Ihnen zu beweisen, daß ich nicht ohne Noth Ihre Güte in Anspruch nehme und bitte Sie mir gelegentlich wissen zu lassen, ob Ihnen die Art und Weise meines Verfahrens genehm ist. S. 192 werden Sie Tiecks Erklärung vom *Graal* finden, die er mir unter der Bedingung mitgetheilt hat, daß ich sie beweisen sollte. Dieß glaube ich ist mir gelungen.[1] Es fehlen noch vom Arthursagenkreise einige Bogen, dann der Karlssagenkreis, die komischen Romane, der Alexandercyclus und die Novellen. Ich habe für diese Sachen nun aber ungeheuer viel zu exzerpieren, da ich die meisten Altfranzösischen Romane, die auf der hiesigen Bibliothek sind genau durchgegangen habe und darum würden Sie mich sehr glücklich machen, wenn Sie mir den Nyerup noch auf einige Zeit ließen, da ich ihn jetzt garnicht entbehren und nicht ordentlich ausziehen kann. Ich fühle wohl, daß ich etwas unverschämt in meinen Bitten bin, allein da sie ihn selbst brauchen so muthmaße ich, daß dieselben vielleicht für zwei oder drei Gegenstände deshalb bedürfen; ich bin daher sogleich bereit Ihnen, wenn Sie mir dieselben schreiben die betreffenden Artikel auszuschreiben: natürlich aber schicke ich Ihnen das Buch auf der Stelle, wenn Ihnen mein Vorschlag nicht zusagt. Allerdings würden Sie mir und meinem Buche einen sehr großen Gefallen erweisen, wenn Sie meine Bitte erfüllen wollten.

Was meine *Gesta R.* anbetrifft, so ist mir Keller zwar zuvorgekommen, was mir für den Text Leid thut, denn so gut als ich vorbereitet war, ist Keller bestimmt nicht, allein natürlich muß ich es nun lassen;[2] indessen vertraue ich Ihnen aber nur Ihnen an, daß dafür von mir eine neue deutsche Übersetzung der Lateinischen *Gesta* mit Weglassung der Moralisationen erscheint, in welcher auch der wahre Verfasser ein gewisser

[1] Die Stelle heißt folgendermaßen: 'Tiek meint, *gréal* sei gleich *gré-all*, d. h. dem alten frz. Worte *gré*, was einem recht oder gefällig ist, und dem altdeutsch. oder engl. *all*, d. h. alle. Ich brauche nicht zu sagen, wie wahrscheinlich nach den polit. Verhältnissen jener Zeit es ist, daß sich dieses Wort am Hofe der englischen Könige aus normännischem Blut aus engl. u. franz. Elementen bildete, und so hätten wir denn nach Tieck die erste Idee vom "Tischchen, deck' dich!" in diesem Worte.'

[2] Keller gab 1842 die lat. *Gesta Romanorum* heraus.

Elim[n]andus, den ich entdeckt habe, zuerst genannt und besprochen werden wird. Hiervon weiß Keller nichts, denn das Buch wo ich c. bg. genannt finde, ist der erste Schwedische Druck des *Dyalogus Creaturarum* auf der hiesigen Bibliothek, den Keller unmöglich kennen kann, da von den Büchern höchstens 2—3 Exemplare in Deutschland existieren. Was denken Sie von meiner Idee dieses Buch als Mährchenbuch zu bearbeiten mit Kupfer etc. Ich dachte in katholischen Ländern müßte es gut gehen. Über die Quelle von den *Ungleichen Kindern Evas* hab ich bis jetzt noch nichts finden können, werde aber nicht aufhören zu suchen, bis ich vielleicht etwas heraus bekomme, da ich nicht ganz unglücklich im Suchen bin.

Ich werde mich in nächster Zeit an den Minister Eichhorn wenden, und ihn bitten, mein Buch, das ich ihm schicke, dem König von Preußen vorzulegen mit meiner Supplik um irgendwo in Preußen an einer Bibliothek angestellt zu werden, da ich durchaus nicht im Schulfach bleiben will und glaube durch meine geringe Bücherkenntnis in einer Bibliothek nützlicher werden zu können. Vielleicht, daß mir es in Preußen gelingt, da der König sehr gut ist und überhaupt dort Fähigkeiten mehr berücksichtigt werden als bei uns. Können Sie mir hierbei irgend einen Rath oder Empfehlung zu theil werden lassen, so würden Sie mich sehr glücklich machen. Tieck hat mir seine Unterstützung ebenfalls zugesagt. Noch bemerke ich, daß ich den Text der griechischen Übersetzung der *Calilah ve Dimnah* durch Hygenula, der ganz von dem durch Starcke bekannt gemachten abweicht, Vorrede und alle Vorstücke des Originals enthält, nach der (Unicum) Hdschrft der hiesigen Bibliothek herausgeben werde, die der gute Ebert[1] in seiner Beschreibung der königl. Bibliothek p. 248 merkwürdiger Weise für die Geschichte der VII weisen Meister angesehn hat. Ich habe jetzt eine Rezension von den 3 Bänden von Gervinus Lit. Gesch. geschrieben, die demnächst in den Hallischen Jahrbüchern erscheinen wird.

Indem ich gehorsamst bitte mir demnächst Ihre Entschließung über meine ergebene Bitte zu wissen zu thun, empfehle ich mich mit innigster Verehrung Ihrem ferneren Wohlwollen und verbleibe

Dero ganz ergebenster

Dresden. Dr. Grässe.

Frdrst. Weis. Str. nr 29

d. 18/ 1842.

IV.

Hochwohlgeborner Herr

Hochgeehrtester Herr Professor.

Sie erlaubten mir einst Ihnen den Band meiner Lit. Gesch. widmen zu dürfen, worin die Geschichte der Sagenkreise des Mittelalters dargestellt ist, empfangen Sie beifolgend denselben und nehmen Sie ihn freundlich und nachsichtig auf, wohl bedenkend, daß ich noch sehr viel lernen kann und jetzt nur geboten habe, was ich bis jetzt gesammelt und verarbeitet hatte. Könnten Sie irgendwo vielleicht ein Wort der Kritik oder Empfehlung über mein Buch sagen, so würden Sie mich sehr glücklich machen.

Meine *Gesta Romanorum*[2] werden in circa 8 Wochen in Ihren Händen (mit Ihren Büchern) seyn ich mußte erst durch einen Prozeß unsern Censor Gehe und dem Kreisdirektor Merbach die Erlaubniß abkämpfen, dieses Buch, welches angeblich Unzucht zu verbreiten geschrieben sey, übersetzen zu dürfen. Kann die Unwissenheit und Barbarei weitergehen als jetzt bei uns in Sachsen, wo bei dieser Gelegenheit sich erst ergab, daß man selbst im

---

[1] Der Dresdener Bibliothekar, der den Brüdern Grimm befreundet war.

[2] Grässe veröffentlichte 1842 die deutsche Übersetzung der *Gesta Rom.*

Min. nicht wußte, was es für ein Buch sey und sich auch nicht schämte, solche Unwissenheit einzugestehn.

Meinen letzten Brief mit den gewünschten Nachweisungen haben Sie doch wohl erhalten — Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir jedoch noch eine ergebene Bitte, ob Sie mir nicht irgend ein Mal Ihre in der Akademie gelesene Abhandlung über die zu Merseburg gefundenen Altdeutschen Gedichte leihen wollen. Für mich ist es notwendig mich über die darin vorkommenden Götternamen Phel zu unterrichten, da ich darüber her bin etwas Mythologisches zu schreiben und mir Ihre Schrift durch den Buchhandel nicht verschaffen kann. Beigehend muß ich mir noch zwei Fragen erlauben. Hagen hat angeblich C. v. Würzburgs Gesammtabenteuer 1833 herausgegeben, haben Sie das Buch jemals gesehen oder es ist nur beim guten Willen geblieben?

Wo findet man denn etwas über den v. Gervinus Bd. II p. 243 f. f. angeführten *Bruder Rausch*, der 1515 schon gedruckt, die angeblich Wolf und Endlicher herausgegeben haben.[1] Ich kenne das ganze Buch nicht.

Welches ist denn der Catalog worin die meisten deutschen Sachen aus dem 16.—17 t. Jhdt. in Bezug auf Poesie stehen?

Entschuldigen Sie ja, hochverehrtester Herr Professor, meine indiskrete Zudringlichkeit in Fragen, allein ich weiß, daß wenn irgend Jemand Rath ertheilen kann, nur Sie es seyn können und dieser Gedanke veranlaßt mich, Sie mit diesen unbescheidenen Fragen zu inkommodieren.

Mit der größten Verehrung und Hochachtung zeichnet

Ew. Wohlgeboren

Dresden ganz ergebener Diener
d. 16./1. 1842 Dr. Grässe.

Felix Liebrecht[2] 1812—1890.

I.

Hochgeehrter Herr Hofrath

Ihrem Wunsche gemäß übersende ich Ihnen anbei die Revisionsbogen Ihres Vorworts zum *Basile* nebst Manuskript und füge auch noch zum etwaigen Gebrauch das Buch selbst, das Sie bereits hatten bei, wozu nun noch der seitdem fertig gewordene Schluß des zweiten Bandes kommt. Das Ende des ersten habe ich bis jetzt, ich weiß nicht warum, noch nicht erhalten. Der Vollständigkeit wegen und da Sie äußerten, daß Sie sämmtliche Anmerkungen zu sehen wünschten, erlaube ich mir auch noch das erwähnte Fehlende des ersten Bandes in einem nicht ganz vollständigen ersten Entwurf, den ich eben zur Hand habe, hinzuzufügen.

Mit Bezug auf den Schluß Ihres geehrten Vorworts wage ich es, Folgendes zu bemerken:

Die italienischen Eigennamen habe ich allerdings im Text beibehalten und zwar absichtlich; ich habe jedoch eine Erklärung und respekt. Übersetzung derselben im zweiten Bande S. 277 ff gegeben.

Aschkatze (l. Aschenkatze) gab mir die Überschrift in Ihren '*Kinder- und Hausmärchen*' 3. Bd. S. 289 an die Hand.

---

[1] Ferdinand Wolf, der roman. Philologe, und Stephan Endlicher aus Wien waren die Hg. Das Buch erschien 1835.

[2] Privatgelehrter in Berlin, dann Professor in Lüttich. Durch seine Übersetzung von dem *Pentamerone* des Giambattista Basile, die Jacob Grimm mit einer Vorrede versah, ist er zuerst in weiteren Kreisen bekannt geworden. Er ist, den Spuren der Brüder Grimm folgend, oft auf dem Gebiete der vergleichenden Sagen- und Märchenforschung hervorgetreten und hat viele Beiträge zur Mythologie und Volkskunde geliefert.

Cannetella habe ich deswegen gelassen, weil Basile, wie mir scheint, eine absonderliche Anspielung im Sinne hatte; vgl. in den beifolgenden handschriftlichen Anmerkungen die 74te.

Aus Filadoro ist im ganzen Märchen nur durch einen Druckfehler Filadora geworden; es ging mir leider noch mit zwei andern Namen so; im 28ten Märchen ist überall Mascione statt Moscione, und im 43ten Rintosmalto mit dem Schluß-s statt Rintoſmalto gedruckt worden. Alle drei Fehler sind jedoch in dem Druckfehlerverzeichnis berichtigt. Auffallend bleibt mir aber doch die Verwandlung des o in a in dem Namen Filadoro für Filodoro (Goldfaden) *fila* könnte zwar der Plural (*il filo,* Pl. *i fili* und *le fila*) sein; dennoch scheint mir diese Namenbildung ungewöhnlich und kann ich mich keiner ähnlichen entsinnen. Vielleicht hat sich o aber nur in der Aussprache in a abgeschliffen.

Bei Hochberg dachte ich an zwei ebenso lautende deutsche geographische Namen und an das gräfliche Geschlecht derer von Hochberg, sowie an ähnliche Wortbildungen.

Schließlich erlaube ich mir zu bemerken, daß ich nicht durchgehends die zweisilbige Imperativform sondern auch die einsilbige gebraucht habe z. B. Bd. I S. 15 Z. 5 v. u. ff dreimal u. s. w.

Mit ganz besonderer Hochachtung verharre ich

Ihr ergebenster Diener

Felix Liebrecht
Klosterstraße 80.

Berlin, den 15. September 1846.

II.

Mein hochgeehrtester Herr Hofrath!

Indem ich Ihnen anbei ein Exemplar des Basile zu überreichen die Ehre habe, sollte ich allerdings bei dieser Veranlassung meiner tiefgefühlten Dankbarkeit gegen Sie aufs neue Worte zu geben versuchen. Da mir dies jedoch nie auf mich befriedigende Weise gelingen würde, so unterlasse ich es lieber, ja ich wage sogar die Bitte, daß Sie mir noch eine neue Gunst gewähren mögen, indem Sie mir Ihr freundliches Wohlwollen auch fernerhin erhalten. Immerdar aber werde ich mich hochgeehrt fühlen zu sein, hochgeehrter Herr Hofrath

Ihr ganz ergebener Diener

Berlin den 1ten November 1846.

Felix Liebrecht
Klosterstr. 80.

Die Ausgabe des *Pentamerone*, die Sie so freundlich waren mir zu leihen, folgt anbei mit dem besten Dank zurück. D. O.

III.

Hochgeehrtester Herr Hofrath

Vor einigen Tagen erhielt ich Ihr gütiges Geschenk von drei Ihrer Abhandlungen und beeile mich Ihnen dafür meinen herzlichsten und ergebensten Dank zu sagen. Die Gabe hat für mich doppelten Wert, sie zeigt mir nämlich, daß Sie meiner noch freundlich eingedenk sind, und was die reiche Belehrung betrifft, die sie mir gewährt, darüber verliere ich kein Wort. Noch ganz andere Männer als ich werden daraus lernen.

Meinen *Dunlop*[1] haben Sie hoffentlich empfangen. Sollten Sie einmal Zeit finden, mir in einigen Worten mitzutheilen, was Ihre Meinung in

[1] Dunlop, *Geschichte der Prosadichtungen* usw. Übersetzt von F. Liebrecht. Berlin 1851.

betreff des von mir in der Vorrede über das Wüthende Heer Gesagten sei, so würde mich dies höchlichst erfreuen und bei weiterer Ausführung dieses Gegenstandes maßgebend sein. Ich habe seitdem mehrfachen, wie ich glaube nicht unwichtigen Stoff zu einer solchen gesammelt und hoffe dieselbe bei Gelegenheit einer neuen Ausgabe des Gervasius Tilber., an welcher ich seit einiger Zeit fleißig arbeite, zu geben.[1] Wenn nur meine literarischen Hilfsmittel nicht so beschränkt wären. H. Fieß[2] läßt mir freilich manches aus Brüssel, Genf, Bonn u. s. w. kommen, doch dies reicht nicht hin, denn ich wünschte, die sagenhaften Stellen u. s. w. so ausführlich wie möglich zu erläutern.

Es wird Sie, wie ich überzeugt bin, freuen zu erfahren, daß seit dem ersten Jan. d. J. mein Gehalt um etwa 200 Thaler jährlich vermehrt worden ist. Ich verdanke dies hauptsächlich Herrn Fieß und Borgnets[3] Verwenden, mit denen ich sehr genau befreundet bin. Meine Arbeit ist trotz jener Erhöhung nicht vermehrt worden, sodaß mir viel Zeit für mich bleibt. Sonst lebe ich hier sehr einsiedlerisch, da mir außer jenen beiden Männern jeder literarische Umgang abgeht. Bormans[4] sehe ich jetzt gar nicht mehr. Es ist ein gar zu seltsamer Gevatter und — Erzkatholik. Es schien mir fast, als wenn er fürchtete, daß seine Familie durch mich mit Ketzerei angesteckt werden könnte. Übrigens ist er ein höchst trockener Gelehrter und hat außer für vlämisch jetzt für nichts mehr Sinn. Dagegen sind Fieß und Borgnet zwei in jeder Beziehung liebenswürdige Männer, dessen letztere reiche Privatbibliothek mir ganz zu Gebote steht. (Bormanns hätte mir nie ein Buch geliehen.)

Ich würde mir erlauben Ihnen hin und wieder Nachricht von mir zu geben, wenn ich nicht fürchtete, daß Sie Ihre Zeit besser brauchen könnten als meine Briefe zu lesen; sollte ich mich aber irren, so beehren Sie mich vielleicht auch einmal mit einigen Zeilen. Ich werde nie vergessen, was alles ich Ihnen schuldig bin und es macht mir Freude, daran zu denken.

Indem ich mich Ihnen und Ihrem Herrn Bruder ergebenst empfehle, verbleibe ich mit der ausgezeichnetsten Hochachtung

Ihr ganz ergebener Diener

Lüttich, 13. Januar 1852 Felix Liebrecht.

P. S. Scheint Ihnen nicht, als ob der Ausdruck ἔρωτες Grabeskränze mit πόθος Grabesblume (*Liebesgott* S. 9) zusammenhänge?

IV.

Hochgehrtester Herr Hofrath

Wenn ich mir seit längerer Zeit nicht die Freiheit genommen an Sie zu schreiben, so geschah es in der Überzeugung, daß Sie wahrscheinlich Briefe von anzieherendem Inhalt erhalten, als es die meinigen sein können und daß Sie auch trotz meines Schweigens von den Gefühlen der höchsten Dankbarkeit überzeugt sind, die ich stets gegen Sie hegen werde. Ein Beweis davon waren die mehrfachen Abhandlungen, die Sie so freundlich waren, mir hierherzusenden, und welche mich nicht nur in anderer Be-

[1] Der Ausgabe der *Otia imperialis* des Gervasius von Tilbury, die 1856 von Liebrecht veröffentlicht wurde, ist ein Aufsatz beigegeben über *La Mesnie furieuse ou la Chasse sauvage,* der schon 1854 im *Bulletin de l'Ac. Royale de Belgique* t. XXII erschienen war.

[2] Oberbibliothekar in Lüttich.

[3] Adolf Borgnet, Professor in Lüttich.

[4] J. H. Bormans, belgischer Gelehrter.

ziehung im höchsten Grade erfreuten sondern auch ganz besonders dadurch, daß Sie mir einen Beweis meines Fortlebens in Ihrer Erinnerung gewährten.

Heute erscheine ich nun mit einer neuen Bitte vor Ihnen. Ich habe soeben eine Arbeit vollendet bestehend in einer neuen Ausgabe der *Otia Imperialia* des Gervas. Tilburiensis nebst Anmerkungen, welche besonders die Sagengeschichten und mythologischen Beziehungen des Textes betreffen.

Den Text habe ich theils nach der von Leibnitz im 2. Theil der *Scr. Rer. Brunv.* gegebenen Collationen mit Pariser Mss, teils nach erneuten von Michelant[1] veranstalteten Vergleichungen mit diesen und noch andern Codd. und endlich nach eigener Kritik, (wo sie unzweifelhaft bestehen konnte) berichtigt, sowie alle andern Varianten und sonstigen Abweichungen von L.'s Text genau angegeben. Ich habe vergessen zu bemerken, daß ich mehrfach die von Gervasius verschwiegenen Quellen entdeckt und diese zur Textberichtigung benutzt habe.

Bei den Anmerkungen standen mir freilich keine Büchersammlungen zu Gebot, wie ich sie in Deutschland gefunden hätte; jedoch bot die hiesige Bibliothek mancherlei u. auch die Brüsseler konnte ich benutzen. Wenn ich nun auch viele der andern Studien über Sagengeschichte und nordische Mythologie entbehren mußte, so habe ich doch die Schriftsteller des Mittelalters desto fleißiger benutzt und daneben einige nicht unwichtige Punkte aufgeklärt zu haben. Doch darf ich selbst namentlich Ihnen gegenüber von meiner Arbeit nicht zu viel Rühmens machen, indeß wissen Sie, daß ich gewissenhaft arbeite. Die geographischen und historischen Theile der Otia habe ich jedoch ganz unerörtert gelassen.

Meine Bitte geht demnach kurz dahin, daß Sie mir Ihre gütige Unterstützung zur Auffindung eines Verlegers gewähren wollen. Sollten Sie vorher mein Ms. zu sehen wünschen, so werde ich es Ihnen zusenden. Wäre es von hier aus nicht so schwierig, namentlich für jemand der in der literarischen Welt noch nicht einen gewissen Namen hat, Arbeiten dieser Art unterzubringen, so würde ich Sie nicht jetzt wiederum wie einst schon behelligen. Doch so offen wie ich die Bitte thue, ebenso offen werden Sie sie gewiß auch abschlagen, wenn Sie sich zur Erfüllung derselben nicht geneigt fühlen. Ich werde darum kein Zeichen Ihres mindern Wohlwollens gegen mich darin erblicken. Sie haben bereits mehr für mich gethan. Die jetzige sorgenlose Stellung, die ich hier einnehme, und die mir viel Muße zu Privatstudien läßt verdanke ich Ihnen und werde dies nie vergessen, auch wenn Sie eine Bitte mir einmal nicht zu erfüllen für gut halten. Ich werde, hochgeehrter Herr Hofrath, Ihnen doch immer dankbar bleiben.

Es wird Ihnen vielleicht lieb sein zu erfahren, daß bei der hier vor kurzem eingerichteten mit der Universität verbundenen Ecole normale zur Ausbildung von Gymnasiallehrern mir der Cursus der deutschen und englischen Literatur übertragen worden ist. womit sich eine willkommene Nebeneinnahme verbindet; ich sage willkommen, denn ich habe, wie Sie wissen, eine zahlreiche Familie.

Bormans hat sich mir jetzt mehr genähert und mir namentlich seine Bibliothek zur Verfügung gestellt. Er beabsichtet eine vollständige Ausgabe von *Maerlant's Naturen Bloeme* wovon er mir auch ein kleines Bruchstück für den Gerv. mitgetheilt hat, da ich es grade brauchen konnte.[2]

[1] H. Michelant, Beamter an der Nationalbibliothek in Paris.

[2] Das Stück findet sich unter den Anmerkungen zur *Otia imperialis* S. 79 abgedruckt.

Leben Sie wohl. Gott erhalte Sie den Ihrigen, Ihren Freunden und der Welt überhaupt noch recht lange, und erfreuen Sie durch irgend eine Antwort recht bald

Ihren ehrfurchtsvollen und ganz ergebenen Diener

Lüttich, 10. Jan. 1853. Felix Liebrecht.

V.

Lüttich, 27. Jan. 1861.

Mein hochgeehrter alter Freund und Gönner.

Vorgestern erhielt ich den *Freidank*,[1] der mir ein gemischtes Gefühl von großer Trauer und großer Freude erweckte; ich dachte von neuem an den edlen Mann und großen Gelehrten, der uns jetzt entrissen ist, der namentlich Ihnen so lang zur Seite gestanden und dessen Namen untrennbar mit dem Ihrigen verschlungen ist. Die Brüder Grimm! Wie hochgeehrt, wie hochgefeiert, wie unvergänglich in deutscher Wissenschaft ist dieser Name nicht! er ist eins von den wenigen Zeichen deutscher Einheit, er ist ein Gemeingut des deutschen Volkes! Durch diese Sendung, mein würdiger alter Gönner, haben Sie mir aber auch gezeigt, daß Sie mich nicht vergessen, meiner zuweilen noch gedenken und mir gerne eine Freude bereiten. Nehmen Sie dafür meinen allerbesten Dank und halten Sie sich überzeugt, daß ich zu der Zahl derer gehöre, die erhaltene Wohlthaten in unverlöschlichem Andenken erhalten, sie ist nur klein diese Zahl und das hat mir auch der unvergeßliche Humboldt oft geklagt, er den ich wie Sie, als zweiten Vater stets verehren werde.[2] Auch er vergaß mich nicht und schrieb mir in einem seiner letzten Briefe: „Ich fange an nachgerade fossil zu werden, doch fängt der Versteinerungsprozeß nicht bei dem Herzen an."

Auch Sie, mein hochgeehrter Freund, würden mir eine unsägliche Freude bereiten, wenn Sie mir einmal einige Zeilen zukommen ließen. Der Anblick Ihrer Schriftzüge, selbst der wenigen Worte auf dem Titelblatt des *Freidank* übten auf mich einen wunderbaren Eindruck; sie erinnern mich stets an den ersten noch treu bewahrten Brief in Bezug auf *Basile*, der mir Beistand verhieß und später mich in die Gelehrtenwelt einführte und so mein zeitliches Wohlergehen mitbegründete. Ich erinnere mich gern an alles dies, es ist schon lange her und erweckt mancherlei Gefühle in mir. Wie gerne ich Sie nun von Angesicht zu Angesicht einmal wieder sähe, brauche ich wohl nicht zu sagen, weiß aber nicht, wenn dies wird geschehen können, denn ich habe eine zu große Familie, die noch viel verlangt. Mein ältester Sohn Deodat jetzt 20 Jahr alt ist Seemann und hat mir diese Woche aus Callao (Lima) geschrieben, wohin er an Bord eines englischen Schiffes gegangen. Vielleicht hilft er einmal mit, eine deutsche Flotte begründen, wir könnten sie auch jetzt wieder brauchen.

Ich schließe nun mit dem Wunsche, daß Sie auch ferner mich in freundlichem Angedenken zu behalten und die Erfüllung desselben durch ein schriftliches Zeichen zu beweisen nicht unterlassen mögen. Möge der liebe Gott Sie uns Deutschen noch lange erhalten.

Ich verharre

Ihr treu ergebener

Freund und Diener

Felix Liebrecht.

[1] Die Ausgabe war von Wilhelm Grimm.

[2] Liebrecht hatte auf Empfehlung von Alexander von Humboldt das Lehramt in Lüttich erhalten.

W. L. Holland[1] 1822—1891.

I.

Sie haben mich, hochverehrter herr, durch das überaus gütige geschenk Ihrer schönen abhandlung *über den ursprung der sprache,*[2] womit Sie mir kürzlich so unverhoffte freude bereitet haben, zum innigsten danke verpflichtet, den ich hiermit aussprechen will.

Daß es mir vom höchsten interesse ist, diese hochwichtige Frage grade von Ihnen erörtert zu sehen, brauche ich kaum ausdrücklich zu sagen. Das gefühl der bewunderung aber kann ich nicht zurückhalten, das uns gewöhnliche menschen bei dem anblicke ergreift, wie ein mann so viel des trefflichen und so verschiedenartiges in so kurzer Zeit hervorzubringen imstande ist. Und nun wieder das wörterbuch, das mit so raschem gange voranzuschreiten sich anschickt. Gar sehr hat es mich gefreut zu bemerken, wie viele ausbeute auch die herausgaben des literarischen vereins, bei denen ich immer beteiligt bin, insbesondere die *Fastnachtsspiele,*[3] für die ich fortwährend mit tätig sein konnte, geboten haben.

Möchte doch das große unternehmen, das bei allen vaterländisch gesinnten die wärmste teilnahme finden muß, glücklich und ohne Störung das ersehnte Ziel erreichen. Gar sehr bedaure ich, daß es mir bis jetzt nicht möglich gewesen ist, unmittelbar wenigstens einen kleinen beitrag dazu zu liefern. Hoffentlich lassen zeit kraft und umstände es zu, wenn auch nur bescheidenes für die folge noch beizusteuern.

Haben Sie hochverehrter herr die güte mich im andenken Ihres herrn bruders zu erneuern und ihm gegenüber den ausdruck meines lebhaftesten dankes für die geneigte übersendung seiner nachträge zu der schrift über *Freidank* und zu den *altdeutschen gesprächen* zu vermitteln, meinerseits aber genehmigen Sie die wiederholten versicherungen ausgezeichneter verehrung, womit ich beharre, hochverehrter herr

Ihr ganz ergebenster

Tübingen, 19./7. 1852. Dr. W. L. Holland.

II.

Eine große Schuld des Dankes habe ich Ihnen, hochverehrter Herr und Gönner, abzutragen. Aufs lebhafteste verpflichtet bin ich Ihnen, um das jüngste zuerst berühren, für das so unerwartet angelangte und darum doppelt erfreuliche geschenk Ihrer abhandlung, die ich eben jetzt wo ich vom morgen bis zum abend der vorlesungen halber mit der grammatik beschäftigt bin, mit zwiefachem interesse gelesen habe.

Wie soll ich denn ferner Ihnen genugsam für die güte danken, mit welcher Sie auf des treubesorgten Gödecke anfrage eine für mich so ehrenvolle teilnahme an meinem geschicke haben äußern wollen, die ich, wie ich mir nicht verhehle, wol durch meinen guten willen nicht aber durch meine leistungen verdienen kann.

Ist unter allen umständen der nachsichtige beifall des meisters vor allem geeignet, dem schüler immer neue ermutigung zu reichen, so muß diß natürlich in erhöhtem maße zu treffen sein bei einer so wenig befriedigen-

[1] Professor für germanische und romanische Philologie in Tübingen, der Freund Uhlands und A. v. Kellers, der sich auf romanischem Gebiet besonders mit Chrétien de Troyes beschäftigte.

[2] Gel. in der *Ac. d. Wiss.* am 9. Januar 1851, abgedr. *Kl. Schrift.* I, S. 255 ff.

[3] Die *Fastnachtsspiele* waren von Keller herausgegeben.

den, auch nach nun neunjähriger akademischer tätigkeit hier am orte wol für lange noch nicht zu verbeßernden äußern Lage wie die meinige ist.

Und so will ich denn auch, nachdem der freund es zuerst gewagt, Ihnen für den sich darbietenden fall einer günstigen einwirkung meine angelegenheiten selbst zu empfehlen mir die freiheit nehmen.

Möchten Sie, hochverehrter herr und gönner, die güte haben, bei Ihrem herrn bruder mein andenken zu erneuern, und genehmigen Sie die versicherungen unwandelbarer verehrung, womit ich nie aufhören werde, zu sein

Ihr ganz ergebenster

Tübingen, 24. juni 1856. W. L. Holland.

Den Briefen lag in Abschrift folgender Brief von J. Gr. an Gödeke bei: Berlin, 7. Mai 56. Huber lebt bekanntlich zu Wernigerode, ob dadurch eine vacanz bei der universität eintritt, ist mir nicht bekannt, Huber war umgekehrt von seiner Partei blos unnötig eingeschoben worden. Seine roman. vorlesungen haben nie etwas bedeutet und keine zuhörer angezogen. Beim jetzigen cultusminister gelte ich nichts und kann nichts bewirken, will mich aber gelegentlich um die sache bei Joh. Schulze erkundigen. Dem Holland gefällig zu sein hätte ich sonst alle lust und den besten willen. Es ist gut, daß er den franz. *Iwein* drucken läßt.

III.

Hochverehrter herr,

Eine freudigere überraschung, als mir durch Ihre überaus gütigen Zeilen vom 10. zu teil geworden hätte mir nicht leicht bereitet werden können, und ich bitte für diesen neuen beweis Ihres mir immer unschätzbaren wohlwollens die äußerung meines lebhaftesten dankes entgegenzunehmen. Daß ichs nur offen sage, ich bin fast erschrocken, als ich las, daß Ihre nachsichtige güte meiner sogar für Hagens stelle gedacht, für welche viel würdigere nachfolger sich melden mußten, jedesfalls aber gefunden werden können, sobald man sie sucht. Es war etwa die, wenn ich anders mich hierin nicht teusche, bescheidenere stellung des professors der romanischen philologie, zu der ich die augen zu erheben gewagt hätte, wenn man anders die widerbesetzung einer solchen professur in aussicht nimmt. Doch wie wollte ich unbekannt mit allen gegenwärtigen Berliner verhältnissen, wie ich es bin nach dieser oder jener seite irgend einen bestimmten wunsch zu äußern wagen, der so leicht, im vergleich mit dem was ich vermag unbescheiden erscheinen könnte. Und so lassen Sie mich denn lieber alles vertrauensvoll Ihrer güte für den fall anheimstellen, daß sich gelegenheit zu einer für mich günstigen einwirkung in Berlin oder anders wo zeigt.

Bekkers ausgabe des *Erec*[1] ist mir äußerst erwünscht gekommen. Meine absicht ist den *Iwein* nach meinen Abschriften lesbar drucken zu lassen. und so konnte ich mich nur freuen jenes andere gedicht in so sauberer behandlung vorweg geboten zu sehen. Mit dem Drucke meiner arbeit hat es indessen noch weile, da ich diesen sommer nur wenig muße zu literarischen arbeiten habe. Was mir an zeit übrig bleibt, verwende ich auf den grundriß der altfranzösischen poesie, der seiner natur nach besser ein immerwährendes abbrechen erträgt.

Ihre grüße an prof. v. Keller habe ich bestellt und soll von seiner seite die angelegentlichsten empfehlungen sagen. Sein befinden, nach

[1] *Erec u. Enide.* 1856 von Imm. Bekker herausgegeben.

welchem Sie sich erkundigen, ist in diesem augenblicke zwar allerdings nicht ganz nach wünschen, ich hoffe jedoch zuversichtlich, daß sein übel ein länger andauerndes kopfleiden (wol lediglich folge allzugroßer anstrengung des unermüdlichen und vielfach überhäuften freundes) mit der ruhe der ferien wider verschwinden werde.

Genehmigen Sie, hochverechrter herr und gönner die erneuerung der versicherungen nie aufhörender verehrung, womit ich verharre

Ihr ganz ergebenster

W. L. Holland.

Tübingen 15. juli 1856.

IV.

Hochverehrter herr und gönner,

vorgestern habe ich bei Uhland eingesprochen, um mir von ihm Zapperts ausgabe des wiener fundes zu erbitten, von dem wir früher durch Pfeiffer kenntnis erhalten hatten. Nach mancherlei betrachtungen über das merkwürdige denkmal vereinigten wir uns schließlich in dem lebhaftesten wunsche: Möchten wir den meister, möchten wir den schöpfer der deutschen mythologie über das gedicht vernehmen. Wonach wir uns gesehnt, das ist nun über alle erwartung schnell in erfüllung gegangen. Da bringt mir heute der briefbote Ihre abhandlung *über die göttin Fanfana.*[1] das erwünschteste geschenk, das mir eben jetzt werden konnte, da ich — um, was ich von Ihnen gelernt habe wider andern mitzuteilen — über deutsche mythologie vorlesungen halte. Und so lassen Sie mich denn auch in der freude meines herzens ungesäumt für die hochwillkommene gabe, so wie für das mir durch dieselbe gewordene zeichen Ihrer fortdauernden mir über alles teuren gewogenheit den verbindlichsten dank ausdrücken.

Da ich nun schon von meiner akademischen Tätigkeit geredet, so darf ich vielleicht auch noch vermelden, daß ich diesen sommer außer dem genannten collegium als neues auch noch die geschichte der altfranzösischen poesie vortrage, wodurch denn meine kräfte gänzlich in Anspruch genommen sind.

Was ich sonst noch aus Tübingen berichten könnte ist leider nicht erfreulich zu nennen, ich meine die wegberufung des trefflichen Duncker,[2] die unserer hochschule einen ihrer gefeiertsten lehrer, mir selbst, der ich das glück gehabt, ihm näher zu stehen einen unvergeßlichen freund und gö[nner] entzogen hat. Möchten Sie, hochverehrter herr die güte haben bei Ihrem h[errn] bruder mein gedächtnis zu erneuern und genehmigen Sie die ver[sicher]ungen unbegrenzter verehrung, womit ich nie aufhören werde, zu sein

Ihr ganz ergebenster

W. L. Holland.

Tübingen 12. 5. 1859.

V.

Hochverehrter herr und gönner,

Möchten Sie mir gütigst gestatten, wie das herz mich treibt die innigsten glückwünsche zum neuen jahre darzubringen und daran die angelegentlichste bitte um fernere erhaltung Ihrer mir so teuren gewogenheit zu knüpfen.

Bei dem anteile, den auch Sie dem hingange unseres Uhland gewidmet, meine ich vermelden zu dürfen, daß der kranke Dichter bei dem

---

[1] Gedruckt in den *Monatsberichten* vom 10. März 1859. *Kl. Schr.* 5.

[2] Dr bekannte Historiker und Politiker.

letzten gespräche, das ich mit ihm hatte, mir noch den auftrag gegeben Ihre photographie ihm zu verschaffen. Das damals sogleich bestellte blatt konnte indessen nicht mehr vorgelegt werden.

Einer schrift, die ich demnächst zu überschicken die ehre haben werde, will ich nicht versäumen im voraus freundlichen Einlaß zu erbitten.

Genehmigen Sie, hochverehrter herr und gönner, die erneuerten versicherungen der ausgezeichnetsten verehrung, womit ich nie aufhören werde zu sein Ihr ganz ergebener

Tübingen, 30./12. 62. W. L. Holland.

Jacob Grimm an Holland.

I.

Hochgeehrter herr doktor,

hierbei folgen meine abstimmungen zurück, ein zufall hatte mich gehindert, die erste schon einige wochen früher abgehen zu lassen.

Hoffentlich ist Keller,[1] dessen Ihre letzte zuschrift nicht gedenkt, wiederhergestellt, ich bitte ihn zu grüßen. Nehmen Sie selbst auch meinen dank für manche mir gemachte zusendungen und zugleich für den eifer, mit welchem Sie sich der geschäftsführung des vereins unterziehen. Den *Altschwert* habe ich nie vollständig gelesen, nach Gervinus enthält er mitunter unanständiges, was mir zwar nicht aufgestoßen ist. Es wird wohl nicht so arg sein, und der linguistische werth kann auch dabei überwiegen.

Freundschaftlich und ergebenst

Jacob Grimm
28. mai 50.

II.

Auf den mir erst am 14. zugekommenen erlaß des geschäftsvorstandes vom 1. d. m. säume ich nicht zu erwiedern, daß mir das dargebotene gedicht Heinrich Wittenweilers ganz vorzüglich zur aufnahme geeignet scheint. zwar kenne ich es noch garnicht, aber aus dem 15 jh. ist alles zumal lebendig gedichtete und aus der einheimischen sitte geschöpfte willkommen. ich bin sehr begierig darauf.

Dagegen scheint mir in übereinstimmung mit früher geäußerten grundsätzen, der herzog Ernst mehr zur besondern herausgabe außerhalb der grenze des vereins geschickt. es ist ein wichtiges wertvolles Werk der früheren zeit, dem eine neue kritische ausgabe gebührt, für welche alle handschriften und hülfsmittel in anspruch genommen werden müssen, und es freut mich zu vernehmen, daß herr Dr Holland zu einer solchen sich entschlossen hat.

Berlin 15 nov. 1850 Jacob Grimm.

III.

Hochgeehrter herr doctor,

Altswert verdiente schon den druck,[2] obgleich der von Mone ausgehobenen stelle über die spiele sonst nichts an werth beikommt. der name meister Altswert kann freilich aus dem „gestanden swert“ seite 7 hervorgegangen sein, umgekehrt aber auch diese stelle aus ihm. daß er ein metzger war, möchte ich aus den gebrauchten redensarten nicht folgern, denn seine geliebte G gehörte dem adelsstande. Er liefert manche seltene wörter. *otfer* störche 71 habe ich mhd nicht gelesen, es ist der nd. *odevare* (*mythol.*

---

[1] A. v. Keller war der Präsident des sehr verdienstvollen Lit. Vereins von Stuttgart, dessen Angelegenheiten hier J. Gr. vor allem beschäftigen.

[2] Es wurde von Holland herausgegeben.

638) doch geben auch die *gl. Gletst.* 36, 33 *odoboro.* s. 54 muß stehen *versorteniu,* nicht *verforteniu.*

adamast : *fast, gast* für *adamas* ist ihm auch eigen. wann kam das wort *boumwolle,* das 52, 15 steht zuerst auf?

Die vier ersten gedichte haben sicher denselben verfasser, ebenso die beiden letzten einen andern aus Schwaben gebürtigen. Hagen ms 4, 619. 568 schreibt den *Schleier* einem grafen Hugo von Montfort (1396—414) zu und Gervinus legt einem Hugo von M. auch die reisebeschreibung ins heil. land bei, was sich wohl aus der geschichte dieser Grafen von M. nachweisen müßte. der böhmische ketzer Rockenzan s. 245 soll erst 1471 gestorben sein. übrigens ist das (sicher dem 15 jh. zufallende) gedicht der *Schleier* weder unpoetisch noch für die sprache und sitte unwichtig, zumal aber muß es den Schwaben wert sein, vgl. seite 201 Stutgart und Liebenzell. es muß sich leicht ergeben, wer die s. 200 genannte pfalzgräfin von Baiern war, die einem östr. herzog vermählt wurde. s. 162 interessant für die geschichte der hofnarren. Der Prinz von Dorow s. 228 meint wohl Doron Thorn. wann erscheint der in dieser reisebeschr. mehrmals genannte ducate zuerst in Deutschland.

Herrn Prof. Keller danke ich herzlich für das übersandte *fastnachtsspiel vom müller und abt.*[1] haben Sie oder hat er die güte gehabt, mir die aushängebogen vom *Ring* zugehen zu lassen? ich bin davon wenig erbaut, es ist ein rohes gemeines erzeugnis und wäre es mir bekannt gewesen ich hätte mich besonnen für dessen aufnahme zu stimmen. die mitgetheilte äußerung Bechsteins,[2] daß es vieles für die volkssitte enthalte, machte mich ihm im voraus geneigt. allein ich finde bloß platte gedanken und einfälle des verfassers nichts lebendig aus dem leben geschöpftes. Immer wird der abdruck sich entschuldigen lassen, weil er hier und da brauchbare wörter und namen liefert; aber meine erwartung war darauf höher gespannt.

Ich bin so frei 7 th. für 1851 beizulegen, der kleine überschuß mag mir zugute geschrieben werden. Mir scheint nicht recht, daß einzelne jahrgänge im buchhandel für denselben Preis zu beziehen sind, den die actionäre entrichten, es sollte ein höherer angesetzt sein, der auch der casse zum vorteil gereichte, oder streng darauf geachtet werden, daß nur soviel exemplare gedruckt würden als actien sind. denn sonst verschwindet die eigentümlichkeit des unternehmens.

Ihnen und Keller gebührt aufrichtiger dank für die mühe, deren sie sich fortwährend unterziehen.

Berlin 16 jan. 51 Jac. Grimm.

nicht zu vergessen, daß ich auch für die neue auflage von *Guillem IX* danke.

IV.

Hochgeehrter herr

durch Lachmanns krankheit und tod[3] sind wir alle hier schwer betroffen und gestört worden, darum antworte ich erst heute.

Gegen die ausg. des *Simplicissimus*[4] habe ich weiter nichts als daß sie viel mühe kosten wird. von 1669 gibt es zwei verschiedene ausgaben, die doch zum grunde gelegt werden müssen. Sollen die späteren wol vom vf. selbst herrührenden und manchem leser willkommenen erweiterungen mit gedruckt und etwa durch andere typen unterschieden werden?

Lassen Sie Uhland seinen willen und drucken Sie mit deutschen buchstaben und großen initialen. man sieht daran, wie schwer es hält

[1] 1850 erschienen.
[2] Das Buch wurde von Ludwig Bechstein herausgegeben.
[3] † am 13. III. 1851. [4] Holland gab ihn heraus.

eine rechte neuerung durchzuführen, wenn 5 dafür gewonnen sind, setzen 10 andere ihre privaten gewöhnungen entgegen. das macht auch unsern jammer in der politik. alles schlechte soll bleiben, weil es sich durch die länge ein gewisses recht erworben hat.

Ludolfs von S. *itinerar* (niederdeutsch, zu Wolfenbüttel) ist gut.

Auch die *Repkowische Chronik*, es kommt aber auf den herausgeber an.

Das letzte Drittel vom *Ring* war allerdings dem inhalte nach besser.

Schönsten gruß an Keller, er hätte in der vorrede anzumerken nicht unterlassen sollen, daß diese *Berfech* und *Mätze* eine erweiterung des meier *Betze* und *Metze* im *Ls* 3, 399 *Diut.* 2, 78, *Stähl.* 259 sind. auch das rechtfertigt die bekanntmachung.

Mit herzlicher Hochachtung Ihr ergebenster

Berl. 24. merz 51 Jac. Grimm.

V.

Die beantragte herausgabe einer sammlung von fastnachtsspielen scheint völlig angemessen und gebe ich meine stimme dazu.

Das neuste heft von Haupt bringt einige sachen von Folz. Schmeller wird sagen können, ob nicht zu München großer vorrat liegt ob nicht dort schon vor etwa 21 jahren eine dem buchhandel entzogen gebliebene sammlung gedruckt wurde.

Mit einer ausgabe der besten schriften Fischarts namentl. der *geschichtklitterung* kann vorgeschritten werden, sobald man sich dann die ältesten ausgaben verschaft hat. Meusebachs bibliothek (jetzt auf der hiesigen königl.) bietet sie dar.

Jacob Grimm.
Berlin 1 aug. 1851

VI.

Hochgeehrter herr

an meinem aufrichtigen willen, wo sich gelegenheit darbietet zur förderung Ihrer lage mitzuwirken, zweifeln Sie nicht, obgleich ich zu unserm gegenwärtigen cultusminister in keinem näheren verhältnis stehe. Die wiederbesetzung von Hagens stelle wird zunächst von vorschlägen der facultät abhängen, man würde sie vielleicht unbesetzt lassen, da Haupt und wenn sie wollen auch Maßmann altdeutsche philologie vertreten, wäre nicht eine besoldung von ich denke 1200 th im etat ausgeworfen. Wenn Wackernagel und Müllenhof vielleicht auch Weinhold vorgeschlagen werden sollten, so fürchte ich, würde Ihnen diesmal die aussicht gesperrt sein, Sie müßten dann lust tragen eine der offen werdenden stellen in Basel Kiel oder Graz anzunehmen, keine derselben gestehe ich, ist besonders einladend. Vor einigen monaten hieß es einmal, Sie wären nach Würzburg ernannt, das war aber Verwechslung mit einem Münchner namensgenossen, der meines wissens eine deutsche literaturgeschichte in ultramontaner manier geschrieben hat. Später wurde ihm jedoch ein anderer ultra, der bekannte Hermann Müller vorgezogen, von dem das deutsche Sprachstudium wenig ersprießendes zu hoffen haben wird. ich hätte die stelle lieber einem andern Baier gegönnt dem Kelle, der gegenwärtig den Otfried herausgibt.

Hörte ich nicht vor einiger Zeit, daß Sie den altfranzösischen *Erec* drucken ließen? Er ist nun eben in Haupts Zeitschrift sauber von Bekker behandelt erschienen. macht Ihnen das ungelegenheit? während soviel wichtiges herauszugeben bleibt, ists schade, daß einzelne gedichte plötzlich doppelt gedruckt werden. Das gilt namentlich vom *Gerart von Rosillon*, den Fr. Michel und Conr. Hofmann zu gleicher Zeit der

presse überliefert und von dem eben auch Bartsch ein großes Stück gegeben hatte.

Ich bitte Keller zu grüßen, er ist doch nicht etwa kränkelnd?

Hochachtend und ergebenst

Berlin 10 juli 1856. Jac. Grimm.

VII.

Schönsten dank, lieber freund, für das weihnachtsgeschenk, *Christian v. Tr. Iwein,* nun können wir doch ordentlich mit Hartmann vergleichen, so gefüg das franz. gedicht scheint, liegt doch im deutschen mehr seele.

Ihr fleiß wird uns noch manchen andern vorschub thun! ich muß mich kurz fassen, weil ich am schlusse des jahres von einer flut von arbeiten umgeben bin.

Leben Sie vergnügt Jac. Grimm.

30. dec. 1861.

N. H. Julius.[1]

Hamburg 1. August 1852

Ist es gleich schon länger als ein Menschenalter, daß Sie die rauschenden Tage des Wiener Congresses benutzten den noch immer [o]ft genug verkannten, ich meine allein [g]ültigen Weg zur Kenntnis des Baus der Spanischen Romanze anzugeben[2] und haben Sie auch seitdem fast ausschließlich Ihre Arbeiten unser angestammten Zunge gewidmet, dennoch bleibt auch jene unvergessen und unvergeßlich.

Darum gestatten Sie auch mir, einem Ihrer treuen, jetzt abwesenden Verehrer, die Beilage,[3] die Sie vielleicht an jene Tage der Jugend erinnert, zu übersenden, sei es auch nur als geringer Ausdruck wärmster Hochachtung des Menschen wie des Gelehrten.

Gleichzeitig empfehle ich ergebenst Ihrer gefälligen Beachtung für das Wörterbuch des in der Anlage von mir zuerst gebrauchten Wortes Besiedelung (nebst Ableitungen) für das undeutsche Colonisirung.

Mit den wärmsten Wünschen für Ihr und Ihres Herrn Bruders Wohlergehn Ihr hochachtungsvoll ergebener

H. G. Julius.

III. Briefe von und an Wilhelm Grimm.

W. Grimm an Michelant.[4]

Mr Michelant

Paris Rue neuve St. George No 6.

Berlin 8 octbr. 1844

Sie waren, hochgeehrtester herr, während Ihres besuches bei uns in Berlin so freundlich mir die beantwortung literarischer fragen zuzusichern,

[1] Hamburger Arzt, der vielfach literarisch hervortrat. Von ihm stammt die deutsche Ausgabe von Georg Ticknors *Geschichte der schönen Literatur in Spanien,* die Julius mit wichtigen Zusätzen versah.

[2] In der Ausgabe der *Silva de romances viejos.* Wien 1815.

[3] Wahrscheinlich eine der Beilagen, die Ticknors *Gesch. d. sch. Lit. in Spanien* beigefügt sind. In einer kleinen Abhandlung *Von den Romanzenbüchern* findet sich J. Gr. erwähnt. J. Grimm gab seine *Silva de romances viejos* heraus, eine kleine musterhafte Sammlung der besten alten 'Romanzen, vorzugsweise aus dem Romanzenbuch von 1555'.

[4] Nach einem im Gr.-Nachlaß erhaltenen Konzept.

die Ihnen zu Paris mitten unter den schätzen der altfranzösischen handschriften möglich sein würde, ich habe jetzt eine veranlassung Ihre güte in anspruch zu nehmen, wir besitzen bruchstücke eines altdeutschen gedichtes von *Athis und Prophilias*, das nach dem altfranzösischen des Alexanders von Bernay gearbeitet ist. ich habe den text critisch hergestellt, im anfange dieses jahres eine vorlesung in der akademie der wissenschaften gehalten,[1] welche das verhältnis des deutschen zu dem französischen werk zu erörtern sucht und in einigen monaten dem Druck übergeben werden soll. hierbei sind mir manche punkte dunkel geblieben, welche sich dort allein aufhellen lassen, und ich erlaube mir, mich deshalb an Sie zu wenden. da Sie, wie ich mit vergnügen vernehme, für den litterarischen verein in Stuttgart die herausgabe des *Alexanders* von Lambert li cors vorbereiten,[2] so darf ich hoffen, daß Ihnen die erfüllung meiner wünsche keine allzugroße mühe verursachen wird. ich lege die stelle meiner abhandlung in abschrift bei, aus welcher Sie ersehen werden, worauf es mir ankommt, erlaube mir aber noch die fragen, die mir besonders wichtig sind, hier zusammenzustellen.

1. läßt sich das zeitalter von Lambert li cors genau bestimmen?

2. wann hat Alexander von Bernay angefangen zu dichten, und in welche Zeit darf man seinen tod setzen? warum ward er Alexander von Paris genannt?

3. in welcher Zeit ist *Athis und Prophilias* abgefaßt? warum gilt dies Gedicht für sein erstes?

4. wie verhält es sich mit der stelle in dem gedicht von *Alex.* dem gr. in welcher gesagt wird, daß Alexander von Bernay seine verse mit den versen des Lambert li cors gemischt habe? von wem rührt diese stelle her? ist sie vielleicht aus späterer zeit?

5. von welchem alter ist die handschrift in der sich *Athis und Prophilias* befindet? ist sie noch aus dem 12. jahrhundert oder später?

6. wieviel zeilen enthält (versteht sich nach ungefährem überschlag) das gedicht von *Athis und Prophilias*?

7. ist das gedicht *li siege d'Ataines* ein anderes und sein verfasser ein anderer? ist es nicht vielmehr *Athis und Prophilias* des Alexanders von Bernay?

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr ich Ihnen für die beantwortung dieser fragen verbunden sein würde und bitte Sie nur noch die versicherung der vollkommensten hochachtung anzunehmen.

Michelant an W. Grimm.

Stuttgart 30 novembre [1844].[3]

Monsieur,

En vous remerciant de l'honneur que vous voulez bien me faire en vous adressant à moi pour les renseignemens qui concernent le poëme d'Atys et Prophilias et celui d'Alexandre je dois d'abord m'excuser de n'avoir pas répondu plus tôt à votre lettre et de le faire d'une manière aussi incomplète. Après avoir quitté Paris vers la fin de Septembre, je me suis rendu à Stuttgart en m'arrêtant à Metz et à Basel, et lorsque plus tard mes lettres ont pu me parvenir ici, je me suis vu forcé d'aller faire un petit

---

[1] Am 18. u. 22. Januar 1844. Wilhelm Grimms gesamte Arbeiten über *Athis u. Prophilias* sind abgedruckt *Kl. Schrft.* III, S. 212—366.

[2] Die Ausgabe erschien 1846.

[3] Die Angabe der Jahreszahl fehlt, da aber Michelants Brief die Antwort auf Grimms Brief vom 8. Oktober 1844 darstellt, so ist wohl das Jahr anzunehmen.

voyage d'une 15 de jours à Munich. Ce n'est donc que depuis peu que j'ai reçu votre demande, et ceci vous expliquera, pourquoi je ne puis en ce moment vous donner aucun renseignement sur les divers manuscrits dont vous me parlez ni sur leur age.

En ce qui touche l'Alexandre proprement dit, je me trouve moi-même dans un grand embarras relativement aux divers poèmes et aux auteurs qui ont traité ce sujet. Le Manuscrit que j'ai employé pour ma copie et que l'on m'a donné pour le plus ancien est le No 7190 de la fin du 13e siècle (1280 à peu près) Malheureusement les interpolations et les répétitions sont déjà si nombreuses, qu'il est difficile de retrouver le poème primitif. On y trouve des allusions fréquentes aux croisades, et les citations géographiques ne permettant pas de douter que le Poète ou peut-être le Copiste qui a intercalé de tels détails, n'aient pris part à ces expéditions ou n'aient eu de fréquentes relations avec les croisés.

Mais l'embarras est de savoir si ces détails appartiennent à la rédaction primitive ou à une postérieure.

Quant aux noms des auteurs, je laisse de coté Guy de Cambrai, Brise barre et tous les autres pour ne m'occuper que des plus importans. Lambert li corps (li tors suivant une autre leçon) et Alixandre de Bernay, de Bertain, de Berri, car je retrouve ces différentes dénominations. La supposition de Grässe[1] est emprunté à Paulin Paris (Manuscrits de la Bibliothèque du Roi) qui ne la justifie par rien. Pour moi je crois que Alixandre de Bernay ou de Paris a été ainsi nommé du nom du pays, où il est né et plus tard de celui, où il a séjourné comme Guyot de Provins, Chrestiens de Troyes, Adam d'Arras, Huon de Villeneuve etc. Dans ma leçon il n'est pas fait mention de Lambert li Cors; voilà le passage qui termine l'expédition contre Darius:

Cis nos di d'Alixandre qui de Berri fu nés
et de Paris refu ses sornons apielés
que li fueres di Gadres est à cest ver finés.

Un manuscrit de l'Arsénal que j'ai employé pour les Variantes et qui avait été copie par Ste Palaye sur le N. 6978 de la Bibliothèque Royale porte: Alixandres nos dist qui de Bertain fut nés, puis à la suite de ce couplet avec rimes en é s en vient un autre que je vous transcris également:

Or entendes Signor que ces estores dist
de Daire le persant c'Alixandre conquist
de Porrus le roi d'Inde qu'il caça et ocist
et de la grant vermine qu'es desers desconfist
et des autres mervelles qu'il cerka et conquist
de Got et de Margot qu'il ensera et prist
jamès n'en istra un dusc'al'tems andecrist
issi com Apeles s'image contrefist
de l'duc de Palatine qu'il ocist et conquist
de reine Candace que en sa cambre mist
et de la vois des arbres qui sa mort li descrist
issi com Aristotes l'introduist et aprist
La verté de l'estore si com le rois le fist
un clers de Casteldum Lambers li tors l'escrist
qui de l'latin la traist et en roman le mist

[1] Vgl. *Die großen Sagenkreise des Mittelalters zum 1. Male histor. entwickelt* von J. G. F. Grässe. Dresden 1842. S. 448 sagt: 'Alex. de Bernay oder (de) Paris, so nach seinem Vater, nicht, wie man geglaubt hat, wegen seines beständigen Aufenthalts in der Stadt Paris so genannt ...'

J'ajouterai que dans mon manuscrit 7190 on cite Pierre de St Cloot, Salutins ou Salehedins, amiral Turc. Dans le passage où est cité Hélinant comme poète et troubadour, Paulin Paris et quelques autres ont avancés hardiment qu'il était question d'un autre que le poète français que nous connaissons; cependant les vers qui sont dans sa bouche sont bien réellement de ce même Helinant.

La question comme vous le voyez, Monsieur, est assez peu claire jusqu'à présent elle va le devenir encore moins. J'avais terminé ma copie de 20,000 vers environ lorsque je découvrirs à l'Arsenal un petit manuscrit beaucoup plus ancien, commencement du 13e siècle au plus tard ou fin du 12e, contenant 6000 vers à peu près et racontant d'une manière beaucoup plus abrégée l'histoire d'Alexandre. Le commencement c. à. d. l. 300 à 400 premiers vers étaient en vers de dix pieds, puis tout à coup le vers s'alongeoit et en prenoit 12. et le passage, où s'opère cette transition, est précisément identique avec celui que je vous envoie: ex.

> après orez tot atiréement 10
> de ses proéises, de son conquerrement 10
> De Daire le persant si cum il l'ot conquis 12
> et de l'rei prou de inde qu'il chaica et ocis 12
> et des bones arcu que il trova et quis 12
> et de la fort cité Babiloine que sis
> et de la voiz de l'arbre qui de sa mort li dis
> et sa cum apeles l'image contrefis
> de got et de magot etc etc
> la verté de l'estoire si cum li reis l'escris
> un clers de Chastel dum Lamberz li Torz la fis
> de latin o el ere qui en romanz l'a mis

Je crus alors avoir trouvé le poème original de Lambert beaucoup plus ancien, plus correct, plus court, plus conforme à l'esprit des siècles antérieures et à la vraie chanson de geste Une difficulté cependant m'arrêtait et une grave: Le fonds du roman était en abrégé le même que l'autre: mais jusqu'à ce passage la langue était pure Lemosine: l'*a* remplaçait l'*e* muet et ne comptait pas à l'hémistiche, tandis que la langue de Lambert né au centre du plus pur dialecte français ne pouvait rien avoir de semblable. Ce qui augmentait mes soupçons c'est que le passage en question se trouvait sur un parchemin différent d'une écriture fort laide plus moderne et remplaçait le premier feuillet (payes 3 et 10, 15 et 16) du 2e quaternien sans que rien puisse faire comprendre, comment il manque un feüillet à ce manuscrit d'une fort belle conservation sauf 2 ou 3 passages, et notamment le commencement du 17. feuillet qui a été horriblement graté et rapé avec intention pour faire disparaitre un texte plus ancien qui n'a pas été remplacé.

En effet le poème qui commence par un vers:

> 'Chanson voil faire par rime et par lioine
> de l'fil Felipe le roi de Macedoine'

est suivant Fauchet[1] d'un troubadour Limosin ou Poitevin nommé Simon. (de l'origine p. 552) Sanchez. Coleccion de poesias Castellanas t. I p. 99)[2] Il me reste donc à vérifier, question insoluble peut-être, si Lambert est un plagiaire, ou quelle part il a pu prendre à la rédaction du poème, soit antérieurement soit postérieurement. Je ne puis malheureusement continuer cette recherche ici, mais dans un mois environ je me trouverai de

---

[1] Fauchet, *Recueil de l'origine de la langue et poésie française* in *Les Œuvres de feu M. Claude Fauchet.* Paris 1610.

[2] Th. A. Sanchez. *Collection de poes. cast.* Madrid 1775.

retour à Paris, et si je trouve quelque chose de nouveau je m'empresserai de vous le communiquer avec les recherches que je ferai au sujet d'Atys et Prophilias. Ce qui me reste démontré c'est que le petit poème Manuscrit de l'Arsenal, que Fauchet attribue à Simon, forme le fonds du grand poème de Lambert et de Bernay, qu'il a également fourni le sujet du poème allemand avec lequel il a de grandes analogies d'impressions, de pensées et d'images, et enfin avec le poème Castillan de Gonzalo de Berceo. Quant à Elberich de Vicentum cité par Lambrecht, je n'ai rien trouvé à cet égard. Lambrecht dit avoir employé une source française, Gonzalo annonce qu'il veut écrire un poème en langue vulgaire. Lambert et Alexandre disent au commencement l'avoir traite du latin en roumans

„c'à gent laie doit auques profiter"

La question est encore entièrement à juger.

Voilà Monsieur les faibles renseignemens que je puis vous communiquer quant à présent. Je ne doute pas que vous ne puissiez en tirer plus de parti que moi; cependant je regrette de n'en avoir que d'aussi inexacts que ceux-là. Sitôt mon retour, je comparerai encore ces divers poèmes à celui de Gautier de Chatillon et vous ferai part également de mes observations.

Je serai infiniment flaté, si à l'avenir vous voulez bien vous adresser encore à moi pour toutes les recherches que vous avez à faire. Une autre fois peut-être serai-je plus heureux et pourrai vous satisfaire plus completement.

Veuillez, Monsieur, me rappeler au Souvenir de Mr Jacob, et me mettre également à sa disposition en toutes circonstances, et daignez agréer l'expression de ma reconnaissance pour toutes les bontés que vous avez en pour moi, pendant mon séjour à Berlin, ainsi que l'assurance de mes sentimens les plus distingués.

Votre tout dévoué serviteur
M. Michelant.

Stuttgart Marienstr. No 32
Paris Rue [St Georges] 6

Ferd. Wolf an W. Grimm.

Sie haben, sehr geehrter Herr Professor, durch Ihre freundlichen Zeilen vom 4. M. und die werthvollen Beigaben Ihrer beiden Abhandlungen zu den vielen Verpflichtungen, die ich Ihnen hatte, noch neue gefügt. Empfangen Sie dafür meinen innigsten Dank und erlauben Sie mir den im Herzen getragenen auch auszusprechen für den gütigen Empfang den Sie und Ihre liebenswürdige Familie mir und meiner Tochter gewährten. Ihre und der Ihren persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben, gehört zu den schönsten Erinnerungen an unsern Berliner Aufenthalt; in Ihrem traulichen, ächt deutschen Kreise haben wir uns ja gleich heimisch gefühlt.

Wenn ich hiefür zu besonderem persönlichem Dank verpflichtet bin, so theile ich die Dankes-Pflicht mit allen Deutschen für die neue Ausgabe der *Kinder und Hausmärchen*, die Sie mit einer so schönen, lehrreichen Einleitung ausgestattet haben. Sie wiederholen auch da (S. LIV) die schon früher ausgesprochene Klage über den Mangel einer Sammlung der in Spanien und Portugal etwa im Munde des Volks fortlebenden oder dort heimischen Märchen. Daß die Spanier und Portugiesen ja reich an eigenthümlichen Märchen gewesen, erlaube ich mir zu bezweifeln und mich auf die in meinem Aufsatz über die Romanzenpoesie (*Wien. Jahrb.* Bd. CXVIII S. 88) angedeutete Begründung dieses Zweifels zu berufen. Daß aber durch andere Völker vorzüglich Araber und Franzosen über-

kommene Märchen auch unter den Bewohnern der pyren. Halbinsel verbreitet und im Munde des Volks bis auf unsere Zeit sich erhalten, versteht sich von selbst und bedarf wohl keines Beweises. Nur sind hier selbst so tüchtige von dem hohen Wert der Volkspoesie so lebhaft durchdrungene Forscher wie Duran[1] auf diesem Gebiete noch so wenig orientiert daß sie wohl, was ihnen davon aufgestoßen beachtet, aber entweder, weil sie die rechte Art der Mitteilung noch nicht gefunden und ihnen solche Muster wie Ihre Sammlung unbekannt geblieben sind, es nur anzudeuten wagten oder auf eine ganz unpassende Art verarbeiteten. Dafür habe ich eben in der neuen Ausgabe von Durans *Romancero general* (Madrid 1849—51) Belege gefunden, auf die ich mir erlaube, Sie aufmerksam zu machen. So drückt er in der neuen Einleitung (*Tome* I N. XXII) selbst seine Verwunderung sehr naiv aus und zerbricht sich den Kopf über die Ursachen, daß die Spanier fast gar keine eigenthümlichen Märchensammlungen haben; doch erinnere er sich in seiner Kindheit, solche Märchen von den *ancianas* erzählen gehört zu haben, die ihm sehr alt schienen und deren Ursprung er nicht nachweisen könne so z. B. *De dónde nos vino el cuenta de la reina convertidu en paloma? De dónde el del negro Gafitas de la Luz, cuya amada, perseguida por sus padres y sometida á trabajos imposibles, llamaba á las aves que con sus lágrimas lavaban y con sus picos planchaban la ropa que la jóven debia preparar*[2] (letzteres erinnert wohl an das schwedische Märchen *Konunga-Sonen och Misseria* oder das norweg. die *Meisterjungfrau* und zum Theil auch an das schwed. *Wattuman?*) Da er aber die rechte Art sie wiederzuerzählen nicht finden kann, so schließt er leider: *Lo mejor parece pues renunciar á una empresa tan dificil y asi lo hago!* — So hat er angeblich nach alten Handschriften, die er in seiner Jugend eingesehen, und nun aus dem Gedächtniß in alterthümelnder Weise reproduciert, einen Romanzen-Cyclus: *Aqui comienza la historia de la infantina. Et de como el infante de Hongria la fizo su namorada ante con ella casar* (Tomo T p. 163 sg) worin die Grundlage der Fabel theils mit Alamonis Novelle von *Bianca von Toulouse*, teils mit unserer mhd. Erzählung von der halben Birn Ähnlichkeit hat, in welcher aber unbezweifelt ächte alte Märchen-Bruchstücke erhalten sind. Ähnliche Bruchstücke lassen sich nachweisen in dem catalanischen Ritterroman: '*Historia del rey d'Ungria*' (*Biblioteca de ant. esp.* Madrid 1846 Tomo III p. XI) dem *Roman de la Manekine* nachgebildet und wie dieser auf das Märchen vom Mädchen ohne Hände sich gründend; — der allbekannten Sammlungen wie des *Conde Lucanor* der *Poesías* des Erzpriesters von Hita, des *Patrañuelo* u. *Alivio de Cominantes* Timoneda's u. s. w. zu geschweigen, worin sich noch so manches Märchenartige erhalten hat.

Doch verzeihen Sie, daß ich — auf gut österreichich — Wasser in die Donau trage; — ich wollte Ihnen nur dadurch den freudigen Antheil bezeigen, den ich an einem Buche nehme, das auch für uns ein theures Familienbuch geworden ist. Haben wir nicht auf eine baldige neue Ausgabe des dritten Theils zu hoffen?

Der so unerwartete Tod Lachmann's,[3] den ich noch so heiter und allem Anschein nach ganz wohl verließ, hat mich tief betrübt.

Um so inniger ist mein Wunsch, daß der Himmel Sie, Ihren verehrten

---

[1] Augustin Duran (1793—1862), span. Gelehrter, der sich große Verdienste um die Erforschung der Nationalliteratur erwarb.

[2] Dieser Anregung scheint W. Grimm zunächst nicht gefolgt zu sein. Er führt dieselbe Stelle aus Duran in seinem Aufsatz über *Spanische Märchen*, der 1859 erschien, an und schreibt dabei, daß ihn Professor V. A. Huber darauf aufmerksam gemacht habe.

[3] Lachmann starb am 13. März 1851.

Herrn Bruder und Ihre liebe Familie, denen ich mich besonders zu empfehlen bitte, noch recht lange in ungetrübtem Beisammensein erhalten wolle, und daß Sie in Ihrem geneigten Andenken erhalten

Ihren treu ergebenen

Wien d. 31. 3. 51. Ferd. Wolf.

W. L. Holland an W. Grimm.[1]

I.

Hochverehrter herr professor

Sie haben mich durch das überaus gütige geschenk Ihrer akademischen abhandlungen zum lebhaftesten Danke verbunden, dessen zu meinem großen leidwesen verspätetem ausdrucke Sie eine hochgeneigte entschuldigung nicht versagen mögen.

Nicht leicht konnte mir im gebiete der litteratur etwas erwünschteres erscheinen als neue beiträge zum *Freydank*,[2] der, ich darf es wohl sagen durch die vorlesungen, die bei Ihnen zu hören mir vergönnt worden, und die mir noch immer in der frischesten Erinnerung sind, mir schon lange zu einem lieblingsschriftsteller geworden ist.

Möchte es mir, wie ich danach eifrig strebe, auch gelingen durch künftige Leistungen mich Ihres unschätzbaren wohlwollens würdig zu zeigen, von dem einen so ermutigenden beweis empfangen zu haben, mich ganz glücklich macht. Genehmigen Sie, hochverehrter herr professor den ausdruck meiner innigsten verehrung, womit ich verharre

Ihr ganz ergebenster

Tübingen, 15. juli 1851 Dr W. L. Holland.

II.

Hochverehrter herr professor,

von Dr K. Gödeke, den ich um nachricht über die ihm bekannten stücke des herzogs Heinrich Julius gebeten, habe ich erfahren, daß herr Dr Hermann sich früher gleichfalls mit diesem dramatiker beschäftigt habe. Um alle etwaigen collisionen zu vermeiden, halte ich es nun für meine pflicht, bei Ihnen anzufragen, ob Ihr herr sohn vielleicht den plan einer ausgabe aller oder einzelner jener dichtungen hegt.[3] Ist der von Lappenberg herausgegebene *murnerisehe Eulenspiegel* schon für das Wörterbuch ausgezogen worden?

Meinem versuche über *Chrestien*, den ich in der eile des versendens ohne einen brief habe abgehen lassen, darf ich wohl nachträglich noch eine freundlich nachsichtige aufnahme erbitten.

Ihrem hochverehrten herrn bruder haben Sie die güte mich aufs angelegentlichste zu empfehlen. Indem ich mich glücklich schätze gelegenheit

---

[1] Ein dritter Brief Hollands an W. Gr., der sich im Grimm-Nachlaß nicht mehr findet, ist schon abgedruckt *Kl. Schrft.* 4. Er stammt vom 9. Januar 1853 und enthält einen Dank für die Anregung, die H. aus Grimms Buch *Zur Geschichte des Reimes* für seine Arbeit über Chrestien gehabt hat.

[2] W. Grimms Nachträge zum *Freydank* sind abgedruckt *Kl. Schrft.* 4, S. 1—124.

[3] Unter Herm. Grimms *Essays* findet sich ein Aufsatz *Das Theater des Herzogs Heinrich Julius zu Braunschweig.* Holland gab 1855 im Stuttgarter Lit. Verein die Schauspiele des Herzogs heraus.

zum wiederholten ausdrucke der Ihnen stets gewidmeten unbegrenzten verehrung zu haben, verharre ich, hochverehrter herr professor

Ihr ganz ergebenster

Tübingen 3./6. 54. Dr. W. L. Holland.

Wilhelm Grimm an Holland.

I.

Sein Sie versichert, hochgeehrter herr doctor, daß ich an Ihren arbeiten fortwährend antheil nehme und den besten fortgang und erfolg wünsche. es freut mich, wenn Ihnen meine untersuchungen über den reim bei Ihren arbeiten über Christian von Troyes haben von nutzen sein können. Bei diesem Dichter, der einen wendepunkt bildet, ist es durchaus nöthig ihn mit einiger vollständigkeit kennen zu lernen, es wird sich auch noch manches für die form aus ihm ergeben. aber ich hoffe mit meiner behauptung durchzukommen, daß wir das einfache reimpaar nicht von den franzosen erst erhalten haben.

Ich sehe mit vergnügen, daß Sie auch dem wörterbuch Ihre aufmerksamkeit zugewendet haben und nehme es mit dank an, wenn Sie uns dabei beistand leisten wollen. erlauben Sie, daß ich Ihnen einen vorschlag mache, Thomas Murner ist zwar ausgezogen, aber sehr dürftig und unvollständig, und es ist durchaus nöthig ihn aufs neue durchzuarbeiten: in seinen verschiedenen Schriften steckt vieles, was im Wörterbuch nicht fehlen darf. wollten Sie ihn übernehmen, so würden Sie der Sache einen Dienst leisten und ich Ihnen sehr dankbar sein. ich lege ein paar schon gebrauchte zettel bei, damit Sie die äußere einrichtung kennen lernen, sie müssen von dieser größe sein. die fastnachtsspiele sind eine schöne und wichtige gabe und ich sehe ihrer vollendung mit vergnügen entgegen; aber Ihre ausgabe des *Simplicissimus*, für die ich Ihnen noch nicht habe danken können, sollte nicht stocken.

Mein bruder empfiehlt sich Ihnen angelegentlich. mit den besten wünschen für das neu begonnene jahr und mit aufrichtiger hochachtung und ergebenheit

Berlin 16ten Jan. 1853. Wilhelm Grimm.

II.

Nehmen Sie, hochgeehrter herr doktor, meinen dank für die beiträge zum wörterbuch, die ich, wie den brief, der sie ankündigte, richtig erhalten habe. ich habe schon bemerken können, daß sie mit sorgfalt und geschick gemacht sind und wenn Sie darin fortfahren, so wird mir das sehr lieb sein. die arbeit an dem wörterbuch ist mühsam aber auch manchmal lohnend, da wo man es nicht denkt.

Ich wiederhole die besten wünsche für Ihr wohlergehen wie die versicherung aufrichtiger hochachtung.

Berlin 12t März 1853. Wilhelm Grimm

Ich kann es nicht zugeben, das Sie mir die auszüge frankiert zusenden, das ist das einzige das ich dabei anders wünsche.

III.

Hochgeehrter herr professor,

mein sohn Hermann will bloß in einer literarhistorischen abhandlung von den dramatischen werken des herzogs Heinrich Julius reden, denkt aber nicht an eine herausgabe desselben. Sie haben also ganz freie

hand. hoffentlich wird deshalb der *Simplicissimus* nicht zurückgesetzt. Ihr buch über *Cretien* habe ich zu anfang des vorigen monats erhalten und mit vergnügen durchgelesen, es ist ein gelehrtes und mit sorgfalt gearbeitetes buch, für das ich Ihnen meinen besten dank sage. ebenso dankt Ihnen mein bruder gar sehr für das schöne geschenk.

Murners *Eulenspiegel* ist schon für das wörterbuch benutzt, aber auszüge aus den noch übrigen gedichten Murners nach Scheibles Ausgabe würden mir sehr willkommen sein.

Möge es Ihnen wohlergehen und Ihre arbeiten fernerhin gedeihlichen fortgang nehmen. mit aufrichtiger hochachtung

Ihr ergebenster

Berlin 7. Juni 1854. Wilhelm Grimm

IV.

Hochgeehrter herr professor

es hat mich gefreut, daß Sie sich meines geburtstages erinnert haben, und ich sage Ihnen meinen besten dank für Ihre freundlichen glückwünsche. wenn man in die höheren jahre fortrückt, so ist eine solche teilnahme doppelt wohlthuend. möge es Ihnen wohlergehn und Sie in Ihrem beruf und in ihren arbeiten glück und befriedigung finden.

Ich vernehme mit vergnügen, daß die neue ausgabe von Konrads *trojanischem krieg* schon so weit vorgeschritten ist; es wird damit ein lang gehegter wunsch erfüllt. von der darmstädtischen handschrift des *Karlmeinet* wußte ich schon in Göttingen und habe immer auf eine bekanntmachung gehofft.

Mein bruder empfiehlt sich Ihnen mit mir und ich bin mit aufrichtiger hochschätzung Ihr ergebenster

Berlin 25. Febr. 1858. Wilhelm Grimm.

Da mir der Grimm-Nachlaß, einer Erkrankung seines Verwalters, Herrn Prof. Steigs, wegen seither nicht zugänglich war, ist es mir nicht möglich, festzustellen, ob alle Briefe romanischer Philologen an die Brüder Grimm hier in Betracht gezogen sind. Ich gebe von den mir bekannten hier nicht die von Ebert an beide Brüder, da ihre wichtigsten Stellen im Anhang zum *Briefwechsel des Freiherrn von Meusebach* von Wendeler veröffentlicht sind mit den Antwortschreiben beider Brüder. Die Briefe Conrad Hofmanns haben äußerlich so gelitten durch den Brand, daß der Inhalt nur zum Teil lesbar ist, außerdem ist er so persönlicher Art, daß er mehr den Biographen Conrad Hofmann als die Geschichte der romanischen Philologie interessieren kann. Mehrere Briefe von Eduard Kausler enthalten so wenige Bemerkungen über romanische Arbeiten, daß sich auch ihr Abdruck nicht empfiehlt. Ein Brief endlich des provenzalischen Forschers Mahn beschäftigt sich mit ganz anderen Dingen.

Berlin. Gertrud Richert.

Kleinere Mitteilungen.

Die Berliner Aufführung des 'Faust' am 15. Mai 1838.

In Varnhagens Tagebüchern, einer gar nicht genug zu schätzenden fast unerschöpflichen Quelle für literar- und kulturgeschichtliche Notizen, einer Quelle, der man dadurch bisher so wenig gerecht geworden ist, weil sie als Sammlung von Klatsch beurteilt und deswegen übel berüchtigt ist, findet sich eine ausführliche Beschreibung der Aufführung vom 'Faust' im Königlichen Schauspielhause zu Berlin. Kritisch hat der Berichterstatter nur etwas an dem großen Seydelmann auszusetzen, der ihm zu derb erscheint. Varnhagen berichtet sodann über die erlauchte Zuhörerschaft. Unter ihr fanden sich von Gelehrten und Schriftstellern Bettine, Savigny, Hotho, Gans und Werder. Außerdem der preußische Hof, die hannoversche Königsfamilie und der Großherzog von Weimar. Der letztere (es ist Karl Friedrich, der Sohn Karl Augusts) sei, so berichtet Varnhagen, über das Flohlied außer sich gewesen, die Frommen wären über die Tatsache empört gewesen, daß man den 'Faust' überhaupt zur Aufführung brachte. Varnhagen selbst vergißt nicht anzumerken, daß er innerlich so erregt gewesen sei in dem Gedächtnis vergangener Zeiten, in dem Gedenken an seine Gattin und an Goethe, daß er nach den zwei ersten Akten das Haus verlassen mußte.

Berlin. Ludwig Geiger.

Literarische Anklänge.

Der oft angeführte Vers in Goethes Faust, daß der Deutsche keinen Franzmann leiden kann, aber seine Weine gern trinkt, ist vermutlich keiner Vorlage entnommen, vielmehr den Gesinnungen entsprungen, die man in Deutschland im 18. Jahrhundert ziemlich allgemein hegte. Nun ist es aber interessant, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, daß in einer aus der Renaissance stammenden Schrift, nämlich von Platina de Obsoniis, eine Stelle vorkommt, in der der italienische Schriftsteller von einem Gallus (Name, nicht etwa Bezeichnung eines Franzosen) sagt, er habe Pernici nach spanischer Art gekocht, gern gegessen, und fortfährt: 'Odit enim genus hominum, non patinas.'

Derartige Ähnlichkeiten, aus denen man keine Abhängigkeit und keine Entlehnung schließen darf, sind hauptsächlich deshalb so interessant, weil sie beweisen, wie derartige Aussprüche, die aus einer bestimmten Situation hervorgehen, ihre Vorgänger in Äußerungen finden, die zum Teil schon Jahrhunderte alt sind.

Berlin. Ludwig Geiger.

Eine zeitgenössische Äußerung über das junge Deutschland.

Von dem lehrreichen Hefte H. Finkes 'Briefe an Friedrich Schlegel, Köln 1917', ist schon in einer anderen kurzen Mitteilung Notiz genommen worden. In demselben Hefte findet sich nun auch ein Brief des bekannten katholischen Philosophen Windischmann an Dorothea Schlegel vom 22. November 835. Der Hauptinhalt dieses Briefes, der sich auf die Herausgabe des Nachlasses Friedrich von Schlegels bezieht, soll, so wichtig er auch an sich

ist, an dieser Stelle nicht weiter berührt werden; eine Hervorhebung verdient nur folgende Stelle: 'In die unsaubere Sache der jungen Literatur will er (August Wilhelm von Schlegel) sich, wie ich mir dachte, nicht einlassen. Es ist auch damit nicht viel zu machen. Diese Frechheiten sind viel erbärmlicher als das, was die Franzosen in den Jahren 1750—95 schrieben, wie die ganze neuere Revolution erbärmlicher und lächerlicher ist. Der Tod wird auch dieses Unheil wegmähen, und der Ekel daran wird nicht lange ausbleiben. Es ist wohl am besten, wenn man kein großes Aufheben davon macht, denn dies ist's gerade, was die Leute wünschten.' Vorstehende Äußerung ist höchst bedeutsam; man weiß, daß Tieck in heftigen Versen und auch in manchen Stellen seiner Novellen sich gegen das 'Junge Deutschland' gewehrt hat; durch unsere Stelle erfährt man auch, daß August Wilhelm Schlegel der neuen literarischen Richtung abgeneigt war. Die Revolutionäre von ehedem waren 30 oder 40 Jahre später Reaktionäre geworden. Allerdings ist die Voraussagung Windischmanns falsch, denn gerade in den Tagen, da er den Brief schrieb, dem die oben abgedruckte Stelle entnommen ist, erfolgte die Achterklärung der preußischen Regierung gegen das junge Deutschland, der sich dann die Verfemung seitens des deutschen Bundes anschloß. Es ist übrigens charakteristisch, daß in Windischmanns Brief nur von der 'jungen Literatur' die Rede ist. Die Bezeichnung 'junges Deutschland' aber fehlt.

Berlin. Ludwig Geiger.

Zum Texte von Hobys Ausgabe des Guiraut d'Espanha.

Die fleißige Erstlingsschrift Hobys ist schon von Schultz-Gora, 'Herrigs Archiv' 134, 431, und Appel, 'Lit.-Bl.' 38, 139 besprochen worden. Schultz-Gora hat zu den ersten drei, Appel zu allen Gedichten wertvolle Textverbesserungen gegeben. Die folgenden Bemerkungen sind geschrieben worden, ehe ich von jenen beiden Besprechungen Kenntnis hatte.

1, 11—12 Anm. *Mas* und *mas can* 'außer' kommen auch ohne vorhergehendes *non* vor; vgl. Sppl.-Wb. V, 28 *mais* 4). Daß *mas car* in gleichem Sinne begegne, ist ein Irrtum; an der von H. angeführten Belegstelle, Peire Vidal[2] 13, 13, ist 'außer daß' zu übersetzen.

1, 24.
La covinen persona
Dont anc jorn no fuy jauzens
Ni *per maltrach recrezens*.

Übs. 'mich wegen übler Behandlung für besiegt erklärt habe'. Nein, sondern 'von der ich wegen erlittenen Übels mich losgesagt, die ich aufgegeben habe'. *Maltraire* sollte doch nicht immer noch mit *maltraiter* gleichgesetzt werden.

1, 28.
E·l sens es *desavinens*
Que·l cor blasm'e ochaizona.

Übs. 'ungehalten'. Wie sollte *desavinens* das bedeuten können? Etwa hier 'widerwärtig'?

1, 34.
Totz hom qu'ab fin cor leyal
Am ni s'entend'en amia...

Die Hs. hat *Am ni senten*, wozu Appel, Prov. Ined. S. 164 bemerkt: Lies *aman* oder *s'entend'*. Hoby meint, daß *Aman* eine Silbe zuviel ergäbe. Gewiß nicht, denn Appels Vorschlag besagt natürlich, daß *Aman* für *Am ni*

einzusetzen wäre. *Se entendre en* heißt nicht 'eingenommen sein für', wie H. übersetzt, sondern 'sich um die Gunst einer Dame bemühen, um sie werben', vgl. Suppl.-Wb. III, 59 *entendre* 26).

1, 42 ff. Tostemps seran mey *jornal* ...
En amor servir *ab tal*
Coven que ja trichairia
Non aura de la part mia.

Nicht 'allezeit wird es mein Ziel sein ... unter solcher Bedingung in Liebe zu dienen', sondern 'allezeit wird mein Tagewerk darin bestehen, daß ich der Liebe diene, mit dem Versprechen, daß'.

2, 4. Pus l'auzelet comenson lur dous chan ...
D'amor que bat; *mas* ieu suy batutz mais.

Übs. 'vor allem bin ich ohne Unterbruch (sic) bedrängt'. Aber *mas* heißt nicht 'vor allem' und *mais* nicht 'ohne Unterbrechung'. Mir scheint, daß Appels Vorschlag, *que bat* in *que·ls bat* zu ändern, anzunehmen ist; 'aber ich bin mehr (sc. als die Vögel) von Liebe ergriffen'.

2, 17 ff. No·m puesc ni·m vuelh defendre nulh temps mays,
Ans atendray a lley de fin aman;
Mas ben sapcha qu'ieu non puesc viure tan
Ses jauziment cum viu selh cui joys pays.

Übs. der zweiten Zeile 'im Gegenteil, hoffen werde ich auf sie als treuer Liebender'. 'Auf sie' steht nicht im Text und paßt auch nicht; das, worauf der Dichter wie (*a lei de*) ein treuer Liebender warten will, ist die V. 8 erwähnte Freude. — Zu Z. 3—4 die Anmerkung: 'Der Dichter will sagen: Ich kann nicht so lang des Liebesgenusses entbehren, wie derjenige, welcher der Liebe sicher ist und eben in dieser Sicherheit auf den unmittelbaren Genuß seines Glückes zu verzichten vermag.' Das trifft schwerlich das Richtige. Der Sinn ist doch: 'Meine Herrin lasse mich nicht lange vergeblich auf die erhoffte Freude warten, sonst werde ich bald sterben', wenn meine Wünsche nicht befriedigt werden, kann ich nicht so lange leben wie einer, dem die ersehnte Freude zuteil wird. — Warum sollte man, wie es in der Anmerkung heißt, Z. 4 *que* statt *cui* erwarten? Daß dem Obliq. *cui* ein lateinischer Dativ zugrunde liegt, ist doch für die Verwendung im Provenzalischen gleichgültig.

2, 28—31. Der Dichter wagt nicht, seine Liebe der Dame zu gestehen.

Las! qu'en faray? tostemps n'estaray mutz,
Si·l sieus gens cors plazens ben entendutz
Non enten so qu'ieu non aus [far] entendre.
Mas ylh val tant qu'hom no m'en deu menspendre.

Die in den Varianten und in der Anmerkung erwähnte Lesart zu Z. 3 *so de qu'ieu non aus entendre* stammt nicht von Appel, sondern ist in Hs. C überliefert. — Übs. 'wenn sie zart, gefällig, wohlverständig nicht auf das bedacht ist, was ich [ihr] nicht wage zu erkennen zu geben'. Nein, sondern 'wenn die Holde, Anmutige, Verständige nicht versteht, nicht begreift'.

2, 34 ff. ... Al prim qu'ieu vi son belh cors benestan
Nou de novelh jove tant gent gardan
Qu'ab sos nous huelhs mon cor dels cors mi trays,
Per qu'es totz sieus, qu'anc no·l *fon defendutz*
Lo cors ni·*l* plac qu'en fos pueys rezemutz.

H., der Z. 2 nicht interpungiert, übersetzt 'rein, in erst erblühter Jugend' und betrachtet die Interpunktion Appels, der nach *novelh* und nach *jove* Kommata setzt, als irrtümlich. Daß zu interpungieren ist, ist doch gewiß. Stimmt man H. bei, dann ist *jove*, das nur 'jung' und nicht 'Jugend' bedeutet, in *joven* zu ändern, und es sind Kommata nach *nou* und *joven* zu setzen. Ob *nou* hier 'rein' zu deuten ist, scheint mir recht fraglich; ich meine es ist 'frisch'. Bei Appels Lesart *nou de novelh* ist mir der Sinn von *de novelh* nicht klar. Ob etwa *nou e novelh* 'frisch und jugendlich' geändert werden dürfte? — Übs. von Z. 4—5: 'Immer ja war das Herz ihr schutzlos ausgeliefert, und nicht gefiel es ihr, daß ...' Nein, sondern 'denn nie wurde es ihr streitig gemacht und nicht gefiel es ihm ...'.

2, 41 ff.

Na Berengueira, vostre fis pretz lutz
Sobre·ls pus clars, e volgra fos vengutz
Lo coms Karles lai on lo *fes ensendre*
Vostra beutatz; *ma no·n pogues plus prendre.*

Aus diesen Versen soll nach H.s Meinung S. 116, Anm. 2 'zur Evidenz' hervorgehen, daß *na Berengueira* Beatrix, die Gattin des Grafen Karl von Anjou sei, die jüngste Tochter des Grafen Raimund Berengar V. der Provence, dessen Namen der Dichter auf die Tochter übertragen habe. Auch Savj-Lopez, Studi medievali I, 395, sagt: 'Questa Berengaria non può essere qui altra che la figlia dell'ultimo conte provenzale, Beatrice, nei primi anni del suo matrimonio con Carlo d'Angiò.' Das scheint mir durch diese Verse durchaus nicht erwiesen. Hoby übersetzt: 'ich möchte, Graf Karl käme dorthin, wo eure Schönheit ihn in Lieb' entflammen ließ; mehr könnt er sich daran wohl fernerhin nicht begeistern'. Warum sollte wohl der Dichter wünschen, daß der Graf von Anjou dorthin käme, wo ihn die Schönheit seiner Gattin in Liebe entbrennen ließ? Und die Übersetzung des letzten Satzes ist mehr als gewagt. Ist nicht *fes* als Imperf. Konj. zu betrachten, und ist nicht zu verstehen: 'wo ihn eure Schönheit begeistern würde, aber mehr möge er nicht von euch empfangen', d. h. wo er eure Schönheit bewundern würde, ohne jedoch einer weiteren Gunst teilhaftig zu werden?

3, 20.

Mas si cauzimens estes
En luec d'erguelh en lieys, ieu fora reys
Del joy d'amor, tan *valgra* mos dompneys.

Übs. 'so hoch stände in meinen Augen mein Frauendienst'. Nein, sondern 'so sehr würde [mir] nützen'.

3, 21 ff.

Ailas! e tam be m'estava
Tro c'amors *tan aut m'empeys!*
C'anc pueys no fui mieus mezeis;
Qu'adoncx erguelh *non duptava.*

Übs. 'bis mich Liebe so hoch gestellt, daß von da an nie mehr ich mir selbst gehörte. Denn damals ahnt' ich nicht bangend Stolz voraus'. *Empenher* ist nicht 'stellen', sondern 'stoßen, vorwärtstreiben'. Also wird hier zu verstehen sein 'bis Liebe zu einer so Hochstehenden mich ergriff, daß ...' Auch ist *doptar* nicht 'bangend vorausahnen', sondern 'fürchten'; hier etwa 'damals (sc. als ich keine so Hochgestellte liebte) brauchte ich keinen Hochmut zu fürchten', wie jetzt; vgl. V. 15 und 19.

3, 35 ff.

E si d'erguelh si lonhava
O·s *mermava*

Ab que merces s'aprusmes
Tan qu'un pauc de mi·l membres,
Non es el mon de nulla de las leys
Tant plazens cors ni auc genser no·s *seis*.

Übs. 'wenn sie vom Stolz abließe oder sich erniedrigte, daß Mitleid ihr so sehr sich nähern könnte, daß sie sich meiner ein wenig erinnerte'. Darf *se mermar* wirklich so — in der Anmerkung 'sich herablassen, sich verdemütigen' (so!) — gedeutet werden? Und *ab que* ist doch nicht 'daß'. Ist nicht vielmehr aus *d'erguelh* das Subjekt zu *se mermar* zu entnehmen, nach *mermava* ein Komma zu setzen und zu deuten: 'und wenn der Stolz, vorausgesetzt, daß Gnade sich ihr nähern könnte, sich so sehr verringerte, daß ...'? — *Seys* ist 3. Perf. von *cenher*; damit wird das in der Anmerkung Gesagte hinfällig.

3, 46. Tan qu'ieu cre que, si sabia
L'amor mia,
Cum l'am, *ja plus no·m dones;*
Sol mos chans auzir denhes,
Qu'ieu seria del sieu bel cors jauzens.

Wie sollte wohl *ja plus no·m dones* 'sie mir nicht mehr [Schmerz] verursachen dürfte' bedeuten können? Es ist nach *dones* Komma statt Semikolon zu setzen und zu deuten 'wenn sie mir auch nichts weiter gewähren und nur meine Lieder anhören würde'. Es ist zu konstruieren *ieu cre que, si ..., que seria jauzens.*

3, 51 ff. Aissi cum li plaira sia,
Qu'ie·l serai obediens,
Quar ges *nulhs afortimens*
Contra lieys pro no·m tenria;
Ans sai que, *si·m desviava*
Ni *ponhava*
Co·l sieus genz cors m'azires,
Que mort en penri'ades.

Übs. 'keine Liebesmüh' würd' ihr gegenüber von Nutzen sein. Vielmehr weiß ich, daß, würd' ich mich vergeben (so!) oder [auf Liebe] drängen, ich, da sie, die Feine, mir nun einmal zürnen würde, gleich darob sterben würde'. Es ist zu verstehen: 'kein Ankämpfen gegen sie, gegen ihren Willen, kein Ungehorsam würde mir nützen' (oder weniger wahrscheinlich 'kein Bemühen würde mir gegen ihren Willen, d. h. wenn sie nicht zustimmte, nützen), vielmehr weiß ich, daß ich, wenn ich von dem (von ihr? von der Pflicht?) vorgeschriebenen Wege abwiche und (dadurch) die Holde zu erzürnen strebte, gleich sterben würde'.

4, 1—2. Dona, si tot no·us es *preza*
De *l'Amor* don ieu soi pres.

Preza ist nicht 'umgarnt', sondern 'ergriffen'. Es ist *l'amor* mit kleinem Anfangsbuchstaben zu schreiben, und ebenso V. 14 *Adonx sufretz que·us destrenha, Dona, l'amors qui·m destrenh.* Die Liebe ist hier nicht, wie die Anmerkung behauptet, eine allegorische Persönlichkeit, und die Ansicht, daß der Artikel zur Vermeidung des Hiatus zwischen zwei gleichlautenden Vokalen diene, ist unannehmbar.

4, 5 ff. *Car* autra mos cors non denha
Ni·m platz que nuill'autra·m denh

Ni que ja a mi atenha,
Pos qu'ieu a vos non atenh.

Car ist nicht 'ja', *no·m platz* nicht 'noch schmeichelt's mir', *atenha* nicht 'sich mir nähert'. Ich möchte deuten: 'denn mein Herz erachtet keine andere meiner Liebe für würdig (oder ist *mos cors* = 'ich'? Vgl. aber V. 10), und es gefällt mir auch nicht, ich will auch nicht, daß eine andere mich ihrer Neigung wert achte (d. h. liebe), noch daß sie meine Liebe gewinne (eigentl. daß sie mich erreiche), da ich die ihrige nicht zu gewinnen vermag'.

4, 15. *Tenha* ist nicht von *sufretz* V. 13 abhängig. 'Und wenn es euch gefällt, möge ich mein Leben von Euch empfangen'. *Que* V. 19 ist 'denn'.

4, 24. Quar lai non *renh.*

Nicht 'da ich dort (bei meiner Herrin) keinen Einfluß habe', sondern 'weil ich nicht dort weile'; vgl. 5, 7—8: *E muer mi, s'ela no·m met en via Qu'ieu lai sia on mal'anc la vi.*

4, 31—32. E·il beleza
Creis valor, don plus bel'es.

Appel ändert in *valors*, wozu Hoby bemerkt, daß es der Sinn der Stelle ihm nicht zuzulassen scheine, an der Fassung der Hs. eine Änderung vorzunehmen. Es ist gewiß Appel beizustimmen. Trefflichkeit erhöht die Schönheit der Dame, wodurch sie noch schöner wird. Enklit. weibl. Artikel im Obliq. (*e·il beleza*) ist ja mehrfach belegt.

4, 36. Bel Proensal, tal promeza
C'anc no m'atendet, promes
Vostre gens cors, de que·m peza,
E prec n'Autreiat *que·ill pes.*

Übs. 'er möge es sich angelegen sein lassen'. Nein, denn *pes* ist Präs. Konj. von *pezar*, nicht von *pesar*; das Gedicht hat grammatische Reime. Sonst müßte auch *que·l* statt *que·ill* stehen.

5, 16. Gran enveia ai que mi dons veia,
Cui sopleia mos cors e s'autreia
Et *esseia.*

Appel läßt, gewiß mit Recht, die Bedeutung von *essejar* offen. Hoby fragt, ob es Nebenform von *essagar*, *essajar* = *exagare* und etwa analogisch nach *eissegar*, *eissagar*, *essugar* = *exaequare* umgebildet sei. Aber *essagar* = *essajar* gibt es nicht, dieses geht nicht auf *exagare*, sondern auf *exagiare* zurück, und das betonte *e* von *eissega* = *exaequat* ist offen, während an unserer Stelle geschlossenes ẹ vom Reime verlangt wird. Es wäre also vorsichtiger und richtiger gewesen, das Wort nicht mit 'sich zu nähern sucht' zu übersetzen, sondern offen zu sagen, daß der Sinn nicht klar ist.

5, 21. Ses tot si ha beutat e coindia
E pretz fi na Belengueir'a [tria]
E *parria* az onor de si.

Hoby nimmt *parria* = *paria*; ist das erlaubt? Er deutet 'Geselligkeit'; kommt *paria* je in diesem Sinne vor? *Parria* ist doch Konditonal von *parer*. Wie die Zeile zu verstehen ist, sehe ich nicht.

6, 31. Das handschriftliche *temblar* braucht nicht in *tremblar* geändert zu werden. *Temblar* findet sich noch Guerre de Nav. 3914 und Deux Mss. XIV, 39. Auch Mistral hat *tembla* v. *trembla*, *trambla.*

7, 6. Zu *estar a drey* vgl. Suppl.-Wb. *drech* 7).

7, 15—16. Del quar tener fauc folia,
Dona, don no·m jauzi anc.

Nicht 'zum Toren werde ich, Herrin, der Liebe wegen, der ich mich noch nie gefreut', sondern 'töricht bin ich, Euch zu lieben, o Fraue, derer (d. h. deren Gunst) ich mich nie erfreute'.

9. 1—2. Pos ses par soi en amar,
Fis, et am dona cara.

Übs. 'da ich ohnegleichen bin im Lieben, treu'. Es wird das Komma nach *amar* zu tilgen und zu deuten sein 'da ich wie kein anderer treu im Lieben bin'.

9, 15 ff. E pos merces es tan dreita
Que·ls braus humelia,
Per leis deu esser destreita
Esta dona mia,
Per so quar no·m vol *mandar*
Qu'ieu torn ves leis encara,
Per onrar, si *com dei* far,
Sa nova beutat clara.

Übs. der dritten Zeile 'so muß seinet- (sc. des Mitleids) wegen in Bedrängnis kommen'. Nein, sondern 'so muß durch Mitleid bezwungen werden'. *Mandar* ist hier nicht 'nach jmd. schicken', sondern ebenso zu übersetzen wie V. 21: *E pos ill tornar no·m manda Vas ce.* — In der vorletzten Zeile hat die Hs. *deu*; kor. *co·s deu*?

9, 33. *Als faitz par* que bon pretz quar
Mos Autreiatz ampara.

Nicht 'den Taten nach scheint es', sondern 'an den Taten ist es offenbar, ersichtlich'.

9, 35. In *sap far son nom pujar* ist *pujar* nicht faktitives Verbum, wie die Anmerkung zu Unrecht sagt.

10, 21 ff. Comtessa Beatritz, per ver,
Vostre fis pretz cabdueilla,
Sobre totas sabetz valer;
E no·us pensetz que·m tueilla
De dir vostr'onransa,
Frug d'onrada semensa,
E ges non ai *duptansa*
C'autra lauzors me vensa.

Z. 3 bedeutet nicht 'über alle [Frauen] wißt ihr euch Geltung zu verschaffen', sondern 'mehr als alle anderen versteht ihr zu gelten', d. h. ihr übertrefft an Wert alle anderen Frauen. — Z. 6 bezieht sich nicht auf *onransa*, sondern ist an Beatrix gerichtete Anrede. — Der Schluß bedeutet m. E. 'ich fürchte nicht, daß das Lob eines anderen mich übertreffe', d. h. keiner wird euch so loben wie ich.

11, 2. Mos *plazens jois plazers* no·m plaia.

Wie sollte wohl *plazers* ein transitiver, auf *plazens jois* bezüglicher Infinitiv sein und 'das Gefallen an meinen reizenden Liebesfreuden' bedeuten können? Sollte nicht ein zusammengesetztes Substantiv *joi-plazer* anzunehmen sein, das man etwa mit 'Freudenwonne' übersetzen könnte?

11, 10. *Esglaia.* Da das Gedicht grammatische Reime aufweist und das Reimwort von V. 9 *mai* ist, ist *esmaia* zu ändern. Aus dem gleichen Grunde

ist V. 24 *traia* statt *n'aia* zu ändern, und außerdem wird, um dem Vers die richtige Silbenzahl zu geben, *que om* statt *c'om* zu lesen sein. Es bleiben aber noch mehrere Verse, wo der gram. Reim fehlt und ich nicht sehe, wie er herzustellen sein könnte. Ob etwa V. 13 *eu juraria per ma lei* (Glauben) statt *per ma fei* zulässig wäre? Hoby ändert allerdings in *No·m viraria*, weil nach seiner Meinung das handschriftliche *ieu iuraria* keinen Sinn gibt. Aber wie will man das entscheiden können, wo die folgenden Verse so ganz unklar sind? Hoby gibt zwar in der Anmerkung den Versuch einer Deutung, die mir aber ebensowenig klar erscheint, abgesehen davon, daß sie schon deshalb nicht möglich ist, weil *fis amans* nicht ein 'in Liebesangelegenheiten Kundiger' und *se desleiar* nicht 'sich abwenden, sich loslösen, sich trennen' bedeutet. Prov. *se desleiar* hat bekanntlich nichts mit *ligare* zu tun, sondern ist von *lei* (*legem*) abgeleitet; ein dem afrz. *desleiier* entsprechendes prov. *deslegar, desleiar* gibt es nicht, oder es ist wenigstens nicht belegt. Das Prov. hat nur Formen mit *i*, und solche mit *e* nur für diese schwere, auch durch eine solche Änderung nicht klar werdende Stelle besonders anzunehmen, ist man m. E. nicht berechtigt.

11, 16. E·m mena co·l ventz la faia.

Der Vers ist um eine Silbe zu kurz. Kor. etwa *co·l ventz* [*fai*] *la faia*?

11, 25 u. 26 haben eine Silbe zuviel. Für V. 25 sehe ich die Besserung nicht, V. 26 wird *que* zu tilgen sein.

11, 27—30. Sind etwa zwei Tornadas zu zwei Versen anzunehmen? Dann würde die Bemerkung, daß dem Refrain zwei Zeilen fehlen (S. 110, Anm. 5), hinfällig.

12, 15 u. 18.

Pero, si·us fos greu,
No foratz, per deu, ja
Dona, peitz ab deu,
Qu'ab vera lauzor
Delira·m suau
Tota ma dolor
Qu'er no m'asuauza,
Tant no m'avigor.

Delira ist hier nicht Futurum, sondern Konditional. Die letzte Zeile wird übersetzt 'so lang' ich mich nicht ermanne', und für *tant no* 'so lange nicht' wird in der Anmerk. als Beleg angeführt: *Trop dormir no·m platz, tant no m'a sabor manjar ni beure* B. de Born [1] II, 41. Das wäre ja ein merkwürdiger Satz: 'Viel Schlafen gefällt mir nicht, solange Essen und Trinken keinen Reiz für mich hat, mir nicht gefällt'! Der Satz steht denn auch gar nicht so bei B. de Born, sondern ist — wieso, ist mir unerfindlich — zusammengesetzt aus zwei unvollständig angeführten Stellen, B. de Born [3] 4, 59: *Papiols, e tu vai viatz, Al jove rei Diras que trop dormir no·m platz* und 41, 41—42: *Ie·us dic que tant no m'a sabor Manjar ni beure ni dormir Com a, quan auch cridar: A lor!* — Was die Zeile bei Guir. d'Espanha bedeutet, vermag ich nicht mit Sicherheit zu sagen. R. V, 544 führt zwei Belege von *avigorar* an, unsere Stelle, die er 'tant je ne m'anime' übersetzt, und Troub. de Béziers S. 107—108: *Franquez'e bontat a ab sei La gaia res ses duptansa, Que* (Kor. *E*?) *platz li que m'en esbaudei, Quar sap qu'enantisc s'onransa; Per que m'avigor Gais jois, qui qu'en plor O·n ria.* Rayn., der nur die drei letzten Zeilen anführt, übersetzt 'c'est pourquoi m'anime joie gaie', der Herausgeber Azaïs 'me donne du courage'. Es erhebt

sich da die Schwierigkeit, daß der Konjunktiv des Verbs hier nicht paßt, daß aber im Indikativ *avigora* stehen müßte. Ist etwa *m'a vigor* zu schreiben? Aber das könnte doch schwerlich 'beleben' bedeuten, und ein solches oder ein ähnliches Verb scheint doch der Zusammenhang zu verlangen. Ich kann *avigorar* — abgesehen von *avigurad* 'kräftig', Alexander 72 — nur noch einmal belegen mit Kleinert, 'Serveri von Gerona' 3, 94, wo der Hirt zu *Pretz* und *Valor* sagt: *Anatz! No·us anetz tardan! Que l'aut reys s'avigora, Qu'eu reman l'erba lian E pendray la pastora.* Die Bedeutung ist mir nicht klar. — Daß Hobys Deutung des Verses bei Guiraut das Richtige nicht trifft, scheint mir sicher; wie sollte wohl 'solange ich mich nicht ermanne' hier passen, selbst wenn *tant no* und *se avigorar* die ihnen beigelegten Bedeutungen haben würden? Ich kann nur zwei sehr unsichere und nicht unbedenkliche Deutungsvorschläge machen: entweder 'so sehr strenge ich mich nicht an', d. h. 'mag ich mich auch noch so sehr bemühen' oder *tan no m'a vigor* 'so sehr hilft er mir nicht, steht er mir nicht bei'. Was gegen diese Deutungen spricht, liegt so auf der Hand, daß ich es nicht erst hervorzuheben brauche; aber etwas anderes, besseres sehe ich nicht.

12, 19 ff.
Dona *senhoriva,*
D'onrat senhoriu,
Plus d'autr'agradiva,
Be·m fora agradiu,
Si vos qu'*es altiva,*
De pretz sobrautiu,
Etz un pauc *pensiva*
D'est las trop *pensia.*

Übs. 'Hohe Herrin, von ehrenvollem Herrschaftshaus, ... willkommen wär's mir sehr, wenn ihr, die ihr hochgestellt seid und von überragender Vortrefflichkeit, ein wenig nachdenklich wäret um diesen gedankengequälten Unglücksmenschen'. Sollten nicht die Kommata nach *senhoriva* und *altiva* zu tilgen und 'hervorragend durch reiche Macht' — vgl. Suppl.-Wb. *onrar* 8) und *senhoriu* 2) — und 'ausgezeichnet durch ganz besondere Trefflichkeit' zu deuten sein? *Pensiu* ist hier doch gewiß nicht 'nachdenklich, gedankengequält'; ich denke, daß zu verstehen ist 'wenn ihr euch ein wenig um mich kummervollen Unglücklichen sorgen würdet'.

13, 34.
E tenray m'ab desamor ...,
E qui si vull', aj'amor! ...
C'amors va·m contrarian,
Per so ay·l contrari *pes.*

Der Text in Suchier, Dkm. S. 299 hat *pres,* und das ist das richtige: 'darum habe ich das Gegenteil (sc. *desamor*) gewählt'. Damit wird die Anmerkung Hobys hinfällig.

13, 39. *Malan,* das Hoby nur in Körtings 'Lat.-rom. Wb.' gefunden hat, ist mehrfach zu belegen. R. II, 75 s. v. *an* zitiert: *Fals lauzengier, la mala carentena, oc, e·l malan aiatz, qar tal falsura Sai mantenetz per qe li gens s'enferna* Prov. Ined. S. 243, V. 18 (Peire Milon). Ferner: *Et esquivo, cum lo malan, So qu'es a l'arma profechan, Quar al cors seria nozen Del qual an cura majormen* Brev. d'am. 17 718. Hier ist mit *malan* gewiß eine Krankheit gemeint, aber welche, ist nicht mit Sicherheit zu sagen (Fallsucht, Augenkrankheit, Aussatz; vgl. Andresen, 'Rom. Forschungen' 1, 452 und

Godefroy). So doch auch wohl in der von Rayn. angeführten Stelle, obwohl *la mala carentena,* das ich nicht zu deuten weiß, die Schreibung *mal an* (so Rayn. und Appel) und die Deutung 'böses Jahr' nahelegt. Aber dann dürfte doch nicht der bestimmte Artikel stehen. — *Metre en m.* 'ins Unglück stürzen, in Unheil bringen', das an unserer Stelle vorliegt, findet sich noch 'Tre miracoli' I, 67: *Aquel home que tu as gitat Dins la forja, cre yeu que tu l'as mort et delit. Ins en la forja es comborit. Per sert, tu l'as mes en malan. Ieu cresi que tu sias diabol gran.* — Nicht recht klar ist mir die Bedeutung in: *Ez apres q'ajha* (sc. *lo drutz*) *tal messatje Qe·l diga e·l man son coratje A cellas q'han d'amor talan, Mas bellamen e ses malan* Cour d'am. 1404 (Revue 20, 267). Der Zusammenhang verlangt doch etwas wie 'Ungehörigkeit'; kann aber *m.* das bedeuten? Unverständlich ist mir: *Qui vol entiers autrus malan Ni los esseta, no s'engan; Car maldizen ditz falssetatz E·l savi cobre las vertatz* Bartsch-Koschwitz, Chr. 369, 9 (Seneca). Dazu bemerkt Bartsch, Dkm. 199, 11 Anm.: 'Die Plurale *entiers, autrus, los* zeigen, daß *malans* zu schreiben ist. Was ist aber dann mit *e no s'engan* zu beginnen? Vielleicht ist *no's engans* fragend: ist das nicht Betrug? zu lesen.' Aber damit wird die Bedeutung von *malan* nicht klarer, und wie stimmen die beiden letzten Zeilen zu den beiden ersten? — Auch die Entscheidung, ob *mal an* oder *malan* zu schreiben ist, scheint mir schwierig. Für ersteres spricht das erwähnte *mala carentena* und Prov. Ined. S. 46, V. 34: *Riqueza a rica lai·L coms Enricx; ric an Li don Dieus que rics faitz fai*; für letzteres spricht Mistral *malan,* ital. *malanno,* afrz. *malan,* Obl. Plur. *malanz* (Godefroy).

14, 3. *Mal traire* (so statt *maltraire*) ist nicht 'quälend beunruhigen'; siehe oben zu 1, 24.

14, 20. Non ai poder *que mal aia,*
Quan de vos me sove.

Non aver poder que heißt nicht, wie die Anmerkung sagt, 'nichts dagegen vermögen, daß', sondern 'nicht die Kraft haben zu, nicht vermögen, nicht können'. Übs. 'Nicht hab' ich Kraft, dem Liebesleid zu widerstehen'; nein, sondern 'ich kann kein Leid haben, ich kann nicht unglücklich sein'.

15, 1. *Lo fis cors qu'ie·us ai* m'ausi, dona gaia.

Nicht 'das treue Herz, das ich euch entgegenbringe', sondern 'die treue Gesinnung, die ich für euch hege'.

15, 5. Qu'ieu *am mais de vos,* dona, *lo dezire*
Que d'autra si·m fai ja tot so que·m plaia.

Nicht 'Ja, mehr nach euch, Herrin, lieb' ich den Herzenswunsch [zu richten]', sondern 'lieber will ich euch [nur] begehren', d. h. ohne Erfüllung meiner Wünsche.

15, 17—18. E si bon cor m'a, prec quez ill m'o dia,
E si non *l'o* m'a, prec que merce m'aia.

Prec ist nicht Imperativ, sondern 1. Sing. Präs. Statt *l'o* ist *lo* zu schreiben (Druckfehler).

Freiburg i. B. Emil Levy.

Literarische Anklänge.

Für das hübsche Volkslied, das in Molières Misanthrope angeführt wird, nennt man gewöhnlich als Quelle ein altes französisches Liedchen, in dem ein ähnlicher Gedanke zum Ausdruck kommt, nur muß man darauf hinweisen, daß ähnliche Bemerkungen auch schon in früheren Literaturen sich zeigen, ohne dadurch zu dem Schlusse zu kommen, daß Molière wirklich derartige Vorlagen gekannt habe. Doch sei es gestattet, darauf hinzuweisen, daß sich nach dem schönen Buche von Cledowski 'Siena' II, 72 das Motiv des Liebenden, der ein Königreich für seine Geliebte verschmäht, bei Cecco Angolieri Ende des 13. Jahrhunderts schon findet:

Io ho in tal donna lo mio core assiso,
Che chi dicesse: Ti fo imperadore
E sta che non la veggi per due ore
Li li direi: Fa che tu sii acciso.

Berlin. Ludwig Geiger.

Kors. *ghjamberluccu, jam-* 'tonto, dappoco'.

Guarnerio bemerkt *Rendic. d. Ist. Lomb.* 1915, S. 657 über dies Wort: 'Non saprei disgiungesto da *tambarone* (*-erone*), 'pancione' passato, e se ne intende facilmente il perchè, a dire 'scimunito'; ma incrociatosi con *ghjóccaru* 'sciocco, melenso', a cui dovrà il *ghj-* iniziale in luogo di *t-*, e con l'it. *mammalucca,* donde ripeterà la desinenza.' Anmerkungsweise wird noch erwähnt, daß Falcucci allerdings nur *mammalóccu,* nicht eine *-uccu-*Form erwähnt.

Also *ghjamberluccu* wäre *tambarone* 'Dickwanst' + *ghjóccaru* 'dumm' + *mammaloccu* 'dumm'. Eine so vielfache Etymologie wird das Suchen nach einer neuen berechtigt erscheinen lassen.

Ich vermute Anklang an ital. *giamberlucco* 'sorta di veste lunga' (Petr.), ausführlicher beschrieben bei Boerio (ven.) s. v. *zamberluco* 'lunga e larga veste di panna che usavano i nostri vecchi per ripararsi dal freddo, e che ora più non s'accostuma' oder bei Zalli (piemont.) s. v. *cianberluch* 'sorta di veste usata per lo più da' Turchi, e da' Greci, la quale è lunga, e larga colle maniche strette, e in vece di bavero ha un cappuccio così largo, che può coprire la testa anche quando vi è il turbante'.[1] Das veraltete Kleidungsstück kann zum Exponenten des Türken, dann des Absonderlichen und Dummen etc. überhaupt geworden sein (für den zweiten Schritt bedarf es keiner Beispiele, für den ersten seien Fälle wie den von Jaberg, *Zeitschr. f. rom. Phil.* 38, S. 57 berichteten *le rosbif* = 'der Engländer'[2] genannt oder

[1] Das von Sainéau erwähnte siz. *giammiluccu* 'capotto' finde ich bei Traina nicht, dagegen *giammirgk* 'giubba lunga', *giammirguni* 'giubbone, farsettone' etc., die zu REW s. v. *Schomberg* (> span. *chamberga*) hinzugefügt werden können (vgl. auch kors. *sciambèrga* bei Guarnerio RIL XLIX, S. 254).

[2] Jaberg berichtet: 'Vor einigen Jahren — es war kurz nach Faschoda, in Frankreich blühte der Engländerhaß — wohnte ich im Velodrom von Auteuil einem Velorennen bei. Unter den Mitfahrenden schien ein Engländer Vorsprung zu gewinnen. Plötzlich hörte ich hinter mir den Ruf: *Regardez le rosbif*' und erklärt: 'Dem Manne war der Engländer offenbar unsympathisch, es war ihm unangenehm, daß der im Wettkampf siegen

umgekehrt österr.-dial. *Povidl* (Pflaumenmus' von tschech. *povidal* 'sprechen', mspr. *povidaln* 'tschechisch sprechen', nun auf alles Tschechische übertragen, daher auch auf das Mus). Einfluß von ital. *mammalucco, babbalucco*, über die Sainéan *Zeitschr.* 31, 276 spricht, ist wahrscheinlich, aber auch der von kors. bacucco 'leggero, sciocco' (Guarnerio RIL XLIX, S. 88) mag maßgebend sein.

Über ital. *giamberlucco* und seine Etymologie wäre REW s. v. *jagmurlyk* zu vergleichen. Daselbst wäre vielleicht eher als Sainéans Antwort *Zeitschr.* 33, 60 auf einen Angriff Baists (*Zeitschr.* 32, 142) der erste Artikel jenes Forschers (*Zeitschr.* 30, 317) zu zitieren. Auch hätte die auf Baist fußende Bemerkung 'Bedarf der historischen Begründung' wegbleiben können, da ja Zalli das Kleidungsstück als ein türkisch-griechisches bezeichnet. Baists Einwand, die Regentracht der Türken sei nicht der Mantel, sondern ein Kopftuch, wird durch die Etymologie (zu türk. *jagmur* 'Regen') widerlegt, ferner, was noch nicht betont wurde, durch die Ausbreitung des Lehnwortes im Slawischen: Berneker S. 444 seines *Slaw. Etym. Wb.* s. v. *jamurlúk*, der die Bedeutungen 'Regenmantel' und 'Kappe, Kapuze' aus den slaw. Sprachen reichlich belegt: die Kapuze spielt ja auch bei Zallis Beschreibung eine Rolle! Auch sei noch rum. *ĭamurlúc* 'Regenmantel', in einem Dokument bei Tiktin belegt, erwähnt. Ob alb. *jamutĭ* 'Schabracke, Teppich, Wolldecke' tatsächlich = 'Stoff aus Jemen' (= türk. *jemenli*) ist (H. Meyer, *Wb.*) oder zu *jamurlyk* gehört, bleibt dahingestellt.

Bonn. L. Spitzer.

Zu frz. *omelette* 'Eierkuchen'.

Alle Wörterbücher von Littré bis REW geben die Erklärung: *lamella* 'Metallblättchen' > *la lamella* > *alumelle* 'Messerschneide' > *alemette, amelette, omelette* 'Eierkuchen', wobei der Vergleich der zungenförmigen Platte mit dem Eierkuchen maßgebend gewesen sein muß (vgl. frz. *lame* 'Klinge' und 'Welle'). Zur Bestätigung dieser Etymologie möchte ich auf ein wienerisches *Amlett* hinweisen, das ich im *Wiener Dialekt-Lexikon* von Dr. E. M. Schranka (Wien 1905) finde: 'Fleischerausdruck für den, mit dem Rindshirn und um dasselbe wie ein Kranz gewundener Rückenmarkstrang. Wohl von Amulet', wobei letztere Etymologie natürlich barer Unsinn ist. Das wienerische *Amlett* knüpft an die noch von Furetière und Richelet gebuchte und auch heute in den französischen Mundarten reich belegbare Form *amelette* an (vgl. *Atlas linguistique de la France*, Karte *omelette*), aber in einer parallelen Bedeutung, die ebenfalls vom Bilde der langgestreckten Klinge (Lamelle) ausgeht: den Rückenmarkstrang. So läßt sich aus einer lokal beschränkten deutschen Entlehnung auf eine wohl auch im Franz. belegbare Bedeutung zurückschließen wie umgekehrt in einem Fall wie *Kukumucken* bei Schranka: 'Champignonschwämme, die aus der Erde ge-

---

sollte. Um ihn zu bezeichnen, suchte er nach einem Worte, das ihn möglichst ungünstig darstellte. Als solches bot sich *rosbif* nicht etwa nur, weil das Roastbeef nach der Auffassung des Sprechenden das Nationalgericht der Engländer ist, sondern hauptsächlich deswegen, weil das Wort, wie der Engländer, von da drüben, von jenseits des Kanals, herkam und deshalb für unsern Mann einen ungünstigen Gefühlswert besaß.'

graben werden und darin gleichsam Versteck spielen; sie machen kukuk' (wieder eine ganz falsche, diesmal an das entlegene Bild des Kuckucks anknüpfende Deutung!) das deutsche Wort dem Romanisten sofort aus romanischem Sprachmaterial deutbar erscheint: = portugiesisch *cogumelo*, neuprovenz. *kukumella*, franz. *coucoumelle* 'Erdschwamm' vgl. *Zeitschr. f. rom. Phil.* 28, 157 und *Rom. Et. Wb.* 2361 (s. v. *cucuma* 'Kochtopf'). Bei Schmeller lese ich: 'Der *Kuglmägng*, (München) cucumago alba, Champignon, wendisch *kuk-mak*, österr. *Kucke-mucken*.'

Bonn. L. Spitzer.

Sp. *nava* und lat. *novalis*.

Sp. *nava* kann nicht iber. Ursprungs sein, da derselbe Stamm auch in Ortsnamen des südöstlichen und mittleren Frankreichs sowie Italiens vorkommt, also in Gegenden, wo nie Iberer waren. Die von Baist, Festschrift für Vollmöller, 262 zusammengestellten Namen *Naves* in Allier und Savoyen, *Navés* in Savoyen, *Vaunaveys*, *Vaulnaveys* in Drôme und Isère, *Naveil* in Loir et Cher, *Navenne* in Haute-Saône, *Naives* in Meuse, ferner *Nave* in Südtirol und bei Brescia, *Nava* bei Como, *Navacchio* bei Pisa, *Navelli* in den Abruzzen von sp. *nava* zu trennen, liegt offenbar kein lautlicher Grund vor, aber auch kein begrifflicher. Als Grundbedeutung des sp. *nava* ist mit Baist, 258 nach Nebrijas Angabe *Hispani vocant navas camporum areas planas arboribusque purgatas, quae tamen habent in circuitu silvas dumetaque fruticosa*, nach der Definition der Akademie *espacio de tierra muy llana y rasa* und der des Rato y Hévia *campos elevados y rasos, y también rodeados de bosque* 'waldfreie Stelle' anzunehmen und dem Zusatz des geographischen Wörterbuches der Academia de la historia und danach des Salvá, nämlich *cercada de montañas* keine Bedeutung beizumessen, da die Bestimmung erst zu einer Zeit, da *nava* als Gattungsname schon ausgestorben war, aus der Lage mancher mit *nava* benannter sp. Örtlichkeiten erschlossen ist, diesen aber die Bedeutung 'waldfreie Stelle' ebenso paßt. Durch diese wird nun die Herleitung aus lat. *nave* durch Schuchardt, ZrP 23, 185 ausgeschlossen, die sonst annehmbar wäre und der Verbreitung der mit *nava* gebildeten Ortsnamen Rechnung trüge.[1] Der kelt. Ursprung, an den Baist und Meyer-Lübke, REW 5858 denken, ist sehr unwahrscheinlich, da es sich bei der Verbreitung der Ortsnamen um ein allen kelt. Stämmen des Festlandes geläufiges Wort handeln müßte und sein spurloses Verschwinden in der alten Überlieferung des Kelt. und in den neueren kelt. Mundarten wenig glaublich ist. Auch die spärliche Verwendung von *nava* gerade in Nordfrankreich, wo sich die kelt. Sprache am stärksten er-

[1] Sie wäre nicht formell bedenklich, wie REW gesagt wird. Denn wenn auch die von Schuchardt für ein vlt. **nava* angeführten asp., agal. *nava*, frz. *noue*, wallon. *nâve*, *nâhe*, mhd. *nâwe*, schweiz. *Naue* auszuscheiden sind, wie Baist zeigt, so blieben immer noch wallis. *nauha* 'Rhônefähre', irpinat., kalabr. *nava* und *νάβα* bei Suidas, da Baists Annahme, Suidas habe *νάβη* in *νάβα* latinisiert oder *navia* gemeint, unwahrscheinlich ist. Damit wäre *-a* statt *-e* bei dem Worte für 'Schiff' gerade für die Gegenden außerhalb der Pyrenäenhalbinsel bezeugt, die *nava* in Ortsnamen bieten. Ob die Herleitung begrifflich bedenklich wäre, wenn *nava* ursprünglich eine von Bergen eingeschlossene Ebene bezeichnet hätte, sei dahingestellt.

hielt, spricht gegen kelt. Herkunft. An das Ligur. würde man sich erst wenden, wenn alle anderen Möglichkeiten versagen würden. Da auch das Griech. und das Germ. als gebende Sprachen nicht in Betracht kommen, so scheint die Frage nach dem Ursprung von *nava* unlösbar, wie sie tatsächlich Baist erschien. Das Wort ist aber doch lat., wenn auch nicht aus *navis* hervorgegangen. Baist denkt an *novus* und *novalis* 'Neubruch', und dieses Etymon paßt gut zu der für *nava* festgestellten Grundbedeutung 'waldfreie Stelle'. Diese ist natürlich auch für die Ortsnamen Frankreichs und Italiens anzunehmen, die so mit sp. *nava* verbunden werden können, während dies bei der Bedeutung 'von Bergen eingeschlossene Ebene' bei manchen wegen der Lage der Örtlichkeit nicht möglich wäre. Es fragt sich nur, wie das *a* statt *e* zu erklären sei. Baist meint: Wenn man auf *cova* — *cavus* bauen könnte! Es ist nicht einzusehen, warum man nicht darauf aufbauen können sollte. Lat. *ov* wurde in vortoniger Silbe zu *av*, wie Kretschmer, Wochenschrift für klass. Philol. 12, 923, der auch ZvSp 37, 274 darüber handelte, und später, unabhängig von Kretschmer und voneinander, Solmsen, ZvSp 37, 6 und Hirt, Der indogerm. Ablaut, 17 dargelegt haben. Zu dem von ihnen schon angeführten **cova* tritt ein zweites bisher nicht beachtetes Beispiel aus dem Rom. hinzu, das in sp. *navaja*, port. *navalha*, katal. *navalla* enthaltene vlt. **navacula* statt *novacula*. Die von Cornu, GGr I², 947 angenommene Assimilation des vortonigen Vokals an den betonten müßte, da sie in so vielen Wörtern unterblieb, doch durch den Einfluß eines lautlich und begrifflich nahestehenden Wortes mit ursprünglichem *a* in vortoniger Silbe begünstigt worden sein, und richtiger nahm daher Baist, GGr I², 894 uralt dunkle Analogiewirkung an. Aber diese Erklärung des *a* ist, eben weil die Analogiewirkung dunkel ist, unwahrscheinlicher als die durch einen lautlichen Vorgang, der Parallelen hat. Es ist bedeutsam, daß **navacula* gerade auch auf der Pyrenäenhalbinsel auftritt, wo **cova* lebt. **Navacula* zeigt, daß der von Stolz, IF 13, 109 aus dem Auftreten von **cova* auf der Pyrenäenhalbinsel gezogene Schluß, der Wandel von *ov* zu *av* sei erst nach der Romanisierung der Halbinsel eingetreten, nicht zwingend ist. Die Sache liegt etwas anders. Zunächst wurde in **coverna, novacula,* den endungsbetonten Formen von **covare* und **novare* 'schaben', von dem ja *novacula* abgeleitet ist (Walde², 524), und wohl auch in **covus, *cova* in proklitischer Stellung vor dem Subst., die in *cavaedium* noch deutlich ist, *ov* zu *av*, blieb dagegen in den stammbetonten Formen **covat, *novat.* Dann wurde der Unterschied des Stammvokals innerhalb des Paradigmas der beiden Verba ausgeglichen. Bei **novare* siegte die betonte Stammform, weil von den sechs Formen des Präsens, der am häufigsten gebrauchten Zeit, vier stammbetont waren. Die Verallgemeinerung der vortonigen Stammform bei *cavare* kann man durch den Einfluß von *caverna* allein nicht erklären, da bei **novare* das Subst. *novacula av* nicht nur nicht durchsetzen konnte, sondern sogar wieder *ov* vom Verb erhielt, wird sie vielmehr noch durch die Einwirkung des proklitischen *cavus, cava* aus **covus, *cova* erklären, das selbst daneben in betonter Stellung blieb. Das Auftreten von **cova, *navacula* auf der Pyrenäenhalbinsel beweist nur die Romanisierung vor Durchführung der Ausgleichungen, aber nicht vor Eintritt des Lautwandels, das von **navacula* vielmehr die Romanisierung zwischen Lautwandel und Ausgleichung. Zu derselben Zeit wie die Pyrenäenhalbinsel, also gerade in der Periode zwischen Lautwandel

und Ausgleichung, wurde auch die Gallia cisalpina romanisiert und erhielt daher auch noch **covus*, **cova*, wie piem., lomb. *köf*, bologn. *kof*, piem. *köva*, pav. *kova*, auch schriftit. *covone*, das aus Norditalien stammen muß, zeigen (REW 1796).

Die von Kretschmer und Solmsen zusammengestellten Fälle von *av* aus *ov* bieten alle idg. *ov*, vielleicht auch *favissae* zu *fovea*, da dieses nicht, wie Walde[2], 311 meint, genau gleich griech. χέεια sein muß, sondern zu diesem im *e* — *o*-Ablaut wie pedem — πόδα stehen kann. Man braucht nun nur anzunehmen, was man auch bei Waldes Erklärung von *fovea* annehmen muß, daß der Wandel von *ov* zu *av* auch *ov* aus idg. *ev* treffen konnte, und *nava* ist erklärt. Lat. *novalis* wurde lautgesetzlich zu **navalis*. Die die Mehrheit bildenden Ortsnamen mit vortonigem *nav-* sind aus diesem durch Suffixtausch entstanden, sp. *nava* und die paar Ortsnamen mit betontem *nav-* durch Rückbildung; vgl. hierzu bearn. *nabe* als Rückbildung aus **navacula* (REW 5965). Entstehung aus *nova terra* (vgl. die *Nova via* in Rom) bei Proklise ist nicht wahrscheinlich, da *nova* in diesem Falle als das dem Sinne nach Wichtigere betont gewesen wäre. Wie bei **covus*, **navacula* wurde auch bei **navalis* aus *novalis* der lautgesetzliche Zustand im Lat. Mittelitaliens und danach auch in der Schriftsprache wieder beseitigt, hier nach *novus*, da der begriffliche Zusammenhang zwischen **navalis* 'Neubruch' und *novus* 'neu' gefühlt wurde. Wie **covus*, **navacula* wurde auch **navalis* in der Zeit zwischen Lautwandel und Ausgleichung, also in derselben Zeit wie jene, in neuerworbene Provinzen exportiert. Daher zeigen gerade die Gallia cisalpina und die Pyrenäenhalbinsel Reste dieses **navalis*. Daß auch das südliche Frankreich, von dem aus sich der Stamm schwach in das mittlere verbreitete, ihn bietet, beruht entweder auf Eindringen aus Norditalien oder darauf, daß die Umgestaltung von **navalis* zu *novalis* erst nach der Romanisierung des südlichen Frankreichs erfolgte. *Navelli* in den Abruzzen endlich erklärt sich durch die Abgeschiedenheit der Gebirgsgegend. Zum Schluß sei noch bemerkt, daß das Auftreten von *novalis* mit *o* im It., Sp., Port., Frz., Prov. die hier vorgebrachte Erklärung durchaus nicht hindert. Neben sp. *cueva*, port. *cova* stehen ja auch sp. *gavia*, aport. *gaiva* aus *cavea*. Es liegt neuerlicher Import aus dem Latein Mittelitaliens bzw. aus der Schriftsprache vor. Mit der von Baist, 259 hervorgehobenen Anwendung von sp. *nava* auf Sumpfwiesen, von Bächen durchflossenen Wiesen, wonach auch Bäche selbst mit dem Worte benannt wurden, ist die Bedeutung des aus *novalia* entstandenen neuprov. *nouaio* 'étang, marais' (Herzog, ZrP 27, 126) zu vergleichen.

Wien. Josef Brüch.

Par impossible.

Die erste Ausgabe des Wörterbuches der Akademie verzeichnet das heute noch durchaus übliche *par impossible*. Littré, *impossible* 5 gibt als ältesten Beleg eine Stelle aus Fénelon an. Läßt sich die Wendung nicht noch weiter hinauf verfolgen? Ich finde, daß Cyrano de Bergerac (1619—1655) in seinem Stücke 'Le Pédant' V, 3 die Genevote sagen läßt: *Je vous jure que si, par un impossible, ces deux incidents ne souffraient point de répugnance, je me sacrifierais de tout mon cœur à votre désir.* Verschiedene Umstände legen die Vermutung nahe, daß der Ausdruck auf die Scho-

lastiker zurückgeht. Einmal ist er m. W. immer nur als in einen Bedingungssatz eingeschoben anzutreffen. Dann bezeichnet Littré a. a. O. ein *supposition par impossible* als 'terme de scolastique', mit welcher Angabe man freilich insofern wenig anfangen kann, als man zwar *impossibile ex suppositione* aus dem Scholastikerlatein kennt, aber zunächst nicht weiß, wo *suppositio per impossible* und *supposition par impossible* begegnen. Schließlich liest man bei Schopenhauer, 'Aphorismen zur Lebensweisheit': 'Wenn man sich, *per impossibile*, eine große Gesellschaft von lauter sehr verständigen und geistreichen Leuten denkt, ...' In der Tat läßt sich *per impossibile*[1] bei Thomas von Aquino einmal nachweisen, s. L. Schütz, Thomas-Lexikon, 2. Aufl. 1895, S. 583 unter *per* c): *dato igitur per impossibile.* Liegt, wie es scheint, eine einfache Herübernahme und Wiedergabe von jenem *per impossibile*, in dem *impossibile* als substantiviert zu gelten hat (s. Schütz S. 366—7), vor, so braucht man nicht weiter nach einer Erklärung zu suchen, wie *par* zur Verbindung mit einem Worte kam, das, wie der fehlende Artikel zeigen dürfte, doch für das französische Gefühl ein Adjektiv sein mußte;[2] wohl aber muß man noch fragen, wie das *par*

[1] Ich möchte nicht verfehlen, hier *in extenso* die lehrreichen Ausführungen mitzuteilen, die mir Koll. Plasberg auf meine Frage nach dem Vorkommen von *per impossibile* zugehen läßt: 'Bei Aristoteles, vornehmlich in den Analytica priora, auch im achten Buch der Topica (s. Bonitz, *Index Aristotelicus* s. v. *ἀδύνατος*) finden sich die Ausdrücke *διὰ τοῦ ἀδυνάτου δεικνύναι, περαίνειν συλλογίζεσθαι, ποιεῖν τὴν ἀπόδειξιν ὁ διὰ τοῦ ἀδυνάτου συλλογισμός, ἡ διὰ τ. ἀδ. δεῖξις*, daneben mit *εἰς* gebildete wie *εἰς (τὸ) ἀδύνατον ἄγειν (ἀπάγειν, ἀπαγωγή, ἀπόδειξις, συλλογισμός)*, einmal auch *ἐκ τοῦ ἀδυνάτου δεικνύναι* als Bezeichnungen für den apagogischen Beweis, die sog. *deductio ad absurdum* (vgl. Prantl, Gesch. d. Logik I 309). Die Ausdrücke mit *διὰ* und *εἰς*, nur, wie es scheint, stets ohne Artikel, gebräuchen auch die griechischen Kommentatoren und Paraphrasen des Aristoteles. Die Übersetzung des *διὰ (τοῦ) ἀδυνάτου* ins Lateinische ist *per impossibile.* Sie findet sich zuerst in der dem Apuleius zugeschriebenen Schrift *περὶ ἑρμηνείας* (in älteren Ausgaben als drittes Buch der Schrift *de Platone et eius dogmate* gezählt, zuletzt herausgegeben von Paul Thomas, *Apulei opera quae supersunt* vol. III, Lips. 1908, S. 176 ff.); hier steht *per impossibile* cap. 10 p. 189, 12 und p. 191, 5 mit *approbare* oder *probatio* verbunden, und dieser Begriff ist auch in dem verkürzten Ausdruck cap. 11 p. 190, 26 hinzuzuverstehen. Sodann hat, wie zu erwarten war, Boethius in seiner Übersetzung der ersten Analytika (in Mignes *patrol. lat.* tom. LXIV) das Aristotelische *διὰ τοῦ ἀδυνάτου* mit *per impossibile* wiedergegeben, wie *εἰς (τὸ) ἀδ.* mit *ad imp.* Da nach gütiger Mitteilung von W. Bannier das Material des Thesaurus linguae Latinae Belege für *per imp.* aus anderen Schriftstellern nicht enthält, darf als feststehend betrachtet werden, daß diese Wendung bis zum Anfang des Mittelalters nur in dem bezeichneten technischen Sinne vorkommt. Für ihr Weiterleben in der Scholastik kann auf Albertus Magnus lib. I prior. anal. tract. 8 (ed. Borgnet vol. I p. 679) verwiesen werden; das Lexikon zu Duns Scotus (Garcia, *lexicon scholasticum,* ad Claras Aquas 1910, p. 664) führt zwar *syllogismus (ducens) ad impossibile* u. ä. auf, aber *per imp.* nicht.'

[2] Vgl. afrz. *par igal.* Das syntaktisch zunächst ebenfalls befremdliche *par ainsi*, das ziemlich weit hinaufreicht (s. God. IV, 617a und b) und das schon Vaugelas als archaisch bezeichnet (s. Haase, Synt. franç. du 17e siècle, trad. Obert § 143 Rem.), könnte auf einer Kreuzung von *par cela* oder derartigem und *ainsi* beruhen, und vielleicht erklärt sich auch afrz. *par si que* (s. God. VII, 415a) auf ähnliche Weise.

un impossible bei Cyrano zu beurteilen sei, und da sieht es fast so aus, als ob schon er diese Verbindung auffallend gefunden und durch Vorsetzung eines *un*, also Substantivierung des *impossible*, sozusagen grammatisch verständlicher hat machen wollen. Was ein *par extraordinaire* angeht, das die Wörterbücher nicht aufführen, aber Plattner, Ergänzungen Teil IV S. 242 verzeichnet, so dürfte es in Anbildung an *par impossible* erwachsen sein.

Straßburg. O. Schultz-Gora.

Sitzungsberichte

der Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen für das Jahr 1918.

Sitzung vom 8. Januar 1918.

Der Vorsitzende teilt den Tod des Mitgliedes Herrn Rossi mit und widmet ihm einen Nachruf.

Herr Roediger spricht über *Luthers Sprache und Dichtung.*

Wenn Luther von einer gemeinen deutschen Sprache redet, so eilt er seiner Zeit voraus, denn die Kanzlei- und Drucksprachen des 16. Jahrhunderts zeigen noch große Verschiedenheiten in den Lauten, in der Flexion, der Syntax und dem Wortschatz. Er selber schied zwar beim Ausbau der Bibelübersetzung Mundartliches immer mehr aus, wurde aber doch weder in Ober- noch in Niederdeutschland durchweg verstanden. Man darf ihn trotz seiner großen sprachgeschichtlichen Bedeutung nicht den Schöpfer des Neuhochdeutschen nennen und keine neue Epoche mit ihm beginnen; er ist im Gegenteil der Abschluß der von etwa 1350 bis 1500 reichenden. Die konfessionellen und lokalen Widerstände gegen seine Sprache vermochte er nicht zu überwinden, ja, die Entwicklung des Neuhochdeutschen war in seinen späteren Jahren schon über ihn hinweggegangen, namentlich im Ausgleich zwischen Singular und Plural der starken e-Konjugation, wenn er ihn auch zeitweilig hemmte und den mittelhochdeutschen Stand wieder festigte. Bezüglich der Wortbedeutungen steht er noch mit beiden Füßen im Mittelhochdeutschen, was die Erklärer zu wenig beachten. Der Vortragende zeigte das in eingehender Erläuterung des Liedes von den zwei Märtyrern zu Brüssel und wies daran zugleich den engen Zusammenhang Luthers mit volkstümlicher Sprache und Dichtung nach, den Form und Inhalt offenbaren, ganz im Einklang mit dem von Luther mehrfach bekannten Streben, volksmäßig und wahrhaft deutsch zu sprechen und zu schreiben und von der Sprechweise und Dichtung des Volkes zu lernen.

Herr Krüger gibt einige Parallelen aus dem Englischen.

Die Herren Pariselle und Born werden zu Rechnungsprüfern gewählt.

Sitzung vom 22. Januar 1918.

Der Vorsitzende teilt das Ableben des langjährigen Mitgliedes Herrn Max Schmidt mit und schildert in anerkennenden Worten seine wissenschaftliche Tätigkeit.

Herr Aronstein spricht über *George Meredith's Romankunst.* Der Vortrag wird in den *Neueren Sprachen* erscheinen.

Sitzung vom 12. Februar 1918.

Der Vorsitzende teilt den Tod des Mitgliedes Herrn Lücking mit und widmet ihm einen kurzen Nachruf.

Herr Soehring spricht über das Thema *Aus deutschen Schulstuben im Auslande.* Er gibt einen kurzen Überblick über Wesen und Entwicklung der deutschen Schulen im Auslande im Vergleich mit den französischen, englischen, amerikanischen und italienischen Auslandschulen. Nach einer Skizze des gegenwärtigen Standes des deutschen Auslandschulwesens nach Gliederung, Verwaltung und Lehrverfassung geht er näher auf den Unterrichtsbetrieb der höheren deutschen Schulen im Auslande mit besonderer Berücksichtigung der Didaktik und Methodik des Unterrichts im Deutschen und in den neueren Fremdsprachen ein.

Herr Borbein tritt wieder in die Gesellschaft ein.

Sitzung vom 26. Februar 1918.

Herr Ludwig bespricht im Anschluß an zwei Novellen von Thomas Mann und Kurt Münzer, deren Handlung sich um das Motiv des *geheimnisvollen Schrankes* dreht, die Frage der *Rolle des Unbelebten in der Dichtung*. Unter diesem Titel ist der Vortrag im *Literarischen Echo* (1. März 1918) im Druck erschienen.

In der Diskussion brachten die Herren Herzfeld, Herrmann und Lewent einzelne Ergänzungen.

Dann sprach Herr Rosenberg über *Goethes Braut von Corinth in französischer Auffassung und Weiterbildung.* Nachdem der Vortragende die Änderungen dargelegt hatte, die Goethe mit dem Stoff des Phlegon und Praetorius vornahm, bespricht er die Aufnahme, die das Gedicht bei Madame de Staël, Baron von Eckstein, den Kreisen der Romantiker und denen der Parnassiens fand. — Von den Übersetzungen werden besonders die von Emile Deschamps und die unter dem Namen der Madame Panckoucke veröffentlichte kritisch betrachtet, und das günstige Urteil Goethes über seine französischen Übersetzer wird zu erklären versucht. — Unter den selbständigen Werken, die unter der Anregung von Goethes Ballade in Frankreich entstanden sind, wird ausführlich das bei weitem bedeutendste besprochen, nämlich das dramatische Gedicht 'Les Noces Corinthiennes' von Anatole France. In diesem Werke hat der französische Dichter unzweifelhaft unter dem Einfluß der Goetheschen Ballade gestanden, aber doch die ursprüngliche Bestimmtheit seiner Individualität gewahrt.

Herr Kuttner verweist auf die einschlägigen Literaturangaben bei Joanowitsch. Herr Fuchs fügt verschiedene deutsche Bearbeitungen des Stoffes ergänzend hinzu. Herr Ludwig verweist auf eine Novelle von Théophile Gautier.

Herr Oberlehrer Glöge wird zur Aufnahme in die Gesellschaft vorgeschlagen.

Sitzung vom 12. März 1918.

Der Vorsitzende macht Mitteilung von dem Tode des Prof. Dr. Max Roediger und gibt ein Bild von seinem Leben und seinem Wirken in der Gesellschaft. Roediger, am 28. Oktober 1850 in Berlin geboren, war der Sohn eines Kanzleirats und einer Berlinerin aus der französischen Kolonie. Der Vater war ursprünglich Pastor gewesen, hatte aber wegen beginnender Tuberkulose seinen Beruf aufgegeben und starb, als der Knabe 12 Jahre alt war. Seine musikalische Begabung ging auf den Sohn über, der von der Mutter ein reiches Maß von Humor erbte. Auf dem Friedrich Werderschen Gymnasium vorgebildet, wollte er nach bestandener Abgangsprüfung Offizier werden, mußte aber zu seinem großen Schmerze auf die militärische Laufbahn verzichten, da er seines zarten Körperbaues und seiner schwachen Augen wegen 1870 für unbrauchbar erklärt wurde; doch hat er stets großes Interesse für alles Militärische sich bewahrt. Unter Müllenhoff studierte er in Berlin deutsche Philologie, habilitierte sich 1876 in Straßburg und wurde 1883 außerordentlicher Professor in seiner Vaterstadt. 1884 trat er in die Gesellschaft ein und hielt als eins der fleißigsten Mitglieder bis zum Januar dieses Jahres 36 Vorträge, die entweder dem Andenken verdienter Germanisten: Jakob Grimm, Uhland, Lachmann, Zupitza, gewidmet waren oder sich auf deutsche Sagenforschung, Sprache und Literatur bezogen und Zeugnis für seine eingehenden Untersuchungen ablegten.

Der Vorsitzende schildert sodann den Verstorbenen als Menschen und hebt besonders seine Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit sowie die Treue hervor, mit der er an seinen Freunden aus der Schulzeit und an der Gesellschaft hing, in der er, als gewisse Neuerungen eindringen wollten, für die Bewahrung der alten Überlieferungen auftrat. Trotz mancher Zurücksetzungen, die er in seinem

Beruf erfahren, lag ihm jede Verbitterung fern, und nur der Wunsch, seine letzte Kraft der Vollendung gewisser Untersuchungen zu widmen, veranlaßte ihn im letzten Jahre, sein Lehramt niederzulegen. Am 26. Februar hat ihn der Tod dahingerafft.

Die Anwesenden erheben sich zu seinem Gedächtnis.

Herr Kolsen spricht über *einige neue Trobador-Ausgaben.* Eine von Gabriele Kußler-Ratyé in ihrer Ausgabe der Lieder der Beatrix de Dia im *Archivum romanicum* I 178 zum V. 26 der Tenzone *Amics, ab gran cossirier* als *passage obscur* bezeichnete Stelle wird klar, wenn man in ihrem Text ebenso wie bei Schultz(-Gora), Dichterinnen, S. 28 und MW. 1, 85 nach *vaire* einen Punkt und nach *Quar no·us sui pres* ein Fragezeichen setzt. Dann ist zu verstehen: 'Warum bin ich euch nicht nahe? — Denn sie (die Verleumder) haben euch mit ihrem Geschrei derart nachgestellt, daß wir dabei keinen frohen Tag genießen.' — Die von dem Vortragenden zu Appels Bernart de Ventadorn gemachten kritischen Bemerkungen werden sich in einer Rezension des Werkes finden, welche er für Behrens' 'Zeitschrift f. frz. Spr. u. Lit.' vorbereitet. Seine Ausführungen zu Strempels Rostocker Dissertation 'Giraut de Salignac' und seine neuen Deutungen zu Jaufre Rudel, gelegentlich der Neuherausgabe dieses Dichters durch Jeanroy, werden im 'Literaturblatt f. germ. u. rom. Philol.' zu lesen sein. Das von ihm aus H. Carstens' Besitz vorgelegte, bis jetzt hier ganz unbekannt gebliebene Buch von S. Santangelo: *Poesie di Gui d'Uisel, Saggio di edizione critica* (Catania, Stab. Tip. del Popolo 1909) wird er zugleich mit Carstens' Tenzonen der Uisels in Gröbers 'Zeitschrift f. rom. Philol.' besprechen.

Des weiteren wendet der Vortragende sich dem noch immer nicht befriedigend erklärten *Refrain der ältesten Alba* zu. Den von G. Schlaeger, Studien über das Tagelied S. 71 ff. und von A. Camilli im Arch. 131, 412 zusammengestellten bisherigen Erklärungen hat er eine neue hinzuzufügen. Nach der Zerlegung des handschriftlichen *tenebras*, durch die das bisher vermißte erotische Moment zum Vorschein kommt, nach entsprechender Füllung einer im zweiten Verse vorhandenen dreisilbigen Lücke und einigen anderen geringfügigen Änderungen ergeben sich zwei miteinander reimende Elfsilbler (mit weibl. Ausgang), bei denen nun inhaltlich, sprachlich und metrisch alles in Ordnung ist. Der Weckruf kann danach lauten:

L'alba par; l'umet mar atre sol(s) poypassa!
Vigil(s) mira clar (qi druda) ten e(n) bras(sa)!

(Zu deutsch: 'Das Morgenlicht erscheint; hinterher kommt die Sonne über das nasse, dunkle Meer! Wachsam, sieht sie genau, wer sein Lieb in den Armen hält!') — In seinen 'Dichtungen der Trobadors' zu Nr. 42, 39 wird Herr Kolsen seine Rekonstruktion noch eingehender begründen.

Herr Dr. Gloege wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 26. März 1918.

Herr Löschhorn spricht über *Roediger als Germanist.* Er schildert die reiche wissenschaftliche Tätigkeit und die Entwicklung des Verstorbenen und gibt einen Überblick über dessen Schaffen, wobei er besonders die selbstlose Hingabe, mit der er das Lebenswerk seines Lehrers Müllenhoff fortgeführt hat, hervorhebt.

Herr Soehring vollendet seinen Vortrag *Aus deutschen Schulstuben im Auslande.*

Sitzung vom 9. April 1918.

Herr Splettstößer spricht über *Goethes Faust.*

Sitzung vom 23. April 1918.

Der Vorsitzende macht Mitteilung von dem Ableben des langjährigen Mitgliedes Herrn Carl Münster und würdigt dessen Wirken in und außerhalb der Gesellschaft.

Auf Grund des Berichtes der Kassenprüfer wird dem Kassenführer Entlastung erteilt.

Herr Splettstößer beendete seinen Vortrag: Über *Goethes Faust.* Er ging aus vom 'Prolog im Himmel' und wies nach, daß die angebliche Wette zwischen dem Herrn und Mephisto, deren Preis die Seele des Faust wäre, in Wahrheit nicht besteht und nur eine Annahme Mephistos ist. In Wahrheit unterliegen alle Wesen der Schöpfung dem Gesetz des Determinismus, der den freien Willen ausschließt und von dessen Zielen allein der Herr weiß. Faust ist vorbestimmt zur Gnade, Mephisto, der sein eigener Herr zu sein glaubt, zum 'Gesellen', zum Diener, der den Ermattenden auf seinem Wege fördern muß. Am Leitfaden dieser Voraussetzungen, dem Grundgedanken in Goethes 'Faust', entwickelt sich die Handlung.

Als Faust in höchster Verzweiflung sich und die Welt verflucht, kommt es zur Wette zwischen ihm und Mephisto, die seinem Streben neue Wege und Ziele weist. Er verzichtet auf Erkenntnis der übersinnlichen Welt und beschränkt sich auf die Sinnenwelt, die 'Tiefen der Sinnlichkeit'. Die Erlebnisse in diesem neuen Zustande befriedigen ihn so wenig wie die früheren. Dazu offenbaren sie Mephistos Irrtum, der für sich zu wirken meint und im Grunde nur Mißerfolge hat. Beweis dafür, daß der Herr die Geschehnisse ständig verfolgt und lenkt, ist vor allem in der Kerkerszene die Stimme aus der Höhe: 'Ist gerettet.'

Von neuem beschränkt Faust das Feld seines Erkenntnisstrebens, und zwar auf den Menschen, insonderheit: sich selber. Nach den verworrenen Erkenntnissen im ersten Teil seiner Erdenfahrt, aus denen er die reinen erst ableiten mußte, werden ihm nun im zweiten Teil diese reinen unmittelbar vor Augen geführt. Der Mummenschanz am Kaiserhofe zeigt ihm rein das Abbild des Universums, die Mütter weisen ihm die Urbilder aller Dinge, in Helena erkennt er die reine Form, die den in ihm verkörperten Ideengehalt zu rechter Wirksamkeit ergänzt, im Homunkulus erblickt er die zum Schönen strebende Phantasie, das Vollkommene in ihm, das zur Entstehung drängt, gegenüber dem Unvollkommenen, dem in Mephisto erscheinenden Streben zum Häßlich-Bösen, das in der Rückbildung begriffen ist. Durch Homunkulus wird er zur klassischen Walpurgisnacht geführt und gewinnt Helena. In der Ehe mit ihr verschmelzen Gehalt und Form, und Faust, der bisher Lernende, wird zum Handelnden. Er entreißt dem Meere Boden und siedelt eine neue Menschheit darauf an, die seine Erfahrungen und Ziele millionenfach nacherleben und erstreben soll. — Inzwischen hat er in der Schlacht und der Philemon-Baucis-Angelegenheit den Unwert der mephistophelischen Magie durchschaut, die, auf Blendwerk und Menschenwahn gegründet, das Gegenteil der von ihm gesuchten Aufklärungsmagie ist. Er sagt sich los von ihr, tritt der Sorge allein als Mensch und Mann entgegen und steht nun wieder da, wo er vor der Hinwendung zur Magie stand, allerdings reifer als damals. An der Himmelfahrtsszene wies der Vortragende noch einmal nach, wie ohne die Annahme einer auf Determinismus beruhenden Weltanschauung die Fausthandlung verworren und unverständlich bleiben und dem Herrn jenes Ansehen, jene Würde abgehen müßten, ohne die wir ihn nicht zu denken vermögen. Mit einer Anmerkung, wie Goethes eigene Weltbetrachtung sich im 'Faust' spiegele, schloß der Vortrag.

In der Diskussion lehnte Herr Wolff die Willensunfreiheit Fausts und die darauf begründete Erklärung der Dichtung ab.

Herr Splettstößer verteidigt seine Ausführungen.

Sitzung vom 14. Mai 1918.

Herr Brandl spricht über die *Präraffaeliten* (mit Lichtbildern).

Sitzung vom 15. Oktober 1918.

Der Vorsitzende macht Mitteilung von dem Ableben der Herren Noack, Thurau und Engelhardt.

Herr Wagner beginnt seinen Vortrag: *Der Amerikanismus in der spanisch-amerikanischen Literatur.*

Sitzung vom 29. Oktober 1918.

Herr Wagner beendet seinen Vortrag. Derselbe wird im Druck erscheinen.

Herr Lewent spricht über *drei altprovenzalische Gedichte auf Johanna von Este.* Es handelt sich um die in Bartsch' Grundriß unter Nr. 461, 14 verzeichneten und in der Hs. Q überlieferten Verse, die nach dem Abdruck Bertonis in diplomatischem Text vorgelegt und nach Form und Inhalt erklärt werden. Der Vortrag wird in der 'Ztschr. f. rom. Phil.' erscheinen.

Herr Kolsen gibt Beiträge zu der Interpretation des Textes. Er weist auch darauf hin, daß die provenzalischen Dichter nicht nur bei dem Strophenbau der Kanzone selbständig verfuhren.

Herr Oberlehrer Dr. Anderten wird zur Aufnahme in die Gesellschaft vorgeschlagen.

Sitzung vom 12. November 1918.

Die Sitzung mußte infolge der Zeitverhältnisse ausfallen.

Sitzung vom 26. November 1918.

Herr Herrmann spricht über *Kriegsenglisch.* Ausgehend von den Klagen, die vielfach in der englischen Presse über den zerstörenden und verwildernden Einfluß des Krieges auf die englische Sprache laut geworden sind, gibt er eine Reihe von Neubildungen an, meistens aus der 'Nation' und 'Saturday Review' entnommen. Er bespricht zunächst aus Initialen gebildete Neuschöpfungen wie *Fire* Nations = *F*rance, *I*taly, *R*ussia, *E*ngland, *Anzac* = *A*ustralian-*N*ew-*Z*ealand *A*rmy *C*orps, *Dora* = *D*efence *o*f the *R*ealm *A*ct, dann Wortverkürzungen wie *Zepp* aus Zeppelin, *hyphen* = hyphenated American, *Oss* = Australian, *sub* = submarine, *tot* = total abstainer u. dgl. m. Eine besondere Gruppe bilden die zahlreichen Neologismen, die sich um den Begriff des *Militarismus* gruppieren, dann diejenigen, welche mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, dem Kampf zwischen *Conscriptionism* und *Voluntarism* zusammenhängen. Der Vortragende weist dabei auch darauf hin, welche bedeutende Rolle das Allerweltssuffix *-ism* bei allen diesen Neuschöpfungen spielt.

Nach Aufzählung von weiteren mit dem Kriege zusammenhängenden Neologismen macht der Vortragende zum Schlusse auf die in den letzten Jahren sehr in Aufnahme gekommene Vorliebe attributiver Voranstellung ganzer Sätze und Wortgruppen aufmerksam, wie: *The Nobody-Wants-Conscription formula, The Fight-to-a-Finish party, The Wait-and-See Policy* u. dgl. m.

Der Vortrag wird in der 'Ztschr. f. d. engl. u. frz. Unterricht' gedruckt werden.

Der bisherige Vorstand wird wiedergewählt.

Herr Dr. Anderten wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 10. Dezember 1918.

Herr Herrmann gibt noch eine Erklärung des Ausdrucks *ca-canny*. der nach Murray schottischen Ursprungs ist (ca' = call canny) und soviel wie to go cautiously bedeutet.

Herr Herzfeld spricht über *August Wilhelm Schlegels Beziehungen zu englischen Kritikern und Dichtern.* Der Vortrag wird im Archiv erscheinen.

An der Besprechung beteiligen sich die Herren Wolff, Kuttner, Rosenberg und Aronstein.

Am 16. Dezember begeht Herr Geh.-Rat Mangold, der frühere Vorsitzende der Gesellschaft, seinen 70. Geburtstag. Die Gesellschaft wird dem Jubilar eine von Herrn Ludwig verfaßte Adresse überreichen lassen.

Verzeichnis der Mitglieder

der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Januar 1919.

Vorstand.

Vorsitzender:	Herr Ad. Müller.
Stellvertretender Vorsitzender:	„ A. Ludwig.
Schriftführer:	„ H. Gade.
Stellvertretender Schriftführer:	„ M. Wolff.
Erster Kassenführer:	„ M. Kuttner.
Zweiter Kassenführer:	„ G. Opitz.

A. Ehrenmitglieder.

Herr Dr. Meyer-Lübke, Wilhelm, ord. Professor an der Universität, Mitglied der k. k. Akademie der Wissenschaften zu Wien. Bonn.

Frau Vasconcellos, Carolina Michaëlis de, Dr. phil. Porto, Cedofeita.

B. Ordentliche Mitglieder.

Herr Dr. Anderten, Berlin-Reineckendorf, Residenzstr. 47.

„ Dr. Aronstein, Ph., Professor, Oberlehrer an der V. städt. Realschule. Berlin NW 87, Elberfelder Str. 28.

„ Dr. Becker, Gustav, Oberlehrer an der Charlottenschule. Berlin W 30, Zietenstr. 21.

„ Dr. Berger, Rudolf, Oberlehrer am Lessing-Gymnasium. Berlin NW 23, Altonaer Str. 21.

„ Dr. Beyer, Bruno, Oberlehrer an der städt. Realschule in Charlottenburg. Charlottenburg, Lohmeyerstr. 6.

„ Dr. Bitterhoff, Max, Oberlehrer an der XIII. städt. Realschule. Berlin NW, Krefelderstr. 11.

„ Dr. Block, John, Professor, Oberlehrer an der Goetheschule. Halensee, Seesener Str. 18.

„ Dr. Bolle, Wilhelm, Leiter des Realgymnasiums i. E. in Friedrichsfelde. Karlshorst, Treskow-Allee 91.

„ Dr. Borbein, H., Geh. Reg.-Rat und Prov.-Schulrat. Berlin-Steglitz, Dijonstr. 20 II.

„ Dr. Born, Max, Oberlehrer an der Chamissoschule. Schöneberg, Berchtesgadener Str. 22/23.

„ Dr. Brandl, Alois, Geh. Regierungsrat, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin W 10, Kaiserin-Augusta-Str. 73 III.

„ Dr. Brüß, Friedrich, Oberlehrer an der Oberrealschule. Berlin-Wilmersdorf, Mannheimer Str. 44.

„ Dr. Buchenau, Artur, Direktor der Sophienschule. Charlottenburg V, Schloßstr. 46.

„ Dr. Carel, George, Professor, Oberlehrer an der Sophienschule. Charlottenburg V, Windscheidstr. 2 IV.

„ Dr. Cassirer, E., Univ.-Prof. Berlin W 50, Prager Str. 8/9.

„ Dr. Churchill, George B., Professor am Amherst College. Amherst, Massachusetts, U. S. A.

„ Dr. Cohn, Georg. Berlin W 15, Bregenzer Str. 8 III.

„ Dr. Dammholz, Rudolf, Professor, Geh. Stud.-Rat, Direktor der Auguste-Viktoria-Schule und des Mädchen-Realgymnasiums. Charlottenburg, Nürnberger Str. 63.

„ Doegen, Wilh., Oberlehrer an der XI. städt. Realschule. Zehlendorf, Alsenstr. 121.

Herr Dr. Drechsler, R. W. Berlin SW 29, Mittenwalder Str. 39.
„ Dr. Driesen, Otto, Oberlehrer an der städt. Realschule in Charlottenburg. Charlottenburg, Giesebrechtstr. 6.
„ Dr. Düvel, Wilh., Direktor der Herderschule. Charlottenburg, Bayernallee 4.
„ Dr. Ebeling, Georg, ord. Professor a. d. Universität. Kiel, Feldstr. 88.
„ Dr. Engwer, Theodor, Geh. Oberregierungsrat und Vortragender Rat im Kultusministerium. Berlin-Wilmersdorf, Prinzregentenstr. 76.
„ Friedländer, J., Oberlehrer an der III. Oberrealschule. Berlin N 58, Eberswalder Str. 35.
„ Dr. Friedmann, Georg, Professor, Oberlehrer an der V. städtischen Realschule. Charlottenburg-Westend, Akazienallee 43.
„ Dr. Fuchs, Max, Professor, Oberlehrer an der VI. städt. Realschule. Friedenau, Stubenrauchstr. 5.
„ Dr. Gade, Heinrich, Professor, Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin NO 43, Am Friedrichshain 7 III b.
„ Glagow, Willy, Berlin N 58, Pappelallee 4.
„ Dr. Glöge, Georg, Oberlehrer. Friedenau, Rotdornstr. 3.
„ Dr. Gropp, Ernst, Professor, Geh. Stud.-Rat, Direktor der städt. Oberrealschule I. Charlottenburg, Schloßstr. 27.
„ Haas, J., Oberleutnant a. D. Berlin C 2, An der Schleuse 5 a.
„ Dr. Hausknecht, Emil, Direktor a. D., Professor an der Universität. Lausanne, Avenue d'Ouchy 96.
„ Dr. Hendreich, Otto, Professor, Oberlehrer a. D. Charlottenburg, Uhlandstr. 24.
„ Dr. Herrmann, Albert, Professor, Oberlehrer an der XII. städt. Realschule. Berlin NO, Am Friedrichshain 13.
„ Dr. Herzfeld, Georg. Berlin W, v. d. Heyd-Str. 4.
„ Dr. Hille, Karl, Oberlehrer am Realgymnasium in Lichtenberg. Berlin-Lichtenberg, Rathausstr. 6.
„ Dr. Hoffmann, Fritz, Oberlehrer am Lyzeum i. E. in Reinickendorf. Berlin-Reinickendorf-Ost, Markstr. 4 II.
„ Dr. Hörning, Willy, Oberlehrer am Realgymnasium zu Lichtenberg. Lichtenberg-Berlin, Möllendorfstr. 108/9.
„ Keßmann, A., Oberlehrer. Berlin NW, Calvinstr. 20.
„ Dr. Koebe, Karl, Oberlehrer am Luisenstädtischen Gymnasium. Frohnau (Mark), Münchener Str.
„ Dr. Kolsen, Adolf, Professor. Berlin W 30, Schwäbische Str. 3 III.
„ Dr. Krueger, Gustav, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie, Lektor des Englischen an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg. Berlin W 10, Bendlerstr. 17.
„ Dr. Kuttner, Max, Professor, Oberlehrer an der Kgl. Augustaschule. Berlin-Wilmersdorf, Jenaer Str. 19.
„ Lach, Paul, Handelsschuldirektor a. D. Berlin S 14, Dresdener Straße 90 I.
„ Lahmann, Gustav, ordentl. Lehrer an der Schillerschule. Berlin NW 52, Thomasiusstr. 2.
„ Dr. Lamprecht, F., Professor, Oberlehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster. Berlin C 2, Klosterstr. 73 II.
„ Langenscheidt, C., Verlagsbuchhändler. Schöneberg-Berlin, Bahnstraße 29/30.
„ Dr. Lewent, Kurt, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Berlin NW 87, Solinger Str. 4.
„ Dr. Lommatzsch, Erhard, Professor an der Universität. Halensee-Berlin, Johann-Georg-Str. 11.

Herr Dr. Löschhorn, Hans, Professor, Oberlehrer a. D. Berlin W 35, Genthiner Str. 41 III.
„ Dr. Ludwig, Albert, Direktor des Realgymnasiums zu Lichtenberg. Lichtenberg-Berlin, Parkaue.
„ Luft, Friedrich, Professor, Oberlehrer am Hohenzollerngymnasium. Berlin-Friedenau, Kaiserallee 74.
„ Dr. Lummert, August, Oberlehrer an der Dorotheenschule. Berlin NW 21, Dortmunder Str. 2.
„ Dr. Mangold, Wilhelm, Professor, Geh. Stud.-Rat, Oberlehrer a. D. Steglitz, Kleiststr. 38.
„ Dr. Michaelis, Paul, Kand. d. höh. Schulamts. Berlin NO 55, Raabestr. 17.
„ Dr. Morf, Heinrich, Geh.-Reg.-Rat, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 100.
„ Dr. Müller, Adolf, Professor, Oberlehrer a. D. Friedenau, Kaiserallee 114.
„ Dr. Müller, August, Professor, Oberlehrer an der Kgl. Elisabethschule. Berlin SW 47, Großbeerenstr. 55 part.
„ Dr. Mylo, Paul, Oberlehrer an der Oberrealschule in Potsdam. Potsdam, Kronprinzenstr. 30 a.
„ Dr. Naetebus, Gotthold, Direktor der Universitäts-Bibliothek. Groß-Lichterfelde O, Frauenstr. 3.
„ Dr. Nobiling, Fr., Professor, Oberlehrer an der Oberrealschule II in Charlottenburg. Charlottenburg, Schillerstr. 8.
„ Opitz, G., Professor, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Steglitz, Grenzburgstr. 6.
„ Dr. Otto, Ernst, Direktor des Realgymnasiums. Berlin-Reinickendorf-Ost, Bernerstr.
„ Dr. Pariselle, Eugène, Professor, Lektor der französischen Sprache an der Universität, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie. Berlin W 30, Landshuter Str. 36 II.
„ Dr. Philipp, Karl, Professor, Oberlehrer an der Oberrealschule. Kottbus, Wallstr. 45.
„ Dr. Platow, Hans, Oberlehrer an der mit dem Gymnasium verbundenen Realschule. Zehlendorf-Wa., Bergmannstr. 7.
„ Dr. Püschel, Kurt, Oberlehrer an der Kierschner-Oberrealschule. Berlin NW 21, Bochumer Str. 4.
„ Dr. Risop, Alfred, Professor, Oberlehrer a. D. Berlin-Steglitz, Schloßstr. 49.
„ Roettgers, Benno, Professor, Direktor der 8. Realschule. Berlin N 31, Rheinsberger Str. 4/5.
„ Roland, Max, Oberlehrer. Potsdam, Breite Str. 30.
„ Dr. Rosenberg, Felix, Professor, Oberlehrer am Köllnischen Gymnasium. Groß-Lichterfelde, Unter den Eichen 127.
„ Dr. Sabersky, Heinrich. Berlin W 35, Genthiner Str. 28 I.
„ Dr. Saß, Ernst, Oberlehrer am Mommsen-Gymnasium. Grunewald, Humboldtstr. 6a.
„ Dr. Schleich, Gustav, Professor, Geh. Stud.-Rat, Direktor des Friedrich-Realgymnasiums. Berlin S 53, Schleiermacherstr. 23.
„ Dr. Schlenner, R., Professor, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin SW, Großbeerenstr. 25 III.
„ Dr. Schmidt, Karl, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin-Tempelhof, Hohenzollernkorso 4.
„ Dr. Schmidt, Karl August, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S 61, Lehniner Str. 9 IV.

Herr Schreiber, Wilhelm, Direktor der städt. Humboldt-Realschule in Tegel. Tegel, Graf-Roedern-Korso 1.
„ Dr. Seibt, Robert, Professor, Oberlehrer am Königstädtischen Gymnasium. Berlin W 50, Meinekestr. 15.
„ Smith, James, M. A., Lehrer des Englischen. Berlin W 30, Viktoria-Luise-Platz 9, Gartenhaus III.
„ Dr. Söhring, Otto, Gymnasialdirektor, Hilfsarbeiter im Auswärtigen Amt. Lichterfelde, Elisabethstr. 16.
„ Dr. Spatz, Willy, Professor, Berlin-Wilmersdorf, Uhlandstr. 107.
„ Dr. Speck, Johannes, Oberlehrer am Paulsen-Realgymnasium. Steglitz, Birkbuschstr. 16.
„ Dr. Spies, Heinrich, ord. Professor an der Universität. Greifswald, Blücherstr. 2.
„ Dr. Splettstößer, Willy, Professor, Oberlehrer an der XIII. städt. Realschule in Berlin. Berlin-Halensee, Schweidnitzstr. 7.
„ Dr. Strohmeyer, Fritz, Professor, Direktor des Lyzeums IV in Berlin-Wilmersdorf. Wilmersdorf, Weimarische Str. 24.
„ Thiedke, Gustav, Oberlehrer am Helmholtz-Gymnasium zu Schöneberg. Friedenau, Stierstr. 5.
„ Dr. Tiktin, H., Professor am Orient. Seminar. Friedenau, Isoldestr. 1.
„ Dr. Tobler, Rudolf, Professor, Oberlehrer am Joachimsthalschen Gymnasium. Templin, Uckermark, Joach.-Gymn. Villa V.
„ Dr. Vollmer, Erich, Professor, Oberlehrer am Bismarck-Gymnasium. Wilmersdorf-Berlin, Nahtanischestr. 37 I.
„ Dr. Wagner, Max Leop., Privatdozent an der Universität. Berlin-Charlottenburg, Kantstr. 31
„ Dr. Wende, Fritz. Strausberg-Stodt, Großestr. 67.
„ Wilke, Felix, Professor, Oberlehrer an der Kaiser-Friedrich-Schule in Charlottenburg. Berlin W 15, Hohenzollerndamm 3.
„ Dr. Winckler, Carl, Professor, Oberlehrer am Lyzeum in Grunewald. Grunewald, Siemensstr. 22.
„ Dr. jur. Wolff, Max J., Professor. Berlin W 15, Wielandstr. 24.
„ Zack, Julius, Professor, Oberlehrer an der XIII. städt. Realschule. Berlin SW 46, Luckenwalder Str. 10.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Elfriede Jacoby, Zur Geschichte des Wandels von lat. *ū* zu *y* im Galloromanischen. Diss. Berlin. 1916. 80 S. u. 4 Karten.

Die Verfasserin hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Frage nach dem Wandel von lat. *ū* > *ü* im Galloromanischen in Form einer Monographie erschöpfend zu behandeln. Sie hat zu diesem Zweck nicht nur die bisherige wissenschaftliche Literatur zusammengestellt und verständig besprochen (S. 1—14), sondern namentlich aus der alten Dialektliteratur mit anerkennenswertem Fleiße alle Belege zusammengetragen, die auf eine Aussprache *u* noch in historischer Zeit schließen lassen können. Es wird dadurch die Arbeit der Verfasserin zu einer bequem zugänglichen Bibliographie der altfranzösischen und provenzalischen Dialekte. Das Ergebnis dieser Sammlungen, welche durch die entsprechenden Belege aus dem ALFr. ergänzt wurden, sind nun auf stummen Karten des Sprachatlasses eingetragen, es soll also zu der historischen Behandlung des Problems die sprachgeographische Wertung desselben treten. Das scheinbare Ergebnis dieser Untersuchung ist nun auf den ersten Blick höchst überraschend. Nach Karte III wäre noch in historischer Zeit die Aussprache *u* nicht nur für den ganzen Norden und Osten (merkwürdigerweise würde dagegen Lothringen ausfallen), sondern auch Poitou durch 5—50 Belege gesichert.

Die Verfasserin hat sich jedoch, wenn auch mit dem nötigen Fleiße, so doch nicht mit der nötigen wissenschaftlichen Reife an das Problem gewagt. Als Belege für die Aussprache *u* gilt ihr jedes *u*, dem in der Schriftsprache *ü* entspricht. Die entsprechenden Fälle werden ohne Rücksicht auf das Wort selbst katalogisiert, gezählt und als gleichwertig behandelt. Mißtrauen gegen die Schreibung, gegen die augenblickliche Dialektform eines Wortes, zu dessen Geschichte keine Untersuchung vorangegangen ist, ist der Verfasserin fremd. Wie unmöglich die Schlußfolgerungen sind, wird noch gezeigt werden, aber schon die Einteilung des Stoffes zeigt, daß das Problem gar nicht richtig erfaßt wurde.

Zunächst verzichtet die Verfasserin auf die Scheidung von betontem und unbetontem *ū* (S. 14 A. 1); daß in gewissen südfranzösichen Mundarten heute noch *u* unter dem Ton als *ü* erscheint, dagegen vor dem Ton erhalten bleibt, wird S. 38 nebenbei nach den Materialien des 'Glossaire des patois de la Suisse romande' sowie nach Gauchat, Le patois de Dompierre erwähnt. Das Verhalten dieser Dialekte ist aber von größter Wichtigkeit; denn könnten wir nachweisen, daß ehemals im Französischen allgemein dieser Zustand herrschte, dann würde der Wandel von *u* > *ü* dem von *a* > *e* bedeutend näher gerückt werden und die Sonderstellung des ersten Lautwandels beseitigt erscheinen. Deshalb geht es nicht an, Wörter wie *onir* für *unire* von der Untersuchung auszuschließen, weil 'es sich in ganz Nordfrankreich findet' (S. 16, A. 1). Andere Wörter werden überhaupt nicht beachtet. Hierher gehört *froment*; af. *frotigier, frouchier* — *frūctificare* (s. Thomas, Rom. XXVI, 436); dann af. *ǫstil,* — *ūsatile*, mit *ū*, wie die norditalienischen Vertreter des Wortes zeigen; af. *stroment*, 'Gerichtsurkunde', aus *instrumentum*, endlich das weitverbreitete *jostise*, das von der Verfasserin wohl deshalb in die Liste der beweiskräftigen Wörter aufgenommen wurde, weil in der Literatursprache daneben eine *ü*-Form steht. Vereinzelte *ǫ*-Formen des Altfrz. für *u* im Vorton verzeichnet auch Eckardt-Jassoy, Beiträge zu einer Geschichte der Klangveränderungen altfrz. Vortonvokale usw. Diss. Heidelberg, 1904, S. 136, 137.

Noch bedenklicher aber ist es, daß auch die Ortsnamen vollständig außer acht gelassen wurden. Lindström (Anmärkningar till de obetonade voka-

lernas bortfall i några Nordfranska ortnamn. Diss. Upsala, 1892) berücksichtigt leider die Vokale der ersten Silbe nicht, aber gerade hier hätte die Untersuchung zu einem doppelt wertvollen Ergebnis gelangen können: 1. wie weit sich das wallonische bzw. südostfrz. Gebiet mit *ū* unter dem Ton ehemals erstreckte, und 2. ob das (wie ich glaube, zuerst von Mohl, Introduction à la Chronologie du Latin vulgaire erwähnte) *Morsaint* — urkundlich *Mūrocinctum* in einem Gebiete, in dem *ū* unter dem Ton voraussichtlich frühzeitig zu *ü* wurde, etwa als Beleg dafür gelten kann, daß auf einem gewissen Gebiete ursprünglich die Verteilung von *u* und *ü* wie in den obenerwähnten südostfrz. Mundarten vom Haupt- bzw. Nebenton abhängig war.

Bei der Gruppierung der sogenannten Belege für eine *u*-Aussprache nach den alten Provinzen Frankreichs, die gewiß in mancher Beziehung richtig ist, werden ferner zusammenhängende Erscheinungen (wie *ū* + Nasal > *ō*, die Verbreitungsgebiete gewisser Worttypen wie *pronier*) auseinandergerissen, so daß schon dadurch die 'wortgeschichtliche' Betrachtung der einzelnen Belege erschwert wird. Mehr als das Verhalten einer einzelnen Provinz im allgemeinen hätte es interessiert, das Verbreitungsgebiet nicht nur gewisser Worttypen, sondern auch besonderer Lautübergänge, wie *ūn* > *ō* in alter und neuer Zeit kennenzulernen.

Es wird ferner nicht einmal der Versuch gemacht, die Fälle, in denen Schreibungen mit *u* statt *ü* vorliegen, auf anderem Wege als rein lautlich zu erklären. Wie stellt sich die Verfasserin überhaupt die tatsächliche Entsprechung solcher vereinzelter Schreibungen vor? Weil in einer poitevinischen Urkunde vom Jahre 1284 fünfmal die Schreibung *mours* für *mūrus* zu finden ist, wird Poitou kurzerhand zu den Provinzen gerechnet, in denen im 13. Jahrhundert die Lautung *ü* noch nicht durchgeführt war; s. die beigefügte Karte III. Warum soll aber gerade in *murus u* noch velar gesprochen worden sein, da doch dieselbe Urkunde keinen anderen Beleg für erhaltenes *u* bzw. für die Schreibung *ou* aufweist. Wir werden uns doch zunächst fragen müssen, ob diese Schreibung nicht mit dem Schwund der Vortonvokale im Hiatus zusammenhängt, also eine umgekehrte Schreibweise darstellt. Tatsächlich zeigt uns ein Vergleich der Karten *mur* — *murus* und *mûr* — *maturus* des ALFr., daß in Poitou die beiden Wörter lautlich zusammengefallen sind. Die Schreibung *mour* für *murus* kann also von *maturus* übernommen worden sein. Ebenso ist wohl die vereinzelte Schreibung *pourc* — *purc* (Châlons Jahr 1322) als unverbindliche Graphie zu fassen. Zu einer wortgeographischen Bewertung der einzelnen Formen kommt es überhaupt nirgends. Der Sprachatlas figuriert in der Arbeit wie irgendeine sonst herangezogene Dialektuntersuchung. Wie so viele andere in der letzten Zeit erschienene Anfängerarbeiten hat sich eben auch die vorliegende Studie zwar das Gewand, nicht aber den Geist der sprachgeographischen Forschung zunutze gemacht.

Damit komme ich zu einem weiteren Mangel der Arbeit. Der Gilliéronsche Sprachatlas wird bei einer lautlichen Untersuchung nie als einzige Quelle für die moderne Zeit genügen. Wie die Verfasserin für die älteren Perioden alle ihr zugänglichen Untersuchungen herangezogen hat, so hätten zum Verständnis der neueren Zeit die zahlreichen Dialektwörterbücher benutzt werden müssen. Dies ist aber nirgends geschehen. Dadurch wäre die Reihe der Belege für eine *u*-Aussprache in Dialektwörtern voraussichtlich bedeutend erweitert,[1] anderseits aber die methodische Bewertung der

---

[1] Vgl. hochnorm. *bouhot* gegen gewöhnliches *buhot*, auch *biò* und schon altfrz. *buhot*, *buiot*, *bouhot* 'Röhre', 'Kanal'; angew. *bue* 'Loch in der Holzwand', aber H. Meier *bouet*, *bouette* 'Luftloch'; poitev. *cadru* 'hinfällig' aber saintongeais *faire le cadrou* und poitev. *la ca droue* 'Traurigkeit'; wie verhalten sich zueinander altfrz. *chuer* und *chouer*, neufrz. *choyer*; rouchi

aus dem Atlas entnommenen Beispiele vollständig geändert worden. Ein Beispiel: Unter den Belegen für eine moderne *u*-Aussprache im Pikardischen wird angegeben *muz* (278); *muzã* (280), *muzõ* (270) für frz. *mulet*, Karte 889. Die Angabe ist unrichtig, beweist aber auch, daß der Verfasserin noch das Verständnis für die notwendige wissenschaftliche Genauigkeit fehlt. Die Formen stammen von der Karte 893 *museau*. Ort. 278 hat nun nebeneinander *muz* und *müzi̯ó*, 270 *muzõ* neben *müziọ* und das benachbarte 280 *muzã*. Wer sagt uns nun, daß diese *u*-Formen überhaupt zu *museau* gehören? Das Glossaire etymologique du patois Picard von J. Corblet (Paris 1851) verzeichnet nun für die Schnauze 1. *mourre*, 2. *müsé*, 3. *mouse*. Ebenso *mouser — faire la moue* neben *muser* '*se dit du chien qui pleure*'. Es sind hier also zwei verwandte Wörter zusammengetroffen und haben sich gegenseitig beeinflußt: 1. afrz. *musel* mit *ū*, 2. das über ganz Frankreich verbreitete **mŭrra*, afrz. *mọrre* 'Schnauze'. Das Nebeneinander der beiden Formen ist auf der Karte 893 des ALFr. so deutlich zu sehen, daß eine auch ganz oberflächliche sprachgeographische Schulung genügt, um den Sachverhalt zu erkennen. Es liegt also ein Wortproblem, nicht ein Fall der Lautgeschichte vor.

Daß es überhaupt Probleme der Wortforschung gibt, geht aus der vorliegenden Untersuchung jedenfalls nicht hervor. 'Auf dem ganzen Gebiete (d. h. der Pikardie) kommt *õ* < *u* + Nasal vor. Alle diese Formen stammen von den Karten 1077 *nos prunes* und 1099 *prunier* etc.' (S. 21). Gehört also die Pikardie zu dem Gebiet, in dem *ū* + Nasal > *õ* wird, oder nicht? Jedenfalls ist *prõ*, *prõn̂i̯é* in weiten Gebieten Frankreichs nicht direkte Fortsetzung von lat. *prūnus*, sondern aus dem Norden importiert. Ein Beweis dafür ist in der auch von Jacoby erwähnten Studie von Meyer-Lübke, ZfSpL 1916 S. 83 zu lesen. Das hätte aber untersucht werden müssen, bevor man die *õ*-Formen dieses vereinzelten Typus als Belege für Erhaltung der alten *ū*-Aussprache heranzieht.

Auch im einzelnen wäre vieles zu bemerken. Bei *comunis* > *komõ* wäre zu untersuchen, ob nicht auch in Frankreich stellenweise rom. *cumone* zugrunde liegt, vgl. u. a. Meyer-Lübke, Zur Kenntnis des Altlogudoresischen S. 18 f. Auffällig ist *žumã*, *jūmentum* an den Orten 446, 466 und 394 im äußersten Westen Frankreichs. Die Lage dieser Ortschaften könnte, wenn man nicht selbst die Belege am Atlas nachprüft, zu dem Schluß verführen, daß hier tatsächlich *u*-Reste vorliegen. Allein die Orte 446 und 466 (Loire-Inf.) haben in der Nachbarschaft die Form *žmã*, 394 die Form *žõmã*. Es ist also die Form *žumã* wohl eine Neubildung aus älterem *žmã*, *žõmã*, eine Form, die schon im Altfrz. im Osten wiederholt als

---

borin zu frz. *burin*; berrich. *chuche* und *couche* für frz. *souche*; *cluseau* und *clouseau* 'Blätterschwamm', daneben *cluneau* dass.; frz. *cusson* und *cousson*, *cosson* 'Bohrwurm' (wahrscheinlich Einfluß von *puce*, *puceron*); verdun.-chål. *brusiner* und *brousiner* für frz. *bruine*; berrich. *businer* und *bousiner* 'flanieren', zu altfrz. *busier*, neufrz. *buser*?

Zahlreich sind ferner die dialektischen Belege für ein sekundäres *ü* aus älterem *ọ* in Mundarten, für die lange Erhaltung des verlaren *u* nachgewiesen ist. Vgl. norm. *brunes* 'Zitzen', aber in Guernesey *broune*, sonst norm. *brogne* aus bret. *bron*; norm. *chuque* neben *chouque* aus frz. *souche*. Im Südostfrz. (Doube, franz. Schweiz, Sav.) vgl. dialektisch *cutoi* — *coucher*; *cruvi* — *couvrir*; *courti* — *courtil*; *cula* — *couler*; *cutra* — *coutre*; *cuta* — *côte*; boulogn. *crupe*, *crupion* für *croupe*, *croupion* usf.

Eine besondere Klasse bilden die Wörter mit *ọi*, in denen im Nordwestfranzösischen und in nordfranzösischen Dialekten *oi* über *ui* zu *üi* wird. Liegt hierin eine Gegenbewegung zu dem im Osten zu beobachtenden Beharren von Hiatus *u* als velarem Vokal?

jemanz, gemant belegt ist, s. Eckardt-Jassoy, S. 137. Wahrscheinlich ist auch *džumā* in P. 65 (Elsaß) eine Neubildung über älterem (z. B. P. 55 belegtem) *džmā,* könnte hier allerdings auch tatsächlich alte Aussprache vorstellen; sicher Neubildung ist endlich *žumā* in P. 913 (Allier). Jedenfalls sind hier die *u*-Formen ebensowenig ein Beweis dafür, daß hier die alte Lautstufe *u* erhalten blieb, als man aus den Formen *žemā, žōmā* der Nachbardialekte schließen durfte, daß dort lat. *ū* in *e, ō* übergegangen ist.

Warum in Ort 273 in *nuage u* gesprochen wird, muß erst untersucht werden. Das einheimische Wort scheint das auch sonst im Norden weitverbreitete *nuée* zu sein. So hat das unweite St. Pol (P. 283) nach J. Theelen, Die pikardische Mundart von Saint-Pol, Diss. Halle, 1906 *nǒęy,* daneben *nōāž,* im Sprachatlas wird ferner *nüaž* als die Form der Stadt, *nōaš, nōey* als Form der Vororte angegeben. Aus Angaben bei Theelen S. 54 (*bruir* neben *brüir*) scheint hervorzugehen, daß die bodenständige Entwicklung im Hiatus *ō* ist, daß dagegen *u* Ersatzlaut für das in dieser Verbindung fehlende *ū* der schriftfranzösischen Lehnwörter darstellt. Wenn dagegen *écuelle* im Osten vielfach *u* zeigt, so handelt es sich um eine schon lange und wiederholt festgestellte Erscheinung des Ostfranz., daß nämlich *ū* im Hiatus velar bleibt.

Ganz unverständlich ist es, daß als Beleg für die Erhaltung des velaren *u* auch östliches *du* des Artikels herangezogen wird (S. 26). Man schämt sich fast, darauf hinweisen zu müssen, daß *do, dou* für altes *del,* frz. *du* im Altfrz. ganz gewöhnlich ist; vgl. für die hier in Betracht kommende Champagne Kraus, Beiträge zur Kenntnis der Ma. der nordöstl. Champagne im 13. und 14. Jhdt., Diss. Gießen, 1901, S. 62, § 136; ferner bei G. Nebb, Die Formen des Artikels in den frz. Mundarten. Zs. f. frz. Spr. XXIV. passim.

Wegen *josques* für *jusque* s. Meyer-Lübke, REW unter *usque.*

So zerfallen die sogenannten Belege für eine Aussprache *u,* welche die Verfasserin beibringt, in drei verschiedene Gruppen. 1. Formen, welche aus der Wallonie oder aus Südostfrankreich stammen, wo die Aussprache *u* eben allgemein zum Teil heute noch besteht. 2. Belege für den Übergang von *ū* + Nasal zu *ō*. 3. Eine Reihe von Einzelproblemen der Wort- bzw. Lautgeschichte. Die Belege für 1 und 2 bringen uns kaum etwas Neues, die unter 3 sind durchweg verkannt. Damit ist die Basis, auf der die Schlußfolgerungen der Verfasserin aufgebaut sind, durchaus unhaltbar. Auf Grund der mittelalterlichen Belege wird als Ausgangspunkt des Wandels von *u* > *ü* Zentralfrankreich angenommen. Hier wäre *ü* bereits im 3. Jahrhundert gesprochen worden, die nördlichen und südlichen Mundarten hätten zum Teil erst ein Jahrtausend später den Wandel durchgeführt. Das schwebt alles in der Luft.

Als Ursache des Wandels von *u* > *ü* wird mit Morf Umlaut angenommen. *duri* > *dür,* danach *dürs* < *durus, duros, dür* < *duru.* Sobald in gewissen Wörtern *u* neben *ü* stand, wäre *ü* weitergewandert. Diese Hypothese ist unhaltbar. Wenn, wie die Verfasserin will, etwa im 3. Jahrhundert nebeneinander standen: *durs, dur, dür, durs,* so müßte man zu lat. *pīlus* entsprechend *pęls, pęl, pil, pęls* erwarten. Soll man annehmen, daß zwar bei *durus* etc. die eine Form der 1. Pl. den Sieg davontrug, daß aber bei *pīlus* nicht einmal die zu erwartende Form **pil* der 1. Pl. allein übrigblieb? Was zur Unterstützung der Umlauthypothese auf S. 59/60 beigebracht wird, ist zwar nicht neu, aber keinesfalls entsprechend. ‘*ę, ǫ* wird im Italienischen zu *ie, uo* diphthongiert; zunächst aber nur vor folgendem *i, u: vieni, buonu, buoni.*’ Trotz der apodiktischen Behauptung ist dies doch auch nur eine Hypothese. Es hätte wenigstens hinzugefügt werden müssen, daß den oben angenommenen Zustand e i n e südital. Dialektgruppe aufweist. Aber gerade hier hat die Analogie nicht einmal im Nomen weitergegriffen. Auch der

Hinweis auf den südital. Umlaut von *ę*, *ǫ* zu *i*, *u* stützt sich wieder nur auf eine Hypothese. In beiden Fällen wäre aber eine analogische Ausdehnung der Umlautsvokale eher gerechtfertigt als im Französischen, da hier nicht eine Form ihren Vokal den drei übrigen aufgedrängt hätte, sondern das Verhältnis der umgelauteten Formen zu den nicht umgelauteten doch wie 1 : 1 war. Die Annahme, daß sich der erste Wandel von *u* > *ü* schon im 3. Jahrhundert vollzogen hat, stützt sich ferner nicht auf irgendwelche Tatsachen, sondern ist ein Schluß aus erst nachzuweisender Prämisse. 'Die Anfänge des Umlauts von *u* > *ü* oder $\overset{u}{\ddot{u}}$ werden sehr früh (vielleicht im 3. Jahrhundert) anzusetzen sein, da auch der Abfall des auslautenden *i* schon früh stattgefunden zu haben scheint.' (S. 62.) Der Satz müßte streng logisch lauten: Wenn die Umlautshypothese richtig ist, müßte der Wandel *u* > *ü* sehr früh anzusetzen sein. Dagegen sprechen aber gewichtige Bedenken. Ergo ist die Hypothese fallen zu lassen. Um diesen Schwierigkeiten aber auszuweichen, läßt die Verfasserin den Wandel in Zentralfrankreich im 3. Jahrhundert vollziehen, dann ein Jahrtausend ruhen und endlich weitergehen.

Bei aller Anerkennung für den Fleiß, mit dem die Literatur über den Gegenstand zusammengetragen wurde, ist es demnach doch nicht möglich, in der Arbeit einen Fortschritt der Wissenschaft zu sehen.

Innsbruck. E. Gamillscheg.

Leonardo Olschki, Paris nach den altfranzösischen nationalen Epen. Topographie, Stadtgeschichte und lokale Sagen. Heidelberg, C. Winter, 1913. XVIII, 314 S. 8°. Mit 3 Abbildungen und 4 Plänen.

Leonardo Olschki, Der ideale Mittelpunkt Frankreichs im Mittelalter in Wirklichkeit und Dichtung. Heidelberg, C. Winter, 1913. 73 S. 8°.

Olschkis ursprüngliche, hoffentlich nicht endgültig aufgegebene Absicht war, 'eine Abhandlung über die Symptome altfranzösischen Nationalgefühls' zu schreiben, 'die sich in den mittelalterlichen Volksepen erkennen lassen'. Studien, zu diesem Behufe unternommen, haben die vorliegenden Arbeiten gezeitigt.

Besonders die zweite, zuletzt erschienene, verrät diesen ihren Ursprung.[1] Einleitend stellt sich nämlich der Verf. die Frage: Geht aus den französischen 'nationalen' Epen des 11.—14. Jahrhunderts, 'die uns oft ein getreues Bild der politischen und sozialen Zustände ihrer Entstehungszeit bieten, hervor, daß man in jenen Jahrhunderten in Frankreich in dem Bewußtsein lebte, einer geschlossenen kulturellen und politischen Gemeinschaft anzugehören?' (S. 3). Die Frage wird verneint; denn die französische Heldendichtung spiegelt in ihren verschiedenen Typen nur das beständige Hinundherfluten der beiden Strömungen in der mittelalterlichen Welt wider: der christlich-universalistischen, die in Karl d. Gr. ihr Symbol und Ideal empfand, und der partikularistischen, im Stammesbewußtsein der einzelnen Landschaften begründeten. — Man wird Olschkis eingangs erwähnte aus-

[1] Sie ist Karl Vossler zugeeignet, dessen Einfluß mehrfach sichtbar wird. So hat Vossler zuerst die Forderung nach einer Geschichte des französischen Nationalgedankens und Nationalgefühls sowie nach einer Untersuchung darüber aufgestellt, wieso Paris das phantastische 'Zentrum der Nation' geworden ist ('Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung' S. 30, 46).

führlichere Untersuchung über das altfranzösische Nationalgefühl abwarten müssen, um sich mit diesem Gedanken auseinanderzusetzen oder — sich überzeugen zu lassen. Zu tief wurzeln in unserer Vorstellung Anschauungen wie die in G. Paris' berühmter Eröffnungsvorlesung vom Jahre 1870: 'La chanson de Roland et la nationalité française' ('La poésie française du moyen-âge, 1. série) vorgetragene. (Eine kurze Behandlung des Rolandsliedes s. bei Olschki, S. 16 ff.)

Entdeckt also der Verfasser in den französischen 'nationalen' Epen keinerlei Symptome eines 'Nationalgefühls', so vermag er doch einleuchtend zu zeigen, daß sich in Frankreich 'seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts ein beständiges Streben nach einem Mittelpunkt offenbart, der von den meisten aus voller Überzeugung als solcher anerkannt wird und zu dem auch die Widerspenstigen, wie einer unwiderstehlichen Macht gehorchend, hingezogen werden. Die epischen Gedichte, die aus dem Geiste jener Zeit entsprossen und mit ihrer Redseligkeit uns heute ebenso belehren, wie sie die mittelalterlichen Menschen unterhielten, deuten fast ausnahmslos dahin' (S. 68). Dieser Mittelpunkt, nach dem die Epen gravitieren und der ihre Bezeichnung als 'nationale' Epen (wenn auch in etwas anderem als dem üblichen Sinne) rechtfertigt, ist P a r i s : nicht das Paris, das auf die Dichter etwa aus persönlichen Gründen eine besondere Anziehungskraft ausgeübt hätte oder in wirtschaftlicher und sonstiger Hinsicht die Aufmerksamkeit auf sich zog, sondern das Paris, das durch untrennbare Bande mit ihm verbunden und derart an seiner überragenden Bedeutung teilnehmend, nur eine Wegstunde von S a i n t - D e n i s entfernt liegt, 'wo sämtliche das Land durchziehende Strömungen zusammentrafen, wo die Tradition ihren Kult hatte, von wo aus die Gegenwart sich ihren Weg in die Zukunft bahnte, während Kirche und Königtum in einem durch Jahrhunderte gefestigten Bündnis ihre Siegeszüge durch Frankreich, Europa und den Orient antraten' (S. 51). In der Abtei von Saint-Denis mündeten 'die politischen und religiösen Strömungen an der gleichen Stelle und gingen von dort aus mit einem eigentümlichen Rhythmus, der sich später als derjenige eines nationalen Lebens zeigen wird, gestärkt in die Provinzen und in die Welt. Paris war nicht nur das erste von ihnen berührte Zentrum, sondern hauptsächlich die Quelle aller Zukunftsmöglichkeiten, durch welche die von der Abtei vertretene Idee erst lebens- und wirkungsfähig werden konnte. So wurde Paris für die mittelalterliche Welt der phantastische Mittelpunkt Frankreichs in der Vergangenheit und der vorbestimmte ideale Mittelpunkt für Gegenwart und Zukunft. Die Ependichter haben mit dem ganzen französischen Volke die Idee geschaffen und geglaubt und die Tatsache vorausgespürt und verkündet' (S. 68 f.).

Mit den 'Realien' dieses mittelalterlichen Paris, seiner Topographie, seiner Geschichte und seinen lokalen Sagen, soweit sie in den Epen eine Rolle spielen, beschäftigt sich die andere, weitaus umfangreichere Arbeit Olschkis.[1] Da der Verfasser sich nicht auf die Angaben der Epen beschränkt, sondern sie an der Hand der übrigen, bald spärlicher, bald reicher vorhandenen Zeugnisse kontrolliert und einer gründlichen Kritik unterzieht, erhalten wir eine eingehende und auch für die weitere Epenforschung nützliche Darstellung des Pariser Stadtbildes im Mittelalter. Raummangel verbietet mir, auf Einzelheiten einzugehen. Dafür möchte ich kurz eine Tatsache hervorheben, die sich aus Olschkis Untersuchung ergibt, daß nämlich die Epen zuverlässigere Quellen für die Pariser Topographie und Archäologie sind, als man auf den ersten Blick anzunehmen geneigt wäre. Und dies begreift sich. Denn keiner der Dichter, deren Bildungslosigkeit man früher so eifrig verschrien hat, wollte Gefahr laufen, sich vom erstbesten

[1] Sie ist Fritz Neumann gewidmet.

Zuhörer Lügen strafen zu lassen. Dabei gewinnen wir einen hübschen Einblick in die Werkstätte dieser Poeten: wo ihnen historische oder sonst verläßliche Angaben fehlen, projizieren sie einfach (doch nicht blindlings, sondern mit wohlbedachter Methode) die lokalen Verhältnisse ihrer Zeit in die Vergangenheit. Und so kommt es, daß Olschki im Laufe seiner Darlegungen Heimat und Abfassungszeit mehrerer Epen feststellen kann (s. hauptsächlich S. 166, 169, 176), was den Wert des Buches noch erhöht.

Wer die Mühe nicht scheut, den (häufig etwas umständlichen) Auseinandersetzungen des Verfassers zu folgen, wird die beiden Schriften belehrt und gefördert aus der Hand legen.

Wien. Emil Winkler.

Kurt Glaser, Rodenbach, der Dichter des toten Brügge. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1917.

Stehen die belgischen Dichter, die sich um Verhaeren als den geistig bedeutendsten Vertreter ihrer Wesensart scharten, unter dem tiefwirkenden Einfluß der französischen Poesie von den Romantikern bis zu Verlaine, so sind sie doch nicht nur die Empfangenden, sie sind auch Gebende gewesen. Ihre ausgeprägte Eigenart, die Verschmelzung französischen Formensinns mit deutscher Innerlichkeit, bringt so viel Neues und Ursprüngliches in eine alt gewordene Kunst, daß Verf. nicht mit Unrecht behauptet, diese sei durch sie einem neuen Leben entgegengeführt worden.

Wie die meisten dieser flandrischen Dichter, die Elskamp, Maeterlinck, Verhaeren, Jammes, ist Georges Rodenbach deutscher Abkunft; er entstammt einer Familie, die erst im 18. Jahrhundert die neue Heimat gefunden hatte. Glaser geht im Verlauf seiner Studie sorgfältig allen Einflüssen nach, die Wesensart, Neigungen und Abneigungen, das Wirken des Dichters zu erklären geeignet sind: die Umgebung des Kindes, Schule, erste Lektüre, religiöse Erziehung, Beschäftigung mit mittelalterlicher Mystik, französische Dichter und Denker, von Deutschen vor allem Hartmann, der Philosoph des Unbewußten. Wer aber glaubte restlos erklären zu können, wie ein Sprößling des deutschen Stammes, unser Dichter, sich der französischen, ein anderer, sein Vetter Albert, ganz der flämischen Literatur zuwendet! Ist es ganz darauf zurückzuführen, daß Georges in der eindruckfähigsten Zeit, auf dem Gymnasium in Gent, zuerst und wohl ausschließlich französische Dichter in die Hände fallen, und daß ein Lamartine — 'quel coup d'archet sur nos souvenirs!' — dem Jüngling die Welt des Schönen erschließt?

In seinen ersten Gedichtbüchern finden wir Rodenbach, wie Verhaeren und andere Vertreter der 'Jeune Belgique', unter dem Einfluß der Parnassiens, besonders Leconte de Lisles. Erst in der 'Jeunesse Blanche' (1886) wagt er es, eigener Empfindung einen eigenen Ausdruck zu geben; die Sammlung 'Du Silence' (1888) zeigt uns den Dichter, der inzwischen auch in Paris mit Gleichgesinnten und Gleichstrebenden verkehrt hat, ganz in den Bahnen der symbolistischen Kunst, deren Ursprung Glaser mit Recht in der Auflehnung gegen die Nüchternheit des Naturalismus und den kalten Formenkult der parnassischen Poesie und deren Wesen er in der Verinnerlichung und der intuitiven Erfassung seelischer Vorgänge sieht. In der Entwicklung des Lyrikers, die, von fein gewählten Proben erläutert, Teil IV der Studie nachzeichnet, spiegelt sich somit 'ein Stück modern-französischer Literaturwandlung: aus der Nüchternheit parnassischer Dichtung heraustretend, wendet R. sich einer stark gefühlsmäßig gehaltenen Lyrik zu, deren Vorbilder die Romantiker waren, um von hier aus in die sich neu erschließenden Bahnen symbolistischer Kunst einzulenken'.

Bei aller Liebe für die von ihm behandelte Persönlichkeit hält Glaser sich von jedem Übermaß in der Abschätzung fern. Eine führende oder auch nur starken Einfluß ausübende Stellung ist Rodenbach in der Bewegung weder unter den französisch schreibenden Flamen noch unter den Symbolisten Frankreichs zuzuweisen. Lob genug aber ist die Feststellung, daß Rodenbach den neuen Ton nur anschlägt, weil dieser seiner ganzen seelischen Veranlagung entspricht; daß er sich von ungesunder Überspannung und von jeder Künstelei fernhält; daß er seinem Gefühl lebt und seiner Empfindung den treffendsten Ausdruck zu finden sich bemüht.

Eine ausgesprochene Eigenart gibt ihm aber die Persönlichkeit, die früh in den Mittelpunkt seines Fühlens und Schaffens tritt, eine 'Persönlichkeit', wenn es sich auch nur um einen Ort handelt: Rodenbach zeigt sich seit seinem Roman 'L'Art en Exil' (1889) als ganz im Banne der Stadt Brügge stehend. Die Hinneigung beginnt mit dem ersten Besuche des Gymnasiasten, der Verwandte in einer der stillen Straßen besucht; der ersten Liebe ist R. bis zu seinem Ende treu geblieben. Das Gefühl ist deswegen ein so tiefes, weil die innerste Wesensart der beiden zusammenstimmt: die in verträumter Ruhe dahinlebende Stadt hat es dem zur Melancholie neigenden, von früh auf kränklichen, versonnenen Dichter angetan. Sein Seelenleben spiegelt sich hier in seinen feinsten Regungen; der Symbolist hat die ihm zusagende Welt gefunden.

Für die Rodenbachschen Romane, die ausführlich und gut im II. Teil der Studie zergliedert werden, ist das Milieu genau so wichtig wie für die Schöpfungen der Naturalisten. Aber verstanden diese oft Handlung und Umgebung nur in recht äußerlicher Weise zu verknüpfen, so weiß der Dichter des 'Toten Brügge', der vielen von ihnen an Wucht sicher nicht gleichkommt, dafür Menschen und Dinge in eine so innige Berührung miteinander zu setzen, daß wir Vorgänge, Empfindungen, Kampf und Ausgang uns nur an solchem, nur an diesem Orte möglich denken können.

Wie es die Goncourts liebten, deren Kunst nicht ohne Einwirkung auf seine Entwicklung geblieben ist, hat R. in der Vorrede zu seinem bekanntesten Roman 'Bruges-la-Morte' (1892) die Auffassung von dem Verhältnis zwischen Mensch und Umwelt dargelegt, die für sein Schaffen maßgebend geworden ist: 'Nous avons voulu ... évoquer une Ville, la Ville comme un personnage essentiel, associé aux états d'âme, qui conseille, dissuade, détermine à agir.' Wie die Straßen, Kanäle, Kirchen und Türme der Stadt Brügge an dem äußeren Erleben der Personen teilhaben, das erzählen uns die handlungsreichen Romane bis zum 'Carillonneur' (1897); die Skizzen aus dem Leben der stillsten ihrer Bewohner, der Beguinen, zeigen uns, wie die Stimmung, die ruhige Beschaulichkeit oder die Resignation bis ins Innere der verträumten Häuser sich erstreckt ('Musée de Béguines').

Auch in den wenigen Erzählungen, die aus Brügge herausführen, treffen wir dieselben Menschen und dieselben Neigungen wieder. Und so ist es schließlich der Dichter selbst, der sich in allen seinen Persönlichkeiten schildert, mit dem Untergrund seiner seelischen Einsamkeit und Melancholie, seiner einseitigen, aber in dieser Einseitigkeit nicht armen Gefühlswelt. Während andere seiner Landes- und Zeitgenossen in den Farben eines Rubens schwelgen, ist 'seine Darstellungskunst die der alten Meister seiner flandrischen Heimat, eines Jan van Eyck und Memling'.

Die Kunst, die im letzten Teil des 19. Jahrhunderts aus der Abkehr von dem verstandesmäßigen Schaffen der Verkünder des Positivismus erstand, fand so begeisterten Anklang, weil sie ursprünglichen Forderungen des menschlichen Herzens entsprach. Innerhalb dieser Kunst nehmen die Dichter Flanderns eine geehrte Stellung ein, weil man das Neue, Ursprüngliche, das sie beibrachten, empfand. Rodenbach hat mit diesen seine Zeit der Berühmtheit gehabt; an erster Stelle unter ihnen hat er sich nicht zu

halten vermocht. Aber vor unverdienter Vergessenheit möchte Glasers liebevolle, warmherzige, feinsinnige Studie ihn bewahren. Und daß ihr das gelinge, möchte man wünschen und kann man erwarten. Eine kleine Gemeinde gleichgestimmter Leser wird sich Rodenbach wenigstens für einen Teil seiner Werke erhalten.

Berlin-Wilmersdorf. Th. Engwer.

Strohmeyer, Französisches Unterrichtswerk. Französische Schulgrammatik von Prof. Dr. Fritz Strohmeyer. Druck und Verlag von B. G. Teubner, Leipzig u. Berlin, 1914—1916. VI, 230 S. Geb. 2,60 M. Ausgabe A: Elementarbuch 1 für die 7. Klasse der höheren Mädchenbildungsanstalten, hg. von Dr. H. Strohmeyer u. Prof. Dr. F. Strohmeyer unter Mitwirkung von René Plessis. IV, 116 S. Geb. 1,60 M. Elementarbuch 2 für die 6. und 5. Klasse der höheren Mädchenbildungsanstalten, hg. von denselben. VIII, 234 S. Geb. 2,80 M. Oberstufe. Lese- und Übungsbuch für die 4. bis 1. Klasse der höheren Mädchenbildungsanstalten, hg. von Prof. Dr. F. Strohmeyer und Dr. H. Strohmeyer. VIII, 188 S. Geb. 2,40 M.

Es ist stets ein überaus erfreulicher Anblick, wenn aus der Flut der von Jahr zu Jahr erscheinenden fremdsprachlichen Unterrichtswerke einmal eins auftaucht, das sich bedeutend über den Durchschnitt hinaushebt und auf ernsteste Beachtung Anspruch erheben kann. Ein solches ist das nunmehr vollständig vorliegende obengenannte französische Unterrichtswerk, das aus einer Schulgrammatik (für alle Schulgattungen) und einer Folge von Übungsbüchern besteht. Letztere sind in drei Ausgaben bearbeitet: A. für höhere Mädchenbildungsanstalten, B für Oberrealschulen und Realschulen sowie Gymnasien und Realgymnasien nach Frankfurter System, C für Gymnasien und Realgymnasien alten Stils. Hier sei die Grammatik sowie die Ausgabe A einer Besprechung unterzogen.

Das Ziel, das sich die Herausgeber des Unterrichtswerkes gesteckt haben, bringen sie im Vorwort des 1. Elementarbuches folgendermaßen zum Ausdruck: '(1) Es (sc. das Werk) will, soweit das im Rahmen der Schule möglich ist, die Sprache auf Grund psychologischer Vertiefung lehren. (2) Es will von vornherein nur echtes, modernes und zugleich edles Französisch bieten. (3) Es will, gleichfalls von vornherein, den freien Gebrauch der Sprache in Wort und Schrift im weitesten Sinne fördern. (4) Es will endlich ein praktisches Buch sein, mit dem auch in größeren Klassen mit Kindern verschiedener Begabung positive Wissenserfolge erreicht werden können. Jedes dieser Ziele ist an sich nichts Neues. Was das vorliegende Werk von anderen ähnlichen Werken unterscheidet und wodurch es seine Daseinsberechtigung erweisen möchte, ist die Art und Weise, wie hier versucht worden ist, die erwähnten verschiedenen Ziele im einzelnen zu erreichen und im ganzen miteinander in Einklang zu bringen.'

Was nun zunächst das erste der gesteckten Ziele betrifft, so geht das hauptsächlich die Grammatik an. Der Verfasser — Prof. Dr. F. Strohmeyer — hat sich mit Erfolg bemüht, sich von dem hergebrachten Schema zu befreien und das ganze grammatische Material in einer der Sprache selbst angemessenen Anordnung darzustellen. So zerfällt denn die Grammatik in folgende vier Hauptabschnitte: 1. Der Laut, 2. Das Wort und die Wortarten, 3. Die Verbindung der Worte zu Wortgruppen und zum Satze, 4. Das Satzgefüge. Wenn man auch bezüglich der Abgrenzung des zu 2, 3

und 4 gehörigen Stoffes in manchem Punkte anderer Ansicht sein könnte und besonders Abschnitt 3 nicht den Eindruck eines mit innerer Notwendigkeit zusammenhängenden und den in der Überschrift angedeuteten Inhalt erschöpfenden Kapitels macht, so bedeutet doch diese neue, selbständige Art der Gliederung einen freudig zu begrüßenden Anfang einer Neuorientierung im grammatischen Schema der französischen Sprache. Etwas Neues in einer 'Schul'grammatik ist auch das ständige Bestreben des Verfassers, die Spracherscheinungen, die übrigens mit einer seltenen Reichhaltigkeit und Lückenlosigkeit zur Darstellung gebracht werden, von sprachhistorischen oder psychologischen Gesichtspunkten aus zu erklären. Fast jede Seite der Grammatik bietet Belege dafür, und darum kann ich auf das Anführen einzelner Beispiele verzichten. Jedenfalls bin ich überzeugt, daß ein Unterricht auf Grund dieser Grammatik dem Schüler nicht in dogmatischer Weise starre Regeln und Ausnahmen bietet, sondern ihn wirklich einen Blick tun läßt in das Werden und in das noch beständig vor unseren Augen sich vollziehende Sich-wandeln der Sprache. Das letztere wird auch dadurch ermöglicht, daß der Verfasser, auch im Gegensatz zu den herkömmlichen Grammatiken, an den allerneuesten Spracherscheinungen nicht vorübergeht und ferner auch die für das psychologische Verständnis derselben oft so wichtigen Ausdrucksweisen der Volkssprache in gewissem Umfange aufgenommen hat, was auch wiederum einen praktischen Wert hat, da die modernste französische Literatur — und zu der wird ein junger Mensch später doch immer zuerst greifen — kaum verständlich ist ohne eine gewisse Kenntnis der Vulgärsprache.

Selbstverständlich ist letztere nicht etwa in den Lesestücken der Übungsbücher zu finden. Hier haben sich die Verfasser gemäß ihrer Zielangabe bestrebt, wohl 'modernes', aber auch 'edles' Französisch zu bringen. Und tatsächlich hält sich die Sprache der von Anfang an aus französischen Originalschriftstellern ausgewählten Lesestücke ebenso fern von Vulgarismen einerseits wie von archaischer oder auch nur unmoderner Ausdrucksweise andrerseits. Schon das ist ein Vorzug der Übungsbücher vor vielen anderen; ein weiterer besteht darin, daß neben den reichen Möglichkeiten, sich im fremdsprachlichen Ausdruck mittelst der zahlreichen Exercices de grammaire, de transformation und der Phrases à compléter sowie deutscher Übersetzungsstücke zu üben, bereits von Anfang an dem Schüler eine Anleitung zu kleinen freien Arbeiten (zunächst in Form von Fragen) gegeben wird; so sind denn die Übungsbücher zweifellos geeignet, 'von vornherein den freien Gebrauch der Sprache in Wort und Schrift im weitesten Sinne zu fördern' (3. Ziel). Und daß die gesteckten Ziele mit Durchschnittsschülern tatsächlich in erheblichem Umfange zu erreichen sind, dafür sorgt endlich auch die praktische Anlage des ganzen Werkes: bescheidene Länge der Lektionen, stufenweises Fortschreiten in lückenlosem Aufbau auf dem Vorhergehenden, Übersichtlichkeit in der Grammatik. Der Förderung des Interesses der Schüler dienen die vortrefflichen Abbildungen der Übungsbücher, Karten, Münztafel und Probe eines französischen Fahrplanes (Elementarbuch II) sowie auch die Beigaben von Gedichten und Liedern.

Die äußere Ausstattung der Bücher ist tadellos, sie sind auch so gut wie frei von Druckfehlern. (S. 46 der Grammatik hinter *je vais bien* muß das Fragezeichen fehlen; S. 142, Z. 19 v. o. muß hinter *pas* ein eingeklammertes (c) stehen.) Einige Ergänzungs- und Berichtigungsvorschläge (welch letzteren ich mich nicht überall anschließen möchte) sind für die Grammatik bereits von L. Geyer in Viëtors Zeitschrift 'Die neueren Sprachen' XXIV, 6 gemacht worden, ebenso von Humpf in der 'Monatsschrift für höh. Schulen XV, S. 298 f.; ich füge noch hinzu: § 132 mußte der Gebrauch des Condit. in Zeitungsberichten u. dgl. erwähnt werden ('sollen'); § 196 konnte die Verdeutlichung *une femme poète* 'Dichterin' genannt werden; in § 240

mußte auf § 302 (Artikel bei Bruchzahlen) mindestens verwiesen werden, ebenfalls in § 256 auf § 325 (oder umgekehrt).

Alles in allem stellt das Strohmeyersche Unterrichtswerk eine hervorragende Leistung auf seinem Gebiete dar, zeugend von überlegener Meisterschaft in der Beherrschung und Darstellung des Stoffes, ein Werk, das wissenschaftlich wie methodisch auf gleich hohem Niveau steht und, Lehrer wie Schüler in gleichem Maße anregend, die Gewähr des Erfolges sicher in sich trägt. Den Verlag Teubner aber können wir nur beglückwünschen zu so trefflichen Erwerbungen, wie es Strohmeyers Werk für das Französische und Beckers Lehrbücher für das Englische sind. — Um noch ein Wort über die Ausgaben B und C zu sagen, so stimmen A und B bis auf einige Unterschiede in der Wahl der Lesestücke im großen und ganzen überein; B 1 trägt den Titel: *Enfants français*, B 2: *A travers le France.* Das Elementarbuch der Ausgabe C ist eine Verkürzung der Ausgabe B 1, B 2; die Oberstufe C stimmt mit der entsprechenden Stufe B überein.

Kiel. Hans Jensen.

Margarete Miltschinsky (Wien), Der Ausdruck des konzessiven Gedankens in den altnorditalienischen Mundarten nebst einem Anhang das Provenzalische betreffend. Halle, Niemeyer, 1917. (Beihefte zur Zeitschrift für Romanische Philologie, Heft 62.) VIII, 188 S. Gr.-8°. 8 M.

Nach kurzen und allgemeinen einleitenden Bemerkungen über die Entwicklungsmöglichkeiten des Ausdrucks des einräumenden Verhältnisses in der Sprache, wobei man hier und da zwecks schnelleren Verständnisses gerne die Worte erläuternde Beispiele gefunden hätte, und nach einer vorläufigen Hindeutung auf das Verhalten der oberitalienischen Mundarten dazu, wird ein ansprechender Plan für die Untersuchung des bestimmt umgrenzten Themas aufgestellt. Freilich beschränkt sich Verf. nicht auf dieses, sondern sie ergänzt ihre Darstellung einerseits durch Herbeiziehung auch jüngerer oberitalienischer Texte und anderseits durch toskanische Beispiele alter und neuer Zeit. Mit der Auswahl der altoberitalienischen Texte kann man sich einverstanden erklären. Vielleicht hätten die Proben aus Vivaldo Belcalzer, die Cian im fünften Ergänzungsbande des 'Giornale storico della letteratura italiana' (Turin 1902) gegeben hat, und die von Friedmann in Band 14 der Gesellschaft für romanische Literatur veröffentlichten Altitalienischen Heiligenlegenden (Dresden 1908) noch herangezogen werden können. Unter den jüngeren mundartlichen Texten vermisse ich Ruzante. Für die jetzige Literatursprache ist merkwürdigerweise kein einziger Toskaner herangezogen worden, und gerade unter den neueren Schriftstellern findet man doch genug, die hier viel wichtiger gewesen wären als etwa D'Annunzio, Farina, Fogazzaro und die Serao. Ich erinnere vor allem an Donati und Fucini, die für den Syntaktiker sehr viel bieten.

Zu den einzelnen Ausführungen möchte ich noch folgendes bemerken. Bei der Ausdrucksweise in den Cento novelle antiche S. 6 *assai potè dire, che non v'entrarono* ist es mir zweifelhaft, daß *che* konsekutiv ist. Es liegt wohl nur Einleitung des Nachsatzes durch *che* vor, das gewissermaßen unser Kolon vertritt. Ziemlich häufig ist dies bekanntlich der Fall als Einleitung der direkten Rede, worüber ich im Altitalienischen Elementarbuch § 97, S. 184 gehandelt habe, und wovon z. B. der Tesoretto allein drei Beispiele bietet, in der Ausgabe der Bibliotheca Romanica N. 94—95 vv. 1641—5, 2007—10 und 2105—10. *non fosse che* in den neuitalienischen Beispielen S. 22 heißt *wenn auch nur.* S. 23 ist in dem Beispiele aus Fiammetta S. 57 der Konjunktiv schwerlich absichtlich vermieden. Da Boccaccio *chi* als Ob-

jekt zu der 2 ps. sg. *vuoi* konstruiert hat, ist der Indikativ viel angebrachter, der übrigens auch in zwei weiteren folgenden toskanischen Beispielen steht. S. 24 ist die Ausdrucksweise '*che* beim Adjektivum' mißverständlich. Auch hier steht *che* adjektivisch, nur ist mit dem Hauptworte, mit dem es verbunden ist, noch eine dessen Begriff einschränkende Bestimmung hinzugefügt. Die drei Beispiele aus der Navigatio Sancti Brendani mit *auegna che*, die Verf. S. 33 anführt, sind verkehrt aufgefaßt: in allen dreien bedeutet das Bindewort *obgleich*, nicht *weil*. Irregeführt ist Verf. wohl durch Novati, der S. LII in der Zusammenstellung der Konjunktionen die drei Stellen tatsächlich als Fälle '*di causa*' bezeichnet, und durch den lateinischen Text zu der ersten Stelle, der ein *quia* enthält. Novati selber behauptet aber gar nicht, daß dieser Text die Vorlage des Übersetzers gewesen sei. Eine genauere Betrachtuug der Stellen zeigt, daß eine andere als die einräumende Bedeutung unmöglich ist. Aus der Quelle sollen sie Nahrung schöpfen, *obgleich* sie sich bis dahin nur darin gewaschen haben; *obgleich* der Einsiedler sehr alt ist, ist er schon viele Jahre auf dem Steine gewesen; die Erscheinung sagt zu dem Mönch Paulus: 'Ich bin dein Abt Patritius, obgleich du mich nicht kennst.' Die beiden Stellen aus Benv. Cellini S. 34 o., deren eine Verf., wieder in Abhängigkeit von einer Erklärung, als temporal bezeichnet, sind beide gleichartig, und zwar konditional: *falls*. Danach ist die Ausführung S. 35 o. zu bessern. Beispiele mit einräumendem *avvegna che* sind altitalienisch im übrigen sehr häufig. Man vgl. z. B. nur Blanc, 'Grammatik der Italiänischen Sprache' (Halle 1844) S. 591. Warum sollen die Beispiele mit *ancora*+Konjunktiv im Toskanischen (S. 37) unter französischem Einfluß stehen? Das müßte doch begründet werden. In dem Beispiel aus Sercambi (S. 38 o.) ist sicher *altri rubasse* gleich *se altri rubasse*, und das ist durchaus keine Anakoluthie, wie Verf. meint, sondern eine im Altitalienischen und Neuitalienischen übliche Ausdrucksweise. Zwei alte Beispiele finden sich in meinem Elementarbuch S. 183, § 93, und ein weiteres steht in den angeführten Altitalienischen Heiligenlegenden XVII, 139—140, S. 65: '*tegness'eio tuti i toi libri, ch'e'gi squarçareve!*' Neuitalienisch z. B. Donati, 'Per un gomitolo!' (Florenz 1858) S. 34 u.: *Un po'più la fosse durata, ed io doventava o un eroe da romanzo ...* Cantoni, 'L'illustrissimo' (Rom 1906) S. 50: *Aveste un solo compagno e s'incantasse, bella figura che fareste in due!* Magherini-Graziani, 'In Valdarno' (Città di Castello 1910) S. 155: *E poi tutto il male fosse stato quello!* Zur Erklärung von *bene* mit dem Konjunktiv möchte Verf. annehmen, daß zwischen *bene* und dem Zeitworte ursprünglich eine kleine Pause bestanden habe. Das halte ich für ausgeschlossen. *bene* ist nähere Bestimmung zum Zeitworte in der Bedeutung *ruhig, wirklich*. Das beweisen auch manche der Beispiele von *se bene* mit getrenntem *bene* S. 83. Zur Entscheidung der Frage (S. 48), ob einräumendes *tutto* mit dem Konjunktive eine Verkürzung von *tutto che* sei, wäre es wichtig, Beispiele beizubringen, in denen *tutto* sich nach dem zum Eigenschaftsworte gehörigen Hauptworte richtet. Nur in diesem Falle könnte man der Annahme, welcher Verf. offenbar den Vorzug gibt, obgleich sie S. 49 einen Einwand dagegen bringt, zustimmen, daß nämlich zu einem Eigenschaftswort gehöriges *tutto* das Ursprüngliche und *tutto che* das Spätere sei. Ich kenne aber solche Beispiele nicht. Bei David S. 111 heißt es in dem vom Verf. angeführten Beispiel *tutto sia gravida d'infante*. In den 'Dodici conti morali' bei Ulrich, 'Italienische Bibliothek' I (Leipzig 1889) S. 35, Z. 9 heißt es *tutto fusse ella giovana molto*. Zudem kommt es auch mit Hauptwörtern allein meines Wissens nur unverändert vor. Bei David a. a. O. S. 111: *Tutto la potesse leggermente prendare*. In meinem 'Elementarbuch' S. 199 bei Guittone I, 57: *tutto ragion non sia*, das ich in § 115, S. 188 statt in § 93, S. 183 hätte erwähnen sollen. Die Literatur zu dem sich richtenden *tutto* findet sich in meiner Ausgabe des 'Ninfale Fiesolano' (Heidelberg

1913) S. 109, Anm. zu 175, 2 u. 4 zusammengestellt, wozu Vockeradt § 168, 6, S. 156 hinzuzufügen ist. Beispiele für einräumendes *come*, und zwar mit dem Indikativ und Konjunktiv, die Verf. knapp zu sein scheinen, finden sich auch noch bei Vockeradt § 449,10, S. 385. Einige Beispiele zu *che che*, die Verf. selten nennt (S. 55), stehen bei Blanc a. a. O. S. 325. Ebendort S. 593 findet sich ein einräumendes Beispiel für *quando che* (zu S. 58), und bei Vockeradt § 448, 3, S. 382 eins für *quando che* statt *quando*. Ich halte es für ganz ausgeschlossen, daß das altitalienische *come che* durch afrz. *comment que* beeinflußt wurde. Dazu ist die Erscheinung von Anfang an viel zu verbreitet. Die Konjunktion findet sich übrigens auch mit dem Konditional, z. B. im 'Paradiso degli Alberti' Bd. III (Bologna 1867) S. 76: *Io sono contento, come che a me ... più grazioso mi sarebbe a ciascheduno ubidire* und ebenda S. 231: ... *io ubiderò a' vostri comandamenti, come che volentieri n'udirei più tosto che dirne* ... Ein Beispiel mit dem Indikativ steht bei Blanc S. 592. Ob *una qualunque cosa* bei D'Annunzio (S. 62) Gallizismus ist, wäre noch näher zu untersuchen. Jedenfalls wird es häufig verwendet. Bei Vockeradt § 430, 2, S. 358 findet sich aus Alfieri *Ogni qualunque autore* neben *Una classe qualunque* aus Manzoni. S. 73 o. würde das *se* besser mit *wenn auch* übersetzt. In den Beispielen S. 88 oben aus Foscolo und D'Annunzio ist *se pure* nicht *wenn trotzdem* sondern *wenn auch wirklich*. S. 90 gehört das Beispiel Sercambi 301 hinter Z. 6 hin. Für einräumendes *quando* (S. 92) gibt es einige hübsche Beispiele im Tesoretto (Bibliotheca Romanica N. 94/95) 2574—6:

> O per ipocresia
> Mostrave di ben fare,
> Quando volei fallare,

und 2772—4:

> E molto largamente
> Promette di donare
> Quando nol crede fare.

con tutto che findet sich auch schon im 'Paradiso degli Alberti' Bd. 3, S. 184: *e con tutto che questo fosse*, also früher als Verf. S. 98 annimmt; *non ostante* (S. 104) kommt auch bei anderen neueren Schriftstellern als De Amicis vor, z. B. Pirandello, 'Il fu Mattia Pascal' (Rom 1904) S. 41: *non ostanti le mie proteste*, ein Beispiel, das zeigt, daß das Partizip sogar verändert werden kann. Ebensowenig steht De Amicis mit *non ostante che* als Konjunktion allein (S. 105), das übrigens schon von Dante viermal im Convivio verwendet wird, dreimal mit dem Konjunktiv und einmal mit dem Indikativ. Die Stellen in der 'Concordanza delle opere italiane in prosa e del canzoniere di Dante Alighieri a cura di E. S. Sheldon coll'aiuto di A. C. White' (Oxford 1905) S. 441. Es kommt sogar ohne *che* vor: Laurìa, 'Le Garibaldine' (Turin 1904) S. 120: *Allegro, poveraccio! ... nonostante la sventura lo avesse colpito l'anno seguente al suo matrimonio*, ein Beispiel, daß dem *malgrado* für *malgrado che* bei der Serao S. 109 entspricht. Die italienische Sprache hat die Neigung, die Konjunktionen zu vereinfachen. Die Verbindung *imperciò che* soll nach S. 118 in lombardischen Texten fehlen. Salvioni in seinen 'Annotazioni lombarde' im 'Archivio glottologico italiano' Bd. XIV, S. 267 verzeichnet es aber, und in Anm. 5 findet sich auch ein Beispiel. Im altvenezianischen Cato soll diese Konjunktion nach S. 119 'ungemein häufig' sein. Nach Tobler S. 31 kommt sie im ganzen dreimal vor. So ist wohl die Vermutung abzuweisen, daß in dem vierten Falle (Verf. spricht S. 119 von 'den Beispielen'), wo sich *inperço* allein findet, um einen Schreibfehler für *inperço ke* handelt. Betrachtet man die Stelle *Inperço Quele caufe ... Sol nofere*, so könnte man auf den Gedanken kommen, es sei *Inperço Que le caufe* zu schreiben. Aber das lat. *ea* wird

in dem Texte immer, z. B. S. 77 v. 14, mit *Quele caufe* gegeben. Das Weglassen des *ke* hat wahrscheinlich seinen Grund darin, daß zweimaliges *ke* vermieden werden sollte. Zu *per amor de* führt Verf. S. 120 kein toskanisches Beispiel an. Eins findet sich in den 'Sette Savi' bei Ulrich a. a. O. S. 14, Z. 1: *per amore di te campare della morte.* Bei Dante kommt *perchè* in der Bedeutung *obgleich*, wenn ich richtig gezählt habe, zehnmal vor, und darunter ist e i n Fall ohne Verneinung, Purg. VIII, 130—2:

> Uso e natura sì la privilegia;
> che, perché il capo reo lo mondo torca,
> sola va dritta e il mal cammin dispregia.

Dieser Fall leitet zu denen bei Sercambi S. 123 über. Das Beispiel S. 126 *per quanti riguardi mettessero Serafino Giunti* usw. ist gar nicht auffällig, es gehört nur nicht zu *per quanto*, sondern zu *per* allein mit Hauptwort + Eigenschaftswort: *wieviele Rücksichten auch.* S. 136 hätte darauf hingewiesen werden können, daß auch neuerdings *conciossiacchè* verwendet wird, z. B. von Donati, 'Per un gomitolo' (Florenz 1858) S. 12 ... *conciossiacchè si vedesse sempre sul davanzale della finestra un pezzo di tela bianca,* und ebenda S. 32: *conciossiacchè questi esigessero pane e circensi, mentre i Fiorentini bevon grosso sul pane purchè giuochi non manchino.* S. 144 fehlt in dem Beispiel Cr. 12, 29 *tutto*, das dort stehen sollte, und das Beispiel MAJ—G I, 345 gehört zu *ancora.* Das Beispiel Cav. LXI, 59, S. 145 muß nach unten zu *pure* gestellt werden. S. 153 *così prete* ist auch nicht besonders auffällig, da ja eine ganze Reihe Substantive im Italienischen als Adjektive gebraucht werden, z. B. *tempo ladro, carabiniere mutria, quell'asino grand'uomo, amore gigante, luce sorella, cappello lobbia, una zia maschio, mondo cane, mestiere cane* usw. Die Fundstellen führe ich der Kürze wegen nicht an. Vgl. auch mein 'Elementarbuch' § 26, S. 166. Sicher verkehrt ist die Annahme S. 162, daß *tuttavia* im Italienischen nicht häufig und ein Gallizismus sei. Der Ausdruck ist von der ältesten Zeit an sehr oft zu belegen, so daß an eine Entlehnung gar nicht zu denken ist. Daneben hat man auch *tuttafiata* und *tuttavolta*, welch letzteres Verf. überhaupt nicht und ersteres nur dialektisch belegt. Man vergleiche schon bloß Blanc a. a. O. S. 550, wo das hübsche Beispiel aus Boccaccio steht: *Il monaco pur nondimeno tuttavia sospettava* und S. 586, oder die angeführte Konkordanz von Sheldon und White S. 679.

Einiges ist nun aber an der sonst fleißigen Arbeit sehr zu tadeln. Zunächst ist das Verzeichnis der benutzten Werke recht mangelhaft. Verf. schreibt doch nicht bloß für den Fachgelehrten, der die ganze Literatur kennt, sondern auch für jemand, der sich erst in den Stoff hineinarbeiten will. Da ist es unbedingt nötig, daß die Bücher mit Ort und Erscheinungsjahr aufgeführt werden. Verf. beruft sich z. B. mehrfach auf Anmerkungen in einer Ausgabe der Lebensbeschreibung des Benvenuto Cellini, ohne anzugeben, welche sie benutzt hat. Selbst die neuesten Romane mußten genau nach der Ausgabe bezeichnet werden, um nachprüfen zu können. Foscolos Jacopo Ortis ist im Verzeichnis ganz vergessen, und ebenfalls mein Elementarbuch, das zweimal, für den Nichtkenner ganz unverständlich (S. 65 und 151), und ganz überflüssig dazu statt der Originalausgaben von Uguçon da Laodho und Girard Pateg angezogen wird. Augenscheinlich hat Verf. diese Anführungen erst später gefunden und hinzugefügt. Weiter hat sie sich nicht über die Art des Anführens ausgesprochen und führt die Stellen aus Bartolis Crestomazia z. B. bald nach Seitenzahl, bald nach Strophe und bald nach Vers an, ohne es irgend anzudeuten. Endlich enthält das Buch Hunderte und aber Hunderte von Druckfehlern, nicht nur gleichgültige und leicht zu bessernde, wie sehr viele fehlende Ipunkte, verkehrte Stellung der Apostrophe oder fehlende Akzente und dergleichen, sondern viele solche,

die das Verständnis unmöglich machen oder den dialektischen Charakter zerstören, dazu falsche Verweise. Hier hatte Verf. die Pflicht, die Druckbogen sorgfältiger zu überwachen. Ich führe nur wenig Stellen der ersten Art an, um meine Ausstellung zu belegen. S. 45 Z. 14 *agli* statt *negli*; S. 53 Z. 12 *audo e* statt *audo o*; das. Z. 25 *d'um* statt *S'um*; S. 55 Z. 11 *La donna* statt *Lo danno*; S. 62 Z. 18 *desidera* statt *deſidre*; S. 88 Z. 23 *vedes* statt *fides*; S. 89 Z. 12 u. *na* statt *ſia*, 9 u. fehlt *a* vor *tuta*, 3 u. *irredita* statt *irretito*; S. 113 Z. 20 steht in der 'Navigatio Sancti Brendani' nicht *pero e* sondern *uero e*, so daß das Beispiel an dieser Stelle zu streichen ist. S. 130 vorletzte Zeile *ele* statt *de*; S. 147 Z. 23 *ueço* statt *peca*; S. 149 Z. 10 *uederave* statt *ne deverave* und *dur* statt *dure*. Das Inhaltsverzeichnis ist nur eine Wiederholung des S. 19—28 aufgestellten Planes und berücksichtigt nicht einmal die Abweichungen davon in der Anordnung in III. Es mußte viel eingehender gehalten werden.

Halle. Berthold Wiese.

Homunculi und Androiden.

(Fortsetzung.)

II. Homunculi und Androiden in der Zeit der Romantik.

Zunächst erhob sich das poetisch empfindende Gemüt gegen die kalte materialistische Ansicht von der Weltmaschinerie. Auf die elegische Klage Schillers um die dahingeschwundene Götterherrlichkeit folgte die kraftvolle Abwehr des Mechanismus. Die Romantik zuckte die Achseln über die Philisterfreude an den Wundern der Maschine: nie und nimmer konnte irgendein Mechanismus Abbild der Natur sein, höchstens ihre Parodie: die Maschine ist tot und starr, die Natur geistbeseelt. Geist und Natur sind eins; scheinen sie in dieser Welt noch Gegensätze, so sah der Seherblick des Novalis die Zeit heraufdämmern, da dieser Gegensatz aufgehoben war, als Ende der Geschichte verkündete er das goldene Zeitalter, das Reich der Poesie. Die romantische Dichtung aber wollte schon in der prosaischen Gegenwart seine Herrlichkeit verkünden, und so ließ sie gern leblose Dinge als sprechend und empfindend auftreten. Was bei Gozzi nur auf den Erfolg bei einem schaulustigen, naiven Publikum hinzielte, war bei dem Tick, der sich selbst gefunden hatte, Lebensbekenntnis, und so reden im *Zerbino* Wald, Rosen und Bäume, das Waldhorn und das Himmelsblau, aber auch so prosaische Dinge wie Schrank, Tisch und Stuhl. Novalis wollte in der Fortsetzung seines *Heinrich von Ofterdingen* den Helden ins Reich der Poesie führen; dort sollte er alle Stufen der unorganischen und organischen Natur durchmachen, ein Stein, ein Baum, ein Widder werden, um schließlich in die höhere Menschennatur überzugehen.

Unter diesen Verhältnissen öffneten sich für die Gestaltung des künstlichen Menschen als dichterischer Figur verschiedene Wege: auf der einen Seite konnte der Dichter sich naiv der Vorstellung der allbeseelten Natur hingeben, die also auch ohne menschliche Zeugung entstandenen Wesen menschliches Leben oder etwas dem Ähnliches geben konnte; auf der andern Seite konnte er sich zornig auflehnen gegen den Gedanken der Naturmaschinerie, er konnte mechanische Figuren als den Gegensatz des organischen Lebens hinstellen; daneben blieb für die Zeit, die den Wunderglauben des Mittelalters poetisch wieder verstehen wollte, noch die Möglichkeit, alte Zauberfabeleien wieder zu erneuern.

Das berühmteste aller künstlichen Männlein ist nun natürlich Goethes Homunculus, aber seinem Schöpfer gebührt weder der Veröffentlichung noch der Konzeption nach der Ruhm der Priori-

tät. In dem Überblick über den zweiten Teil des *Faust,* den Goethe im Dezember 1816 für *Dichtung und Wahrheit* diktierte, wird der Homunculus nicht erwähnt; erst zehn Jahre später sollte ein Entwurf zur Ankündigung der *Helena* erzählen, wie Faust und Mephisto Wagner in seinem Laboratorium 'hoch gloriierend finden, daß eben ein chemisch Menschlein zu stande gekommen sei'; aber von dem Entwurf wurde nur die Einleitung in *Kunst und Altertum* gedruckt, die betreffenden Szenen wurden erst in den letzten Jahren des dritten Jahrzehnts gedichtet, veröffentlicht erst 1832, als der Tragödie zweiter Teil erschien. Inzwischen hatten aber schon eine ganze Reihe künstlicher Menschen das Licht der erstaunten Welt erblickt.

Der erste, soweit ich sehe, der in der deutschen Literatur selbständig handelnde künstliche Menschen schuf, war Achim von Arnim, und er hat es gleich gründlich getan, er hat schier sämtliche Typen gestaltet, eine förmliche Galerie von 'Homunculi und Androiden' zusammengebracht — merkwürdig ist dabei, daß unter Arnims Anregern eine besondere Rolle Jakob Grimm zufällt. Eine kurze Notiz, die er seinem Freunde Arnim für die *Zeitung für Einsiedler* zusandte, ist die Keimzelle einer wichtigen Novellenepisode: als 'mitgeteilt von Jakob Grimm in Cassel' taucht in Arnims Zeitschrift im April 1808 der erste deutsche Golem auf und ging von hier aus unmittelbar in die 1812 veröffentlichte Meisternovelle *Isabella von Ägypten* über. Ist die Pforte des Wunderbaren aber einmal eröffnet, so kommen die Gäste zahlreich. In der berühmten Kutsche, die von Buik nach Gent fährt, sitzt der Golem einträchtiglich zusammen mit einer Zigeunerhexe, einem lebendigen Toten und einem Alraunmännchen. Doch damit nicht genug: gleichzeitig mit der *Isabella von Ägypten* erschien *Melück Maria Blainville, die Hausprophetin aus Arabien,* in der eine unheimliche Gliederpuppe eine Rolle spielt. Der Held hat ihr scherzend seinen Rock angezogen, um besser eine tragische Stelle aus der *Phädra* deklamieren zu können; als er fertig ist, klatscht die Puppe Beifall, wirft dem Helden einen Lorbeerkranz, den sie hält, aufs Haupt und verschränkt die Arme, so daß der Rock ihr nicht mehr ausgezogen werden kann. Die Beziehung zum weitverbreiteten Motiv von Eichendorffs *Marmorbild* oder Mérimées *Venus von Ille* liegt nahe, doch ist die Puppe nur Maschine; sie dient ihrer Besitzerin zum Liebeszauber: eine geheimnisvolle Verbindung stellt sich zwischen ihr und dem Grafen her, sein Herz schlägt in der Brust der Puppe.

Zu derselben Zeit, im Winter 1812/13, entstand endlich die *Päpstin Johanna,* die freilich erst nach Arnims Tode in der Gesamtausgabe seiner Werke veröffentlicht wurde. Hier findet sich das Homunculusmotiv: der Gottseibeiuns selbst will dem

Schöpfer ins Handwerk pfuschen und sein Werk, den Menschen, nachmachen. Scheinbar gelingt es, ein neugeborenes Mägdlein, die künftige Päpstin Johanna, findet er unter seiner Glocke, er triumphiert im stolzen Gefühl der Gottesnebenbuhlerschaft. Doch er irrt sich gewaltig: die Homuncula ist in Wirklichkeit von seinem Diener auf die allgemein übliche Weise erzeugt und ihm nur untergeschoben.

Wie man sieht, sind Homunculus und Automat nur angedeutet; volles dichterisches Leben haben aber Golem und Alraun gewonnen. Woher Jakob Grimm seine erwähnte Notiz hat, steht nicht fest; da er aber berichtet, daß die polnischen Juden ein menschenähnliches Gebilde aus Ton oder Leimen durch ein mystisches darüber gesprochenes Wort lebendig zu machen wissen, da ferner dieser Golem seinem Erzeuger über den Kopf wächst wie der des Rabbi Elijah von Chelm, so scheint die Erzählung, die zu Grimm gedrungen ist, zum Sagenkreise dieses Rabbis zu gehören. Eigentümlich ist Grimm und nach ihm Arnim, daß auf der Stirne ihrer Golems das Wort *aemaeth* (Wahrheit, Gott) steht; löscht man das *ae* aus, so bleibt nur *maeth* (er ist tot) stehen, und dann fällt der Golem wieder zusammen. Für die Alraunsage liegt es nahe, auf Grimmelshausens *Simplicissimi Galgen-Mannlin* zu verweisen, indessen kennt Arnim mancherlei Züge der Sage, die sich dort nicht finden, und hat auf jeden Fall bei der Ausgestaltung seiner Figur seine humoristisch-barocke Phantasie noch mehr als beim Golem spielen lassen.

Die beiden künstlichen Geschöpfe sind Gegenfiguren zu seiner Heldin, der schönen, unschuldigen Zigeunerprinzessin Isabella, kurz Bella genannt. Sie hat den jungen Habsburger, den späteren Herrn beider Welten, Karl V., gesehen, und in aller schlichten Natürlichkeit sehnt sie sich nach ihm. Aber wie soll das verlassene Wesen zu ihrem geliebten Erzherzog gelangen? Ihr Vater — sie haben ihn unschuldig gehenkt — hat ihr Zauberbücher hinterlassen; drin findet sie beschrieben, wie man zur Alraunwurzel gelange, und wie diese ihrem Besitzer Geld und was sein Herz sonst begehrt, verschafft: unterm Galgen, an dem ein Unschuldiger gestorben, entsprießt sie aus den Tränen des Unglücklichen (man sieht, wie Arnim die derbe Volksvorstellung ins Ideale erhebt). So sucht und findet denn Bella unter allerhand Fährlichkeiten unter dem Galgen, an dem ihr Vater starb, das Wurzelmännlein. Das ist nun in der Sage schließlich doch nur ein halblebendiges Wesen, das freilich sorgfältige Wartung und Pflege verlangt: ‘alsdann werd es in rohtem Wein gewaschen, in zart lein- und seidn Tuchl gewickelt, solch Bad all Freytag mit ihm widerholt’, heißt es bei Grimmelshausen. Arnims Wurzelmann gibt jedoch von vornherein recht deutlich zu er-

kennen, daß er kein bloßes Pflanzenwesen ist. Freilich muß er wie in der Sage erst menschlich hergerichtet werden: hier wie dort wird sein Haarwuchs durch Hirsekörner angesät; den Mund bildet eine Hagebutte, die Bella vor Liebe gleich schiefküßt, Wacholderbeeren sind die Augen, und die närrische Mutter setzt dem kleinen Kerl gleich noch zwei in den Nacken, mit denen er nachher Gedanken lesen kann.

Die Alraunen der Sage sind Talismane, allenfalls Spiritus familiares; Arnims Alraun wächst sich aus zum kleinen Kerl von viertehalb Fuß Höhe; er findet die Spring- und Sprechwurzel, deren Genuß ihn die betreffenden Künste lehrt, und so fühlt er sich denn bald als ein richtiger oder vielmehr als ein ganz besonderer Mensch, denn seine Gabe, Schätze zu spüren und zu finden, macht ihn so reich, wie er will. Da bekommt er es denn mit dem Übermut: er nennt sich Cornelius Nepos, will Feldmarschall werden, und Bella soll ihm als Braut gerade recht sein. Die ist denn freilich viel zu gut für ihn: er wird abgespeist mit dem Golem. Das ist bei Arnim ein auf dem Jahrmarkte von Buik von einem mit einer Schaubude umherziehenden Juden verfertigtes Tonbild Bellas: der Jude besitzt einen Wunderspiegel, der nicht nur Bellas äußeres Bild, sondern auch ihren geistigen Zustand, soweit er auf Erfahrungen beruht, festhält, aber über ihren Willen und ihr Gefühl nichts vermag. Damit gelingt es, einen Golem Bella zu schaffen, der körperlich von seinem Urbild nicht zu unterscheiden ist, der auch Bellas Wissen bis zum Augenblick seiner Erschaffung besitzt — der aber im übrigen geist- und seelenlos ist: er wird getrieben von dem, was in seines Schöpfers Gemüt lag, nämlich von Hochmut, Wollust und Geiz: selbst diese Laster aber walten in dem Gebilde 'ohne geistige Richtung', was doch wohl heißt, daß Golem Bella ein menschlicher Automat ist.

Es ist ein besonderer Reiz von Arnims Novelle, wie er die beiden künstlichen Geschöpfe gegeneinanderstellt. Beide kennen nur sich und ihre Wünsche, aber in dem Alraun steckt doch etwas natürliches Leben: seine Wurzelempfindungen kommen manchmal ganz possierlich zum Vorschein. Wenn er seine wirkliche Natur ängstlich vor jedermann zu verbergen sucht, wenn er öffentlich auftrumpft und von alter, edler Herkunft und ruhmreichen Taten faselt, so will er damit vor allem das eigene Gefühl des Unwertes übertäuben, will sich zur menschlichen Persönlichkeit emporschwindeln, und da ihm dabei übel genug mitgespielt wird, sieht man seinem Treiben ganz behaglich zu. Schließlich tut er einem sogar leid: das mütterliche Zärtlichkeitsgefühl der Heldin für ihn ist lange erloschen, er hat sie um des Golems willen, den er mit ihr verwechselt, von sich gestoßen; als der Golem zerstört ist, hat er gar keinen Halt mehr in dieser fremden

Welt; sein einziger Trost ist, aus dem Lehm des Golems ein neues Bild Bellas zu schaffen, das er freilich nicht beleben kann; als es ihm geraubt wird, stirbt sein irdisches Wesen in heftiger Wut. Dagegen behält Golem Bella bei aller Schönheit etwas Starres und Träges, sie ist Lehm und bleibt es selbst in den Armen der Liebe: Erzherzog Karl bekommt es zu spüren, als ihn das Verhängnis zur falschen Bella führt. Sie reagiert maschinenmäßig auf die Reize, auf die sie eingestellt ist; darüber hinaus hat sie keinen Willen und ist gleichgültig, soweit nicht ihre Selbsterhaltung in Frage kommt. Drum haßt sie ihr Urbild, denn an dieser 'Vorgeschaffenen Gottes' kommt ihr eben zum Bewußtsein, daß sie selbst gar nicht eigentlich lebt: dieser Grimm der toten Masse, der brutale Vernichtungswille des Stoffes, gibt dem Golem den dämonischen Zug.

'Eine Übersetzung der ... *Isabella von Ägypten* würde den Franzosen ... zeigen, daß all die furchtbaren, unheimlichen, grausigen und gespenstigen Geschichten, die sie sich in der letzten Zeit gar mühsam abgequält, in Vergleichung mit Arnimschen Dichtungen nur rosige Morgenträume einer Operettentänzerin zu sein scheinen.' so schrieb einst Heine in der *Romantischen Schule*[1] und gibt damit einen ganz falschen Begriff. Gewiß sind Arnims Gestalten phantastisch genug, aber den Schauer vor unheimlichen Mächten, von dem Heine spricht, erweckt er nicht und will er nicht erwecken. Er erzählt diese Dinge ganz selbstverständlich, so wie Isabella sie sieht, die unter Zauberwerk und nächtlichem Spuk groß geworden ist, und die gar nicht das Gefühl hat, als ob sie etwa verbotene Dinge unterm Galgen treibe; ebenso wird der Golem, das Wunderwerk der Kabbala, gewissermaßen im Vorbeigehen geschaffen, als sei das gar nichts Besonderes und jedem jüdischen Jahrmarktsgaukler zuzutrauen. Als Page verkleidet muß Bella ihrem geliebten Erzherzog auf dem Weg zum Golem die Fackel tragen: das ist das bitterste Leid, das ihr widerfahren kann, und so empfindet sie es; das Grauenhafte aber, das in diesem Verkehr Karls mit dem Golem liegt, bleibt unberührt. Auf der Selbstverständlichkeit, mit der Isabella das Wunder hinnimmt, beruht mit der Reiz der Novelle; es ist köstlich zu sehen, wie das schöne, so tief reine Menschenbild mit den Fratzen verkehrt, als müsse es so sein, und wie sie dann doch, als ihre Würde berührt wird, sich loslöst aus der verzerrten Umgebung: die Zumutung, sich den Wurzelmann zur linken Hand antrauen zu lassen, beantwortet sie damit, daß sie still von dannen geht. Nach alledem scheint das Wunderbare, Übernatürliche seiner Gestalten Arnim nicht deshalb gereizt zu

[1] Ausgabe Elster V, 322.

haben, weil es an die Nachtseiten des Lebens rührte, sondern weil es ihm alt und poetisch erschien: wie die Sammlung des Wunderhorns den Deutschen 'verlorene Töne der Poesie' zuführen sollte, so sind hier Motive gestaltet, die von der romantischen Vergangenheit vorbereitet, aber ungenutzt vergessen worden waren.

Damit ist denn der tiefgehende Unterschied angedeutet, der Achim von Arnim von dem deutschen Dichter trennt, der wenige Jahre später dem verwandten Androidenmotiv die unvergleichliche dichterische Form fand, von E. T. A. Hoffmann. Bei Hoffmann ist nichts zu spüren von der gelassenen Haltung des Novellenerzählers; seine Helden werden geschüttelt vom Grauen vor einer fremden, unheimlichen Macht, die sie bedroht, und er selbst fühlte mit ihnen. Sein dichterisches Gemüt wehrte sich heftig gegen die mechanische Auffassung der Welt als eines gewaltigen Maschinengetriebes: die wahre, die eigentliche Welt war ihm jenes poetische Wunderland seines Märchens, des *Goldenen Topfes*, jene Atlantis, zu der nur Auserwählte den Zugang finden; dort offenbarte sich ihm 'der heilige Einklang aller Wesen als tiefstes Geheimnis der Natur', dort gibt es keine kartesianischen Automaten: da reden die Düfte der Hyazinthen, Tulpen und Rosen in menschlichen Lauten, da brennen die Sonnenstrahlen in Liebesverlangen, da verstehen Quellen und Bäche mitfühlend menschliche Leiden und Freuden. Es ist das Reich der blauen Blume, das wir aus den Träumen des Novalis, den Phantasien Tiecks kennen; die Dichter, die mystischen Naturphilosophen, sind daher die wahren Künder der Naturgeheimnisse, die Forscher, die mit Hebeln und Schrauben, mit Kolben und Retorte ins Innere der Welt zu dringen hoffen, waren für Hoffmann bestenfalls lächerliche Philister, die er unbarmherzig karikierte wie Mosch Terpin in *Klein Zaches*, oder aber sie waren ihm unheimliche Vertreter eines das Leben zerstörenden Prinzips.

Denn Hoffmann wußte ja schließlich, daß seine wahre Natur ihm höchstens subjektiv gewiß war, sie war ein Geschenk des Traumes; die alltägliche Wirklichkeit schien doch regiert zu werden von den mechanischen Naturgesetzen der Mosch Terpin. und ihre symbolische Veranschaulichung war der Automat. Die Kunst des Technikers hatte an die Stelle des freien Spiels der Kräfte die durch Räderwerk getriebenen Bewegungen einer Puppe gesetzt; aber die materialistischen Naturforscher behaupteten ja, daß nicht anders das ganze Weltgeschehen sich regele. So war auf jeden Fall der Automat die Verkörperung einer gehaßten und verachteten Weltanschauung; wenn aber gar jene Allebendigkeit und Allbeseelung nichts weiter war als ein Traum, wenn also der Automat das treue Abbild im kleinen des Lebens im großen war. dann verkörperte er geradezu jene feindliche Macht, die Feindin

des höheren romantischen Lebens, dann war er die greifbar gewordene graue Alltäglichkeit, ein verkörperter Alpdruck.

Eben darum zog wiederum alles Automatische die Aufmerksamkeit der reizbaren Künstlerseele mit magischer Gewalt auf sich. Oehlenschläger erzählt von einem Besuch bei Hoffmann, man ist in lebhaftester Stimmung, erzählt sich allerlei Phantasien, da: 'während wir bei solch gräßlichen Geschichten dasitzen und die Phantasie durch Kardinal erhitzen, wende ich den Kopf zur Seite und sehe — einen kleinen schwarzen Teufel mit einem Horn auf der Stirn und einer roten Zunge aus dem Munde hängend sich über meine Schulter beugen. Es war dies eine Marionettenpuppe, die Hoffmann gekauft hatte (er hat den ganzen Schrank voll), mit der er manövrierte, um mich in einem grausigen Märchen zu erschrecken'.[1] Wie der Mensch Hoffmann so unheimliche Puppen bei sich aufhäufte, wie er Wieglebs *Natürliche Magie* mit ihren mannigfachen Rezepten für die Konstruktion von Automaten durchstudierte, wie er in Dresden die Musikautomaten der beiden Kaufmann mit großem Anteil besichtigte,[2] so kehrte der Künstler mehrmals zum Automatenmotiv zurück, sei es, daß er mit Grauen etwas Automatisches im Menschen hervortreten sieht, sei es, daß er Automaten in geheimnisvolle Beziehungen zu Menschen treten läßt. Dorthin gehört, wie die Baronesse im *Elementargeist* schläft und dabei 'mit fest geschlossenen Augen nur wie ein aufgezogenes Uhrwerk mechanisch fortstrickt';[3] hierher gehört die Novelle *Die Automate*, die Chiaraepisode im *Kater Murr*, vor allem aber die eigentliche Androidennovelle *Der Sandmann*.

Das Fragment *Die Automate* führt einen Zwillingsbruder zu Kempelens 'weisem Türken' ein, einen sprechenden Automaten, dessen Antworten durch Geist, Treffsicherheit, manchmal geradezu durch geheimnisvolles Eindringen in die Seele des Fragenden auffallen; natürlich nimmt der Erzähler an, daß ein Mensch irgendwie mit im Spiele ist: im *Kater Murr* wird ja die schöne Chiara für das verwandte Orakel des 'unsichtbaren Mädchens' gebraucht. Das heißt also, daß Hoffmann von den technischen Pfiffen und Kniffen sich weiter nicht imponieren ließ: das Geheimnis des Automaten war für ihn nicht, daß und wie er sprach, es lag für ihn in der psychischen Verfassung jenes versteckten Menschen, der für ihn ein Hellseher ist; das Grauen aber ruht in der Vorspiegelung des Lebens, wo doch kein Leben ist. 'Mir sind alle solche Figuren, die dem Menschen nicht sowohl nachgebildet sind als das Menschliche nachäffen, diese wahren Standbilder eines

[1] Abgedruckt in der Ausgabe Grisebachs (Hesse) I, LXXII.
[2] *Werke* (Ellinger) XV, 219. [3] Ellingers Ausgabe XI, 163.

lebendigen Todes oder eines toten Lebens, im höchsten Grade zuwider,' sagt der Freund des Helden der *Automate*,[1] und als die beiden weiterhin Musikautomaten besichtigen, ihr Besitzer auf dem Flügel ein Stück spielt und die Maschinen dann einfallen, da heißt es:[2] 'Schon die Verbindung des Menschen mit toten, das Menschliche in Bildung und Bewegung nachäffenden Figuren zu gleichem Tun und Treiben hat für mich etwas Drückendes, Unheimliches, ja Entsetzliches. Ich kann mir es denken, daß es möglich sein müßte, Figuren vermöge eines im Inneren verborgenen Getriebes gar künstlich und behende tanzen zu lassen, auch müßten diese mit Menschen gemeinschaftlich einen Tanz aufführen und sich in allerlei Touren wenden und drehen, so daß der lebendige Tänzer die tote hölzerne Tänzerin faßte und sich mit ihr schwenkte, würdest du den Anblick ohne inneres Grauen eine Minute lang ertragen?' Was hier schauernd angedeutet ist, bildet das Motiv des *Sandmanns* (1817 erschienen).

Der Held steht von Jugend auf unter dem Druck einer furchtbaren Erinnerung: er hat den bösen Geist seines Vaters, den Advokaten Coppelius, den 'Sandmann', belauscht, und der hat ihn mißhandelt. In seinen Fieberträumen hat er dann phantasiert, daß der Dämon ihm Hände und Füße abgeschraubt, sie hier und dort wieder eingesetzt und ärgerlich gemurmelt hat: ''s steht doch überall nicht recht! 's ist gut so, wie es war! Der Alte hat's verstanden!' — das Motiv des göttlichen Mechanikers! Davon ist ihm im Unterbewußtsein die Vorstellung vom Menschen als einer Maschine geblieben, er haßt sie bitter, diese Vorstellung, wie bitter, ahnen wir, als er seine Braut, die seinen mystisch düsteren Vorstellungen nicht folgen kann noch mag, von sich stößt als 'lebloses, verdammtes Automat'.[3] Dabei ist aber sein tragisches Verhängnis, daß er selbst sich schon an eine mechanische Puppe verloren hat, die angebliche Tochter des Physikers Spallanzani, die schöne Olympia, die er sich in heilloser Verblendung zum Ideal hinaufphantasiert. Es erfolgt ein furchtbares Erwachen; er fällt in Wahnsinn, wird scheinbar geheilt, geht aber zugrunde, als er in einem neuen Anfall seine Braut, das frische Mädchen von Fleisch und Blut, für eine seelenlose Puppe hält.

Hier haben wir die tragische Wendung, an die Goethe im *Triumph der Empfindsamkeit* und Jean Paul in der *Auswahl aus des Teufels Papieren* noch nicht gedacht hatten: dem armen Nathanael zerbricht das Leben, weil er sich nicht mehr herausfindet aus dem Durcheinander von menschlichem Leben und mechanischer Maschinerie. Olympia hat ihm den Sinn verwirrt: in ihrer gleichmäßig edlen Gestalt, ihrem formal schönen Ge-

---

[1] Ebenda VI, 77. [2] VI, 92. [3] Ebenda III, 39.

sicht, der rhythmischen Festigkeit ihres Tanzes, der allzu künstlichen Kunst ihres Gesanges hat er das Ideal gesehen; ihre Stummheit (sie sagt nur einige konventionelle Worte), ihre Gleichgültigkeit bei seinen Schwärmereien sind ihm in seinem Hochmut das anschmiegende Verständnis des Weibes gewesen, und doch war alles nur seelenloses Puppenspiel. Hoffmann hat sich die Gelegenheit zum spöttischen Seitenblick auf die Erfolge der Puppe bei ästhetischen Tees nicht entgehen lassen; er betont, wie die jungen Damen nach Olympias Katastrophe Wert darauf legten, beim Singen und Tanzen aus dem Takt zu kommen, um ja zu beweisen, daß sie keine Automaten seien, wie manche sogar darauf kamen, so zu sprechen, daß man dabei auf ein Denken und Empfinden schließen konnte — aber das alles ist humoristisches Nebenwerk, das zum verzweifelten tragischen Kern kaum stimmt. Für den Zweck harmloser Unterhaltung und Satire wurde allerdings gerade dies Nebenwerk aufgegriffen: der fruchtbare Lustspielfabrikant von Kurländer schrieb einen *Mechanikus von Plundershausen,*[1] in dem der Liebhaber sich, um sein Mädchen sprechen zu können, als Gliedermann verdingt, die mechanische Figur spielt und vom Schwiegervater beständig dafür gehalten wird; Hauff gab in seinem *Jungen Engländer* (1827) mit dem dressierten Affen ein männliches Gegenstück zu Olympia. Im Gegensatz zu solchen äußerlichen Verwertungen eines vorhandenen Motivs hat Hoffmann in Nathanaels Erleben eigene Seelennöte geschildert: wir wissen, daß ihn der Gedanke an drohenden Wahnsinn plagte; aber auch ihm hatte ein Gott gegeben zu sagen, was er litt, und so befreite er sich, indem er seinen Phantasien Gestalt gab.

Die Reihe der künstlichen Geschöpfe bei Hoffmann ist damit noch bei weitem nicht erschöpft; aber seine übrigen Erfindungen stehen nicht in so enger Beziehung zu seinem eigensten Gefühl. In *Nußknacker und Mäuseкönig* werden die Puppen lebendig; aber er bleibt hier im humoristisch-gemütlichen Kreise des Kindermärchens: es sind die phantasievollen Träume der kleinen Marie, in denen ihr Lieblingsspielzeug allerlei Schicksale erlebt. Das Mechanische greift nicht zerstörend in das Leben ein: die naive Kinderseele lehnt die allzu künstlichen automatischen Spielwerke einfach ab — sie beseelt sich dafür ihren biederen Nußknacker, dem es nicht einfällt, etwas anderes vorstellen zu wollen, als was er ist; im Kinde ist die Märchenphantasie des Volkes lebendig, die ja auch Strohhalm, Kohle, Nähnadel handelnd und redend auftreten läßt. Der dämonische Trieb zur Vortäuschung des Lebens fehlt nicht, ist aber ins freundlich Spielerische gewandt;

[1] In Kurländers *Almanach auf 1825.* 5. Jahrgang. Leipzig.

wenn der Pate Drosselmeyer, der große Mechanikus, ein Verwandter des schlimmen Coppelius ist, so ist er doch ein sehr liebenswürdiger Vetter.

Bekannt waren Hoffmann auch die künstlichen Lebewesen nichtautomatischer Art. Der Golem taucht flüchtig auf (in den *Geheimnissen*[1]), Hoffmann nennt ihn fälschlich Teraphim; in *Klein Zaches* führt den Zauberer Prosper Alpanus seinem Schützling sämtliche Wurzelmänner vor,[2] Klein Zaches selbst ist freilich nicht darunter: er erinnert zwar stark an ein Alraunmännchen, ist aber 'nur' ein mißgestaltetes Menschenkind; lebendig aber werden die Erdhomunculi in der *Königsbraut*.

Der König des Gemüsereiches, Daucus Carota der Erste, hat den Ring, den ein Mädchen einst verloren, als ihr freies Geschenk aufgefaßt; er betrachtet sie als seine Verlobte, und in feierlichem Zuge kommt er mit all den Großen seines Reiches, den Salatprinzen, den Gurkenherzogen, den Melonenfürsten, um die Braut heimzuholen. Der Dichter schwelgt in allerlei barocken Schilderungen von der edlen Leiblichkeit des Bewerbers und seiner Barone, das Dämonische lugt hervor in der betrüblichen Veränderung, die im Äußeren der schönen Anna vor sich geht — aber im ganzen sind die menschlichen Gegenspieler humoristische Karikaturen, es kommt also nicht zu einer tief inneren Anteilnahme. Überdies erscheint Daucus Carota als ein Gnom, also als Elementargeist, ist daher nicht eigentlich ein künstliches Lebewesen.

Weder Arnim noch Hoffmann sind auf den Schöpfer des künstlichen Lebewesens eingegangen und auf sein Verhältnis zu seinem Geschöpf. Diese Fragen stehen im Mittelpunkt eines englischen Romans, des *Frankenstein,* den Mary Shelley, des Dichters Frau, verfaßte. In die Geistesströmung, von der wir sprachen, gehört er nur sehr mittelbar hinein. Deutsche Geistergeschichten in französischer Übersetzung, die Byron und die Shelleys im Juni 1816 am Genfer See lasen, reizten ihre Erfindungslust und ihren Wetteifer, ein Gespräch der beiden Männer über den Ursprung des Lebens und über angebliche Versuche Darwins, einen Toten zu beleben, gab den eigentlichen Keim; im Mai 1817 war der Roman beendet.[3]

Der Held strebt in titanischem Forscherdrange nach dem Ruhm eines neuen Prometheus; auch er hat Paracelsus und andere mystische Philosophen gelesen, aber er will sie übertreffen: sein Geschöpf soll der Menschheit geistig und körperlich überlegen, der erste eines neuen Geschlechts sein. Das große Werk gelingt und mißlingt: sein künstlich geschaffener Mensch ist ein furcht-

---

[1] Ellinger XI, 134. [2] Ebenda IV, 52.

[3] Vgl. Maria Vohl, *Die Erzählungen der Mary Shelley und ihre Urbilder.* Heidelberg 1913.

bares Ungeheuer, ein Abscheu für Frankenstein selbst. Das Geschöpf, der 'Dämon', sehnt sich nach Glück und Liebe, aber wer erträgt auch nur seinen Anblick? Da heischt er drohend von seinem Schöpfer, was ihm die Welt versagt, und seine furchtbaren geistigen und körperlichen Eigenschaften geben ihm die Waffen, zu ertrotzen, was ihm verweigert wird. Um seine Liebsten zu retten, will Frankenstein ein zweites weibliches Wesen schaffen, aber er erkennt, daß er, wenn er dem Dämon so die Möglichkeit gibt, sich zu vermehren, zum ewigen Fluch der Menschheit werden würde. So zerstört er sein begonnenes Werk, die Rache des Dämons trifft ihn, schließlich gehen Geschöpf und Schöpfer zugrunde.

Der Roman erhebt sich an Phantasiegewalt, an Kunst der Darstellung und Macht des Stils weit über den Durchschnitt. Was ihm vom Standpunkt unseres Themas fehlt, ist die zwingende Notwendigkeit der Handlung: der Dämon brauchte nicht ein solches Scheusal zu sein. Mary Shelley sieht vor allem die ruchlose Vermessenheit des Beginnens, und die findet ihre Strafe in der Art des Geschöpfes, die Tragödie läge vor allem darin, daß künstliches Leben nie natürliches sein kann. Der Dämon wäre aber ein Mensch wie alle anderen, wenn ein unbegreifliches Verhängnis ihn nicht zum Ungeheuer machte. Das ist rein sensationell und darum unkünstlerisch; immerhin kann sich ihr Werk darum mit Ehren unter diesen Dichtungen sehen lassen, weil es die Frage, wie ein Homunculus denn überhaupt leben kann, zum ersten Male, wenn auch in einem Ausnahmefall, in die Mitte stellt.

Nach Deutschland hinübergewirkt scheint es nicht zu haben, obwohl es selbst 'German horrors' sein Entstehen verdankt und man vermuten könnte, daß eine Übersetzung damals hätte Erfolg haben müssen.[1] In dieser Form war jedenfalls das Motiv bei uns nicht vertreten, wie denn überhaupt Arnim und Hoffmann unter ihren Zeitgenossen keinen würdigen Mitbewerber in dieser Beziehung haben. Brentano kann nicht wohl mitgezählt werden, denn die berühmte 'Kunstfigur' Gackeleias ist nur lebendig durch die in ihr versteckte Maus; Zacharias Werner aber hat den gewaltigen Plan zum zweiten Teil des *Kreuzes an der Ostsee* nicht ausgeführt. Da sollte Waidewuthis, der alte Preußenkönig, seinem Volke drei Götzenbilder schnitzen, damit des Volkes Kraft und Wille sich beuge der sinnlichen Gestaltung höherer Wesen. Aber plötzlich erwachen diese einfältigen starren Götzen zum Leben.

[1] *The New Frankenstein* (Fraser's Magazine 1838, Januar) hat mit unserem Thema nichts zu tun, da es sich nur als Traum gibt. Der Verfasser führt Frankensteins Dämon wieder ein; sein Held will ihm Geist und Seele geben — das Motiv ist humoristisch-satirisch gewendet.

'Und was diese toten Gebilde zum Leben entflammt, es ist das Feuer, das der satanische Prometheus aus der Hölle selbst stahl. Abtrünnige Leibeigene ihres Herrn, ihres Schöpfers, strecken die Götzen nun die bedrohlichen Waffen, womit er sie ausgerüstet, ihm selbst entgegen, und so beginnt der ungeheure Kampf des Übermenschlichen im menschlichen Prinzip' — das ist Hoffmanns Bericht.[1] Noch wäre Fouqué vielleicht zu nennen, aber von seinen Alraundichtungen (*Das Galgenmännlein, Mandragora*) behandelt aller Wahrscheinlichkeit nach auch die zweite, mir unbekannt gebliebene nicht das Problem der künstlichen Menschenschöpfung.

Aber ein dritter Romantiker tritt doch noch unter die Homunculusdichter, zwar als Nachzügler, dafür aber als einer, der dem Motiv eine neue Wendung gab. Im Jahre 1835 veröffentlichte Ludwig Tieck seine Novelle *Die Vogelscheuche*, die den guten Gedanken ausführt, diesem nützlichen Gerät, das für Spatzen und Krähen ja lebendig sein soll, wirkliches Leben zu verleihen.

Der Senator Ambrosius ist ein Kunstschwärmer und 'geradeso wie die Griechen die Kunst immerdar in das Leben einzuführen strebten', so will er es auf seine Weise versuchen und mit den Vogelscheuchen anfangen. Er hat sich eine gar wunderbare Figur, kunstreich aus gebranntem Leder gefertigt, in altdeutsche Tracht gekleidet, in sein Feld stellen lassen, und er wie seine Tochter Ophelia sind förmlich vernarrt in den Gesellen. Mit der menschlichen Handlung verknüpft sich nun nach Shakespearischem Vorbild ein Konflikt im Elfenreiche. Eine Elfe flieht vor den Verfolgern; sie stürzt durch Wälder, taucht in die See — doch sie mag selbst sprechen:[2] 'Ich flammte wieder empor ... ich zog rechts, ich zog links alle Kräfte der Atmosphäre und des Firmaments an mich, durch meine Magie rief ich den Zauber der Sternregion, wo ich einheimisch bin, herbei ... Ein großer Feuerstrom entzündete sich am nächtlichen Himmel, eine goldene Straße bildete sich, auf der ich flammend einherfuhr — aber umsonst ... so tauchte ich nieder und fuhr mit meinen Kräften, die ich aus den lichten Sternen und aus dem Firmament gezogen, hernieder.' Da erblickt sie die Vogelscheuche, sie fährt hinein, und Ophelias Adonis ist lebendig. Es ist aber durchaus nicht bloß die Elfe, die ihm das Leben verleiht, dann wäre er kein echter Homunculus: er lebt vielmehr auch durch den 'magischen Einfluß der Sternenkräfte, der tellurischen und Mondgewalt', welche die Elfe an sich gezogen hat. Und nun schildert Tieck sehr hübsch den Lebenslauf der Vogelscheuche: sie tritt im Städtchen Ensis-

[1] *Werke* (Ausgabe Ellinger) VIII, 94.
[2] *Gesammelte Novellen* (Breslau 1842) Bd. 14, 83 f.

heim als Herr von Ledebrinna auf, spielt in der Gesellschaft eine angesehene Rolle, bringt es zum Legationsrat und hat allerlei gelehrten und dichterischen Ehrgeiz. So stiftet sie (oder jetzt vielmehr er) eine gelehrte Gesellschaft, die sich nach dem Muster italienischer Akademien 'die Ledernen' nennt und deren Ziel ist, das unvernünftige Genie im Namen der heiligen Mittelmäßigkeit zu bekämpfen, er gibt ein literarisches Blatt heraus, und bei alledem verdankt er der Elfe in ihm sogar einen gewissen Schwung: singt er doch wirkungsvoll Goethes Lied *Nachgefühl,* wobei die Vogelscheuchennatur ihn freilich den Text in 'Wenn die Erbsen wieder blühen' verändern läßt. Schließlich erfolgt die Katastrophe; Ambrosius erkennt sein schmerzlich gesuchtes Geschöpf in ihm wieder, er klagt vor Gericht auf Auslieferung seines Eigentums, wird zwar abgewiesen, aber Ledebrinna bekommt infolge der Aufregungen ein hitziges Nervenfieber, in dessen Krisis die Elfe aus ihrem Gefängnis entweicht. Der Homunculus aber lebt weiter dank jenen elementarischen Kräften, jedes höhere Prinzip ist er los. Jetzt ist er gründlich kuriert von aller Poesie und Phantasie, kann an Übersetzungen, Gesetzen, Verfassungen und ähnlichen nützlichen Dingen produzieren, was und wieviel er will, jetzt ist er erst der rechte Vertreter alles 'Mittelmäßigen, Philisterhaften, herrlich Ledernen'. Ophelia wird seine Frau, und mit ihr erzeugt er ein Geschlecht Lederner wie er.

Die literarische und politische Richtung der Satire liegt auf der Hand; aber es handelt sich doch auch um mehr. Den Dichter des Phantasus spürt man nicht nur in der Elfengeschichte, sondern auch in jener Vorstellung von den lebendigen Kräften der Natur, die freilich einer ledernen Vogelscheuche auch nicht mehr geben können, als was ihrem Stoff und ihrer Bestimmung entspricht. Und auch der Satiriker des *Gestiefelten Katers* schüttelt noch einmal seine Waffen: der alte Romantiker schreibt sich allen Zorn gegen die Philister vom Leibe. Einst hatte der Balder des *William Lovell* entsetzt in eine seelenlose Welt gestarrt; was dort nur Bild und Vergleich gewesen war, ist hier mit den Mitteln des Satirikers dargestellt. Seelenlos ist die Welt der Philister: 'Denn wenn uns die Gabe des Unterscheidens würde und uns das Auge prophetisch aufginge, wahrlich, so würden wir deutlich wahrnehmen, wie so viel loses Gesindel, so viele unserer Journalisten ... Fürstenlästerer, Demagogen, Ultraliberalen, Absolutisten, Feudalisten, Pfaffen, Mitarbeiter an der Kirchenzeitung, Tragödien- und Lustspieldichter, Übersetzer und Dramaturgen gar keine Seele in sich haben und wie es ihnen gerade durch den Abgang und Mangel dieses sonst unentbehrlich gewähnten Ingrediens so leicht wird zu leben und so zu leben ...

hinterrücks [werden] tausend und abertausend seelenlose Menschen geboren.'[1]

Damit haben wir die poetische Umwelt des Goethischen Homunculus dargestellt. Nicht als ob Goethe unter dem Einfluß irgendeiner dieser Schöpfungen gestanden hätte (*Die Vogelscheuche* ist übrigens noch dazu jünger als der II. Teil des *Faust*); aber der zeitliche Boden, auf dem sie alle erwachsen sind, ist derselbe. Auch Homunculus ist ein Kind der Romantik, nicht nur weil Goethe ihn auf dem nordischen 'Dunst- und Nebelpfad' gefunden, ihm in der romantischen Faustsage seinen Platz gegeben hat, die Konzeption der Figur hängt auch mit jener Zeitstimmung zusammen. Der Schöpfer des Homunculus ist Wagner, und Wagner ist nicht Faust, sondern der trockene, für das eigentliche Weben der Natur verständnislose Gelehrte. Nur der kann sich daranmachen, den Schöpferprozeß der Natur in der Retorte übertreffen zu wollen, nur der kann erhoffen, von diesem Geschöpf zu erfragen, was er im tiefsten Busen fühlen soll. Zum Geschlecht der Hoffmannschen Mosch Terpin gehört auch Wagner, und wie jener täuscht er sich über das eigene Können: nie hätten seine Retortenkünste den Homunculus fertiggebracht, wenn nicht zur rechten Stunde der Dämon hinzugetreten wäre. Es ist ja doch der ganze ahnungslose Wagner, der im Entwurf zur Ankündigung der *Helena*[2] beim Aufbruch zu den pharsalischen Gefilden eine reine Phiole mitnimmt, um, wenn es glückt, 'hie und da die zu einem chemischen Weiblein nötigen Elemente zusammenzufinden'. Der Gedanke ist nicht ausgeführt worden, trägt aber dazu bei, den Hohn klarzumachen, den die Gestalt des Homunculus für die mechanische Naturauffassung birgt.

Wie seine romantischen Genossen ist der Homunculus im Gegensatz zur klassischen Statue des Pygmalion doch kein rechter Mensch; was er vor ihnen voraus hat, ist der brennende Wunsch, aus der Halbheit seines Daseins herauszukommen. Er ist der Idealist unter den künstlichen Geschöpfen, dazu der einzige, der Humor hat; man würdigt das Kerlchen erst recht, wenn man bedenkt, wie er, getreu der Lehre des Paracelsus alles Wissens voll, seiner Umgebung überlegen ist und dabei doch all seine Vollkommenheiten hingeben will, um nur einmal rechtschaffen anfangen zu können. Dazu sein Tatendrang, seine Hilfsbereitschaft: Goethe hat es das Geschöpf nie entgelten lassen, daß ihm der Gedanke seiner Schöpfung kraus und wunderlich erscheinen mußte.

Als der zweite Teil des Faust erschien, wußte man bekanntlich nicht viel damit anzufangen, und zu seinen härtesten Nüssen

---

[1] A. a. O. 14, 129. [2] *Faust* (hg. von Witkowsky) I, 396.

gehörte der Homunculus. Was mochte Goethe da hineingeheimnist haben! Die Fülle schöner allegorischer Erklärungen, mit denen man das Rätsel lösen wollte, ist heute in den Orkus verschwunden; wir wissen, der Homunculus ist eben ein 'chemisch Menschlein'. Kennt ihn die Faustsage nicht, so ist er aus ihrer Stimmung heraus geschaffen; durch Goethe hat er Bürgerrecht erlangt in Faustens Welt; wir aber, die wir ihn im Kreise seiner Brüder betrachtet haben, dürfen ihn preisen als ihren ersten und besten, weil er die Menschen nicht nachäffen, sondern ein Mensch werden will.

(Schluß folgt.)

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

Jakob und seine zwölf Söhne.

Englische Verslegende aus der Frühreformationszeit.

Überlieferung.

Das Gedicht 'Th'ystorie of Iacob and his twelue sones' ist bekannt aus:

W = dem Druck Wynkyn de Wordes, von dem nur ein Exemplar erhalten scheint, das sich in dem jetzt zerschnittenen Sammelbande der Universitätsbibliothek zu Cambridge, Ab. 4. 58 als Nr. 15 befindet. Er umfaßt 14 Blätter.

S = dem Druck von John Skot, von dem ein Exemplar im British Museum mit der Bezeichnung C. 21. c. 25 vorhanden ist. Er besteht ebenfalls aus 14 Blättern. Fast immer schließen die einzelnen Seiten mit demselben Verse in W und S; Ausnahmen 1^r, 11^r, 11^v, 12^r: in dem ersten Falle ist S um eine Zeile voraus, in den übrigen um eine Zeile zurück.

A = dem Druck von John Allde, der indessen nur zu benutzen ist in dem Abdruck J. P. Colliers in seinen 'Illustrations of Early English popular literature, privately printed', London 1863, I, Nr. 3. Leider gibt Collier nicht an, wo sich das von ihm benutzte Exemplar, das er für das einzige vorhandene hält (a. a. O. II), befindet. Er setzt den Druck zwischen 1569 und 1575, 'when Allde's press was in full employment' (a. a. O. I).

Aus dem 'Stationers' register' ergeben sich zwei weitere Ausgaben:

w = Wally, 'who in 1561—2 was fined $8^{d.}$ for prynting of Jacobe and his xij sonnes without license': so Collier a. a. O. I unter Hinweis auf 'Ext. from stat. reg., printed by the Sh. Soc.' I, 51 [vgl. auch Arbers Abdruck I, 183].

e = Abdruck von Thomas Easte, der nach Collier (a. a. O. II) die Erlaubnis zum Druck von 'Jacob and his xij sonnes' am 12. März 1581—82 erhielt.

In bezug auf *e* sagt Collier a. a. O.: 'No such edition has reached our day'; dagegen hat er S. I die Vermutung ausgesprochen, daß von *w* ein Bruchstück erhalten sei in der Bibliothek des Erzbischofs von Canterbury zu Lambeth. Dieses Bruchstück ist beschrieben worden in 'A list of some of the early printed books in the Archiepiscopal Library at Lambeth, by the Rev. S. R. Maitland', London 1843, S. 320 f. Es befand sich im Besitz Herberts und umfaßt vier Blätter, 'the first and last of the signatures A and B'. Maitland gibt als Proben die erste Strophe und die ersten sechs Verse von Str. 6. Bei der letzteren stimmt das Fragment durchaus zu *S* und auch in der ersten meistens; die Abweichungen hier (5 *sone*, Fragment *sonne*; 6 *syth*, Fragment *sythe*)

könnten Versehen beim Abdruck des Fragments sein. Ich möchte vermuten, daß das Fragment *S*, nicht *W* angehört.

Die drei Ausgaben sind voneinander unabhängig: *S* ist nicht aus *W*, *A* weder aus *W* noch aus *S* geflossen.

W kann nicht die Quelle für *SA* gewesen sein, da es öfters Fehler enthält, die beim Neudruck schwerlich durch einen so befriedigenden Ausdruck, wie ihn *SA* hatten, aus Konjektur ersetzt werden konnten. Vgl. z. B. 75, 5. Alle Welt wunderte sich darüber, *'That he* (Joseph) *durste pull her face asonder'*. Ich glaube, beim Neudruck hätte man an *face* keinen Anstoß genommen. Aber *SA* haben *lace*, und dies ist gewiß das Richtige, da es 74, 5 heißt: *'With þat loude dyde she crye and brake her lace in twayne.'* — 97, 7 *'And made them so aferde, that pyteously they loke'* steht in *W* mit Prs. histor.: *S* und *A* haben *they* (thy S) *dyde loke*, was gewiß das Ursprüngliche ist.[1]

[1] So weit hat Professor Julius Zupitza die Überlieferung beschrieben und kritisch untersucht. Er hinterließ auch den Text in der Form, wie er hier abgedruckt wird. Seine Arbeit kam, als er starb, mit seinem ganzen handschriftlichen Nachlaß nach Oxford in die Hand von Professor Arthur Napier, der mir obiges Material kurz vor dem Kriege übersandte, um es ergänzt im *Archiv* zu drucken. A. Brandl.

Th'ystorie of Iacob and his twelue sones.

I.

All yonge and olde, that lyste for to here
Of dedes done in the olde tyme
By the holy patryarkes, that there were,
Whiche descended of olde Adams lyne
5 (Often the so*n*ne of grace on them dyd shyne),
For to rede this story it wyll do you moche gode
Of Abrahams sone, that was syth Noes flode.

II.

Unto one Rebecca this Ysaac was maryed.
Of aege, the bybyll sayth, he was XL yere;
10 In dede his maydenhede so longe with hym taryed,
And yet in longe tyme his wyfe no chylde bere.
Than to our lorde god he made his prayer
For to sende hym fruyte this worlde to multeplye,
And than his wyf conceyued, as scrypture doth specify.

III.

15 Two chyldren in dede had Rebecca in her body,
And, whan they were quycke, often tymes they foughte.

2 the *fehlt A* 11 child did bere *A*

This good woman than meruayled gretely,
What it myght be, and toke grete thought.
Than mekely our lorde god she besought
20 To haue some knowlege, what it myght sygnyfye:
She toke so grete sorowe, that the teres fell fro her eye.

IV.

Our lorde, that all knoweth, sawe, how she fared
With sobbynge and syghynge euermore cryenge;
Of his grete goodnes vnto her he appered
25 And sayd: 'Woman, cease thy grete wepynge.
Two maner of people ben in thy body spryngynge,
That shall be delyuered fro thy wombe shortly,
Of the whiche the feble shall ouercome the myghty.'

V.

At the laste her tyme neyghed very nere.
30 The throwes sore thrylled her thorough with payne;
All her body was faynt, apalled was her chere.
So delyuered she was of fayre chyldren twayne.
The fyrste, that yssued, was rough Esau called by name;
Than folowed Iacob, his brothers fote holdynge
35 Faste in his hande: this was a meruaylous thynge.

VI.

Whan that they drewe to aege, these two brether,
Esau was a plowman, a tyller of londe,
And for pleasure oft wolde be a hunter
To walke erly and late with bowe in his honde.
40 Iacob was so symple, at home wolde he stonde
Alwaye with his moder; for she loued hym better,
Than euer she dyde Esau, a thousande tymes swetter.

VII.

Esau was best beloued yet with the fader,
Bycause he ete ofte of the venyson, that he toke,
45 And Iacob was in fauour with Rebecca, his moder:
Thus may ye it fynde, yf that ye wyll loke.
Esau wente a huntynge, thus sayth the boke,
All a daye togyder without mete or brede,
That, whan he came home, for hunger he was nye dede.

---

21 sorowe that] thought *A* 24 vnto her he] to her *A* 25 sayd *fehlt S* 26 of *fehlt A* || ben] is *hinter* body *S* 33 called Esau *A* 35 was] is *A* 36 that *fehlt A* 38 pleasure] to *zugefügt A* || wolde he be *S* 40 he would *A* 43 the] his *A* 44 ofte *und* the *fehlen A* 46 ye it] you *A* 47 a] on *S* || sayd *S* 49 hunger *S*

VIII.

50 Whan he came to the halle, he sawe Iacob stande
Ther to his dyner (than was Esau fayne),
Holdynge a dysshe of potage in his hande.
'Alacke,' sayd Esau, 'for hunger nowe do I complayne:
In all this worlde is no gretter payne.
55 I praye the, brother: of thy potage let me ete with the.'
'Nay, iwys,' quod Iacob, 'thou getest none of me.

IX.

But yf thou wylt,' sayd Iacob, 'sell me thyne herytage.
Ifayth, of these thou getest neuer a dele;
And, yf thou wylte do so, holde here this potage.'
60 For fayntnes than Esau to the grounde fell
And sayd: 'Rather, than deye, my patrymony wyl I sell.
Nothynge wolde it profyte me, yf I deyed for honger;
For my bely weneth, my throte is cut a sonder.

X.

I am content,' sayd Esau, 'þ*a*t thou it take for thy potage.'
65 'Well,' than quod Iacob, 'yf thou wylt resyne,
I wyll haue the swere, that, as for thyn herytage,
Thou shalt neuer clayme, *and* here laye hande in myne.'
Pore Esau thought it longe, or that he myght dyne,
And sayd vnto Iacob: 'Nowe take it for euer.
70 Thy potage in my hande haue had I leuer.'

XI.

This bargayne was knytte, bothe partyes were glad.
Esau ete the potage, therof he was fayne;
And, I trowe, Iacob had no cause to be sadde:
His broders herytage there dyd he clayme,
75 These promyses made bytwene them twayne,
And than Iacob thought to lyue full merely
With the londe, that Esau dyd set full lytell by.

XII.

At the last theyr fader wexed blynde and myght not se,
And on a daye he called Esau, his sone.
80 Ysaac sayd: 'Chylde Esau, come hether to me;
For my lyue dayes be nere hande done.

51 There to *S A*] Therto *W* 53 I doo *A* 56 sayd *S* 58 In fayth *S*, In faith *A* 61 I wyll *S* 63 in sunder *A* 64 take it *S* 65 sayd *S* 66 that *fehlt A* 67 laye] lay thy *A*, lye *W S* 70 haue *fehlt A* 72 he *fehlt A* 74 he did *A* ‖ clayne *S* 81 be] are *A*

Therfore go forth and fet me some venysone,
And, as soone as thou doest it home brynge,
Come to me, and thou shalt haue my blyssynge.'

XIII.

85 Esau dyde on his harneys for drede of bestes wylde,
By his gyrdyll arowes and in his hande a bowe,
And than by his owne moder Esau was begylde;
For, as soone as Rebecca dyde it knowe,
Forth she called Iacob and to hym dyd showe
90 All togyder and sayd: 'Sone, yf thou wylt do after me,
Esau shal lese his faders blyssynge; for he shal gyue it þ*e*.

XIV.

Go thou to the flocke and fet me kyddes twayne,
The best, that amonge them may be founde.'
Than Iacob of this counsayll was full fayne,
95 To the felde hasted hym swyftly in that stounde
And chase the best, that were goynge in that grounde;
Than home to his moder he them brought:
So pore Esau was begyled, that no falshede thought.

XV.

Than of the kyddes flesshe Rebecca sodde grete plente
100 And made Ysaac ete in stede of venyson —
Lo, the blynde often drynketh many a flye.
Than the moder made Iacob to take the kyddes skyn
To wrappe his handes, his face and his necke therin.
'Well,' sayd Rebecca, 'yf thy fader fele the roughe of here,
105 He wyll byleue none other, but that thou Esau were.'

XVI.

Olde Ysaac the blynde began to wexe hongry
And called Rebecca and sayd, that he wolde ete;
Suche, as she had, he prayed her swyftly
Hote or elles colde hym for to gete.
110 Rebecca answered and sayd: 'Ye shall haue mete;
For Esau hathe brought plentye of venysone.'
'Why,' quod Ysaac; 'is he come home so soone?'

---

82 and fetche *S* 84 to me *fehlt S* 86 a *fehlt A* 92 fetche *S* 98 falshod *A* 100 ete it *S*, to eat *A* 101 often dr.] eateth *A* 102 to *fehlt A* 103 *zweites* his *fehlt A* 104 felte *S* 105 were] are *A* 108 he *S A*] *fehlt W* 109 for him to *A* 112 sayd *S* || Isaac *A*, Iacob *W S* || home *fehlt A*

XVII.

'Ye,' sayd Rebecca, 'he is come, iwys.
Flesshe hathe he brought, I sawe neuer none better
115 In all my lyfe, neuer fatter, than that is;
Syth ye were borne, neuer ete ye swetter.'
'I am gladde,' sayd Ysaac; 'I loue hym the better.'
Than Rebecca fet therof Ysaac for to please:
He was hongrye *and* ete faste *and* made hym well at ease

XVIII.

120 Than Iacob spake to his fader for his blessynge,
And on the grounde he kneled on his kne.
'Fader,' he sayd, 'this venyson home dyde I brynge:
Now I haue fulfylled þ*at*, whiche ye bad me.'
'Why,' sayd Ysaac; 'arte thou Esau?' *And* he sayd: 'Ye.'
125 'To fele thy skynne,' quod Ysaac, 'I haue grete lust,
And, yf thou be Esau, I shall the knowe, I trust.'

XIX.

Than Iacob rose and wente to his fadere
And sayd to hym: 'Wyll ye fele my hande?'
Than Ysaac felte it roughe all of here:
130 He wente, it had ben Esau, that by hym dyde stande;
But, alak, he wandred ouer the lande,
Amonge busshes and brambles he dyde ronne,
And no knowlege had he of this grete treason.

XX.

'I knowe well,' sayd Ysaac, 'that thou arte Esau,
135 And by speche I wolde take the for Iacob.
Now blessyd be this daye, that euer I it knewe;
For thou shalte be mayster of many a lande brode
And haue the blyssynge of the heuenly lorde.
Therfore come hether, let me kysse thy mouthe.
140 All men shall obey to the bothe by northe *and* southe.

XXI.

Where euer thou become, thou shalt haue plente.
All the trybes shall euer worshyp thy name.
With the peas wyll dwell and all prosperyte.
They, that the curseth, shall be cursed agayne.

---

114 none *fehlt A* 115 that] it *A* 116 *erstes* ye] we *A* 120 *zweites* his *fehlt S* 123 haue I *A* ‖ that the whiche *S* 125 sayd *S* ‖ a great *A* 126 know thee *A* 130 wende *S*, wend *A* ‖ that *fehlt A* 131 alas *S* 137 a *S A*] *fehlt W* 139 monthe *S* 140 to *fehlt A* 143 shall *A* 144 cursse *A*

145 The for to please men wyll be full fayne,
And the sones of theyr moders shall bowe to the.
Bataylles many þou shalt wynne both by londe *and* se.'

XXII.

Than Iacob rose and wente his waye.
With that came Esau, that moche venyson brought,
150 And bare it to his fader, and thus dyde he saye:
'Fader, this flesshe full far haue I sought.'
So sodaynly Ysaac was smyten with a thought
And sayd: 'What arte thou? Fro whens doest þou come?'
'Forsothe, I am Esau, your fyrst begoten sone.'

XXIII.

155 Ysaac meruaylled more, than may be thought credyble,
And longe, or he myght speke, in a traunce laye.
As the mayster of the story sayth, so dyde he lye styll,
Lyke as the soule from the body had ben awaye.
Whan he dyde speke, 'O good lorde,' dyde he saye,
160 'Thy wyll is, that Iacob sholde haue my blessynge;
Yet loued I Esau aboue all erthly thynge.

XXIV.

Who was that,' sayd Ysaac, 'that brought me the venyso*n*,
Euen nowe that I had? Therwith dyde I dyne.
I wente, it had ben Esau, myne owne sone.'
165 'Alas,' sayd Esau, 'fader, that blessynge sholde be myne.
Iacob hathe me begyled nowe the seconde tyme:
Longe agone also for a mese of potage
He had my patrymony, that was myn herytage.

XXV.

Alak,' sayd Esau, 'my herte is very wo,'
170 And sayd: 'Fader, haue ye not one blessynge for me?
I truste, that all fro me be not ago.'
Ysaac sayd: 'Sone, there is no remedye;
I haue ordeyned hym to be thy lorde ouer the.
Thou shalte obeye thy broder *and* lyue by thy swerde;
175 All, þ*at* beholdeth thy face, shall be aferde.'

XXVI.

Rebecca wende, that Esau Iacob wolde haue slayne,
And bad hym 'Hye and go out of his daungere

145 full *fehlt A* 153 Who *A* 157 sayd *S* 158 body] boby *S* 161 abone *S* 164 wende *S*, wend *A* 169 Alas *S* 171 frome me *S*, from me *A* 173 thy *fehlt A*

Unto thyne owne vncle, that dwelleth in Arayne;
For, and thou tary, thy lyfe standeth in fere:
180 Esau wyll the kyll, I herde hym so swere.
Therfore in all the hast, Iacob, be gone
And, whan his angre is past, agayne come home.'

XXVII.

Than Iacob departed from Barsabe
And wente full faste towarde Arayne.
185 Ysaac and Rebecca wepte full pyteously.
So Iacob hyed ouer hethe and playne;
The sonne drewe downe, his rest he wolde haue fayne.
And, as he slepte, hym thought, þ*a*t he dyde se
A longe ladder stretchynge to the skye.

XXVIII.

190 Aungelles goynge vpwarde he sawe also,
And in the myddes almyghty god dyde stonde,
That sayd to hym: 'I wyll blysse þ*e*, where euer þ*o*u go,
And to thy sede I wyll gyue this londe,
That thou doest on slepe: it shall be in thy honde;
195 For I am the god of Abraham, that thou doest se,
And I caused Ysaac his blyssynge to gyue the.'

XXIX.

Than Iacob rose on the mornynge erly
And sayd, that there was the gate of heuen,
Of all the erthe that place was moost holy,
200 And thanked god for that, whiche he had sene,
And vnder his heed a stone, that was full clene,
He rered vp and set it on the ende;
There prayed he god, good fortune hym to sende.

XXX.

Than Iacob wente forthe in to the eest,
205 Tyll he came to a grete pyt of water.
Thre flocke of shepe with many an other beest
He sawe, how they lay all in that corner.
Than he thought, they wolde drynke of that water,
And custome-men had to rolle awaye the stone:
210 The beestes sholde go in and drynke euerychone.

---

179 tary *S A*, taryest *W* 189 stretchynge *S*, stretching *A*, stratchynge *W* 190 upwards *A* 195 to *fehlt A* 200 for] of *A* 201 heed] bed *A* 202 and *S A*] ond *W* || it *fehlt A* 203 good *fehlt A* 207 that] a *A* 209 And *W A*] A *S* 210 in *fehlt S*

XXXI.

Iacob sawe shepeherdes fro hym not very far
And axed, of whens they were, *and* they sayd: 'Of Arayne.'
'Know you Laban,' quod Iacob, 'sone of Nachor?'
They all answered: 'We knowe hym, for certayne.
215 Lo, syr, yonder cometh Rachell, we tell you playne,
That is Labans doughter, with his flocke of shepe.'
'God saue that kynred,' sayd Iacob, '*and* fro care them kepe.'

XXXII.

Than Iacob wente and kyste Rachell full swetely
And tolde her, that Rebecca was his moder.
220 Rachell was gladde of that tydynge, truely;
Eche of them made grete ioye of other.
Of curtesye Iacob coude do none other;
With strengthe pulled the stone fro the pyttes brynke,
That Rachels shepe therof myght drynke.

XXXIII.

225 Than Rachell bare tydynges to her fader,
That Iacob, Rebeccaes sone, was come.
Laban was gladde that tydynge to here,
And for to mete hym hastely he dyde ronne.
The foules were neuer gladder of þ*e* lyght of þ*e* sonne,
230 Than were they twayne; for eche salued other;
For Laban was Iacobs vncle, Rebeccas owne broder.

XXXIV.

There Iacob dyde them playnly to vnderstonde,
That he had wonne his faders blyssynge.
The gladder was Laban to haue hym in that londe.
235 He thought, þ*at* plente sholde growe of euery thynge,
Bothe corne and grasse grete plente wolde sprynge.
Laban prayed Iacob there to lede his lyfe,
And he wolde gete hym Rachell to be his wyfe.

XXXV.

There Iacob promysed to serue them VII yere,
240 With hym to abyde *and* be bothe true and playne
And for to haue Rachell to be his fere.
Eyther of that bargayne was full fayne.

---

211 from *A* || very *fehlt A* || far *A*] for W *S* 213 ye *A* || sayd *S* | Nachar *A*, Nabor *S* 214 Ye we *W* 217 that] the *A* 218 full *fehlt A* 223 from *A* 226 Rebeccas *A*, Rebecca *W* 227 tydynges *S* 228 he *fehlt A* 230 saluteth *A* 232 him *A* 235 enery *S* 238 be *fehlt A* 241 be *fehlt A* 242 fayue *A*

All his yeres he serued bothe in colde and rayne.
And on a daye Laban maryed Iacob to Rachel, his child.
245 But, as they were in bedde brought, Iacob was begyld.

XXXVI.

The elder doughter, that was called Lea,
They brought to Iacobs bedde vnknowynge
To hym, and all nyght by his side laye;
But, whan he sawe her in the mornynge,
250 He said, there was vnkynde dealynge
To brynge hym Lea for fayre Rachell.
Iacob sayd to Laban: 'This dede lyketh me not well.'

XXXVII.

'Fayre syr,' sayd Laban, 'it is the lawe of this lande.
That the elder doughter fyrst maryed sholde be.
255 Bothe Lea and Rachell thou shalt haue in thy hande,
But other seuen yere thou must dwell with me.'
'Therto I graunt,' quod Iacob; 'these yeres wyll I serue the,
And the nexte weke agayne wyll I be maryed
Unto fayre Rachell: for her longe haue I taryed.'

XXXVIII.

260 To bothe was he maryed. Rachel bode longe barayne,
But Lea conceyued *and* bare her chylde Rubyne.
For Iacob loued Rachell in euery vayne
Better, than euer he dyde Lea for all her chyldren;
For she was somwhat blere-eyed and had sore eyen.
265 Yet she bar hym x sones, the boke sayth playne,
Where as Rachell brought hym forth but twayne.

XXXIX.

Iacob thought, in that countre he had longe taryed:
With Laban he bode out full xiiii yere.
Than, whan his hole terme he had out serued,
270 He sayd to Rachell: 'I wyll tary no lenger here.
Now to Barsabe wyll I go, I nede not to fere.
As for Esau, my broder, I truste, wyll be my frende.
What euer me betyde, to my countre wyll I wende.'

XL.

Iacob sayd to Laban, that to Barsabe he wolde.
275 Laban bad hym byde with hym that yere,

251 bryuge *S* 257 sayd *S* 263 all *fehlt A* 264 eyen] dyen *A* 265 Yes] For *A* 269 Laban] labour *W A*, laboure *S* || abode *A* || XII I *W* 270 Than] And *A*

And, what euer he asked, haue it he sholde.
'I desyre,' quod he, 'the lambes of dyuers coler,
And yf thou wylte graunt me, that to my hyer
With all other beestes, that blacke spotted be;
280 And for all this twelue monthes I wyll byde *with* the.'

XLI.

'Bothe beestes and lambes I gyue the,' sayd Laban,
'All, that euer blacke spotted be;
Cleyme the*m* for thyn, whan they come fro þ*e* dame.'
Than sayd Iacob: 'For this hyre I wyll abyde with the.'
285 'In fayth,' sayd Laban, 'it shall not be broken for me.'
So Iacob pylled roddes, where þ*e* shepe sholde gone:
Bestes *and* lambes were spotted þ*at* yere nye euerychone.

XLII.

The next yere after Laban sayd, he wolde
Haue all the spotted, and Iacob than the whyte
290 To his parte in dede he haue sholde.
Our lorde for Iacob shewed his myght,
That all the beestes or lambes, þ*at* fell day or nyght,
They were clene whyte the moost part, ywys.
Than was he wrothe, þ*at* his flocke was bygger, than his.

XLIII.

295 Iacob spyed, that Laban frowned of chere,
And tolde pryuely his wyfe Rachell,
That he wolde be gone, for he Laban dyde fere.
Than he conueyed all his heerdmen softly and styll
And bad them hye *with* theyr beestes to Galarde, þ*at* hye hyl:
300 'Bothe *with* assys *and* camelles theder make hyenge,
And my wyues *with* my XII sones after wyll I trynge.'

XLIV.

So forth went Iacob bothe with good and catell
And sent worde, þ*at* he was comynge, to Esau, his broder.
Laban myssed Iacob and had grete meruayll.
305 He knewe, that he was gone, '*and* se, it wolde be none other;
Yet wolde I kysse my doughters, for I am theyr fader.'
It was tolde hym by a man of that countre,
That Iacob was at Mou*n*tgalard of VII days iourney.

---

276 what so euer *A* 277 sayd *S* 278 you will *A* ‖ that *S A*] than *W* 284 byde *S* 287 þat] þe *S* ‖ nye *fehlt A* 291 sheweth *A* 298 And he *A* ‖ þat] the *A*

XLV.

Than Laban rode after, thus sayth the boke,
310 On a good camell bothe nyght and daye,
Yet at the laste he Iacob ouertoke.
He asked of hym, whether he wolde that waye.
'Unto my countre,' sayd Iacob: 'who wyll saye "naye"?'
'Not I,' sayd Laban; 'but my chyldren kysse I wolde,
315 And thy twelue sones also I loue better than golde.'

XLVI.

Ther of all his kynred Laban toke his leue
And axed Iacob, why he wente so hastely.
'You were wrothe,' quod Iacob, '*and* that dyde I preue;
Yet xx yere I haue serued the besyly,
320 In colde and in rayne attende to thy husbandry;
And to go from the sodeynly I was full fayne,
Lest thou by some treason me wolde haue slayne.'

XLVII.

'Nay, nay,' sayd Laban, 'I nolde not do so
For all the treasour in Egypte;
325 But I am sory, that thou wylte from vs go
With thy asses, camelles and thy shepe.
I praye the, Iacob, my doughters well to kepe,
And I truste, than our lorde god wyll blysse the,
That thy grau*n*dfader worshypped one in stede of thre.'

XLVIII.

330 So Iacob *and* Laban toke leue eche of other
And departed there with full heuy chere.
Laban prayed Iacob to reco*m*mau*n*de hy*m* to his brother.
So forth they wente, and, when Esau dyde here,
That towarde that countree Iacob drewe nere,
335 Esau met hym with foure hondreth of men:
So sore afrayde was neuer Iacob, as he was then.

XLIX.

He wende, that Esau wolde hym haue slayne,
And with his chyldren fell to his broders fete.
'Aryse,' sayd Esau; 'of your comynge I am fayne.
340 Whose be these women, these chyldren *and* these shepe,

---

312 of *fehlt A* 318 sayd *S* 319 haue I *A* 320 to *fehlt A* 324 For] But for *W S*, Not for *A* 325 But *fehlt W S A* 328 than *W S*] that *A* 329 one *eingeklammert W S* 330 of eche *A* 334 *zweites* that] the *S* 335 of *fehlt A* 340 *drittes* these *S A*] the *W*

With asses and camels all this herde of gete?'
'They be myne,' sayd Iacob; 'I gyue them to you.'
'Kepe them thyselfe,' sayd Esau; 'for I haue ynowe.'

L.

Than was Iacob and his wyues glad.
345 That his broder Esau was so good and kynde.
In that countre mete and drynke they had;
For, as god hym promysed, so dyde he fynde.
Ysaac, his fader, was deed, þ*a*t he lefte there behynde,
Whan that he to the countree of Aron fledde;
350 Rebecca, his moder, also was dede.

LI.

Than Iacob in that countre lyued at his ease
With bothe his wyues, Rachell and Lea.
Yonge and olde fayne were hym to please.
So they contynued in ioye many a longe daye.
355 At the laste Iacobs sone in a bedde laye,
Which was broder to Beniamy;
Bothe were Rachelles sones; she had nomore, truely.

LII.

This Ioseph in his slepe dyde dreme.
That the sone and the mone bothe bowed to his fete,
360 And fayre bryght sterres to the nombre of a-leuen
Bowed to hym: all this dyde he mete.
Also he sawe a wonder, that many sheues of whete
Folowed hym thorowe out the londe,
And his fader and moder at his fete dyde stonde.

LIII.

365 Yonge Ioseph meruaylled, what that myght be,
And on a daye he asked of Iacob, his fader,
What that the dreme dyde sygnefye,
And tolde his fader all, as is rehersed ere.
'Blessyd be þ*e* tyme, sone,' sayd Iacob, 'þ*a*t thou bore were;
370 For, whyle that I lyue, that daye shall we se,
That I with thy XI brederne for nede must seke the.

341 and *erst vor* all *A* || this *S A*] these *W* || gete] neat *A* 343 Kepe *S*, Keep *A*] Keke *W* 349 Arain *A* 350 war also *A* 351 that] the *S* 356 Benyamy *S* 357 sones] sonne *A* 361 did him meet *A* 363 all the *A* 367 the *fehlt A* 368 ere] before *W S A* 369 were bore *W S A* 371 thy] my *S* || seke] flee to *A*

LIV.

The sonne and the mone betokeneth me *and* thy moder,
And the aleuen sterres be thy bretherne all.
We shall haue nede of the; I can se none other.
375 By my lyue dayes this aduenture shall befall.'
All his sones than Iacob dyde forth call,
And, whan they this knewe, at Ioseph they had enuye;
Than they comprysed his dethe *and* sayd, þ*a*t he sholde dye.

LV.

Not longe after, as I vnderstande,
380 The XI bretherne kepte theyr faders shepe
With many other beestes in theyr owne lande,
As asses, camels and also gete.
Aboute noone tyde of the daye Iacob sent them mete
Therwith to dyne by Ioseph, theyr owne broder,
385 And all they intended that yonge chylde to murder.

LVI.

Poore Ioseph toke theyr dyner and went to the felde;
His bredren to seke the nexte way dyde he go.
He loked on euery syde and behelde:
Them he coude not fynde; he wept than for wo.
390 The teres ran from his eyen, *and* not far hym fro
He sawe a man, that axed, what he had brought:
'My bretherns dyner; for them haue I sought.'

LVII.

'Thy bretherne,' sayd the man, 'be on Dotayne:
There they all syt on the hye hyll.
395 Beware thou, ladde; I tell the playne:
Yf thou be Ioseph, they wyll the kyll.
Therfore turne home agayne *and* let them be styll,
Without thou be wery of thy lyfe.
One sayd, for thy dreme thou sholdest deye on a knyfe.'

LVIII.

400 'Syr, I trust my bretherne better than so.'
Yet vnto Dotayne theyr dyner he bere.
'Lo, yonder cometh Ioseph,' they all sayd tho,
'Whiche by nyght is so ryall a dremere.'

---

375 aduenture *SA*] venture *W* 379 as *fehlt S* 383 noone *A*] *fehlt W S* ‖ tyme *S* 392 I haue *A* 401 dyner] doner *S* 403 a *fehlt A*

All they sayd, his herte ought to be in fere;
405 'For his fader shall he neuer se, ne none of his kynne.'
'Yet nowe do after my counsayll,' than sayd Rubyn.

LIX.

Rubyne sayd: 'Bretherne, he is of our owne blode;
Late vs not kyll hym with swerde nor knyfe,
But bynde we his handes *and* lay hym on the flode:
410 Soone the streme wyll bereue hym his lyfe.'
So toke they Ioseph, that thought on no stryfe,
And wrapped his sherte aboute his face
And layde hym on the fome; there was no grace.

LX.

But, as god wolde, it was ebbynge water;
415 Soone wente they to dyner *and* after to theyr play,
And, as they loked fro them a ferre,
They sawe poore Ioseph, spraulynge, where he lay,
All arayed in foule ose and clay.
'Let vs go,' they sayd, '*and* kyll hym out ryght;
420 We nede not than to fere, that he dremed þ*e* last nyght.'

LXI.

Theder they wente and toke vp that yonglynge:
'Haue mercy on me, bretherne,' Ioseph gan saye.
With that they sawe a chapman come rydynge,
Had many hors lode and to Egypte toke the waye.
425 They asked þ*e* chapman, yf he wolde bye Ioseph or nay,
And he sayd: 'Ye; yf ye wyll hym sell,
To you xxx pens for hym gyue I wyll.'

LXII.

'Let vs se moneye,' sayd they all than,
'And, as for the boye, shall go with the.'
430 'With all my horte,' sayd the chapman.
He layde the pens in theyr handes shortly
And thought, that he had made a good dayes iourney,
So toke his leue and wente his waye;
But Ioseph weped and wayled euery daye.

LXIII.

435 Nowe god helpe pore Ioseph; for yonge was he solde.
All his bretherne therof were glad in theyr mode.

404 they sayd] tho *S* 410 hym of his *S* 416 from *SA* 420 to *fehlt A*
424 loden *S* 426 yf] and *S* 430 shortly] quickly *A* 436 was *A* || in theyr] of *A*

Nyght drewe on faste; homewarde they wolde.
Theyr mete clothe they besprange all with gotes blode.
Iacob, theyr fader, in his dore stode:
440 'Why come ye home so soone?' he to them dyde saye.
They answered, that they ete nor dranke to-daye.

LXIV.

Iacob sayd: 'I sente Ioseph to you longe before none
With mete, brede *and* drynke good plente.'
They sayd: 'Fader, homewarde as we dyde come,
445 This mete clothe here we founde all blody;
A pot there lyeth broken also in peces thre.'
'Alas, alas,' sayd Iacob; 'I trowe, Ioseph be dede,
And, yf it be so, with sorowe I shall ete my brede.'

LXV.

Rachell tare her here and fell downe to the grounde
450 And tare her clothes in peces small.
Iacob also ofte sythes he swownde
And sayd: 'Ioseph is gone, my chefe ioye of all.'
But Rachell wepynge often wolde she fall
And bete her brest agayne the herte with a colde stone:
455 Pyte it was to here her crye and grone.

LXVI.

Nowe leue we of, and speke we of the chapman,
That past ouer the see into Egypte lande.
But, truely, or he thether came,
The wynde styfly agayne them dyde stande,
460 And yet at the laste an hauen they fande.
The chapman ledde Ioseph with a rope in the strete:
Hym for to bye came many a lorde grete.

LXVII.

Knyghtes and ladyes came far that chylde to se.
With many grete men of Pharaos londe.
465 It was talked a brode, that he was so goodly,
And, whan þ*at* Pharaos stewarde þ*at* dyde vnderstonde,
He axed the chylde, that to the chapman was bonde,
Yf he wolde be his man and dwell with hym.
Than Ioseph answerde: 'I wyll be at your byddynge.'

---

441 to] that *A* 444 as we home ward *A* 446 peces *S* 451 ofte syghes he found *A* 453 often wepynge *S* 454 against *A* 455 and also for to g. *A* 456 of them *A* 459 against *A* 463 Knyghter *S* 466 *erstes* þat *fehlt S A*

LXVIII.

470 The stewarde to the chapman an c pounde payde
Of lytell Ioseph, that of face was bryght.
'I haue loste no moneye,' than the marchaunt sayd;
'Yet for his beaute he is worth of golde his wyght.'
And euery body, that of Ioseph had a syght,
475 They thought, he had ben an aungell of pleasaunce:
He was so fayre and louely of countenaunce.

LXIX.

Ladyes and maydens they loued Ioseph all,
And men dyde blysse hym, whan they dyde se,
So goodly a chylde carued in the hall,
480 And meruaylled, of what countree he myght be.
The stewarde had a syster beyonde the see;
She sent hym a serked and mantell of golde;
The rychenes therof may not be tolde.

LXX.

Couched with perles and stones precyous,
485 With saphers, rubyes and other stones of Ynde
Of many dyuerse coloure set full curyous,
Costly brodered with arres, as I fynde,
Chaungeable of coloure before and behynde —
These ryche clothes this lady sente to her brother:
490 In all the worlde there was not suche another.

LXXI.

The stewarde behelde this costely worke
And on his body ware it but one daye;
By a large fote for hym it was to shorte.
Yf it wolde serue Ioseph, he thought, he wolde assaye,
495 And cladde the chylde in that costely araye,
And it was as well made for hym,
As euer was vesture to the emperours kyn.

LXXII.

On a daye the stewarde wolde on huntynge ryde,
Than the quene called Ioseph in to her boure
500 And made hym to syt downe by her syde.
She wolde haue kyssed hym *and* behelde his coloure

471 Of] On *A* 473 *erstes* his *fehlt A* 478 did him see *A* 482 and a *S*
486 many a *A* ‖ colours *S* 491 this] that *S* ‖ woorke *A*, werke *W S*
493 fote *fehlt S* 496 it *fehlt A* 497 kyn] skin *A*

And sayd, that she loued hym as her paramoure,
And besought hym of her to take his pleaser.
'Nay, god forbede,' quod he; 'to dye were me leuer.'

LXXIII.

505 She proferd hym fayre bothe castelles and toures,
And all the pryce of Egypte he sholde haue,
This sayd she to hym, with halles and boures
And more rychesse, yf he wolde it craue.
Fro sekenes, she sayd, his body she wolde saue,
510 And asked, therof, yf he graunte wolde.
He answered shortly, that nothynge do he sholde.

LXXIV.

He sayd: 'Madame, I wyll be true to my lorde:
Traytour wyll I neuer be to my souerayne.
Therfore byleue me at a worde:
515 Rather, than do so, had I leuer be slayne.'
With þ*a*t loude dyde she crye *and* brake her lace in twayne
And smote her nose, that it gusshed all on blode,
And rente downe her serket, þ*a*t was of sylke full good.

LXXV.

She tolde þ*e* knyghtes, that Ioseph wolde by her layne,
520 And that he tare her robes all a sonder:
'And helpe had not come, this thefe had me slayne.'
Than all the courte therof dyde wonder,
That he durste pull her lace asonder:
God wote, it came neuer in his thought;
525 But full grete treason by women hathe be wrought.

LXXVI.

At nyght it was shewed to the kynge,
How suche a trespasse to the quene was done.
He co*m*maunded Ioseph in pryson than to brynge:
'I charge you,' sayd Pharao, 'that traytour fet soone.'
530 Than downe to the towne Ioseph was gone;
They toke and put hym in a dongeon grete;
Confortles there he laye without drynke or mete.

---

502 that *und* her *fehlen A* 504 sayd *S* 507 she sayd *S* 509 wolde she *S* 515 I had *SA* 517 it *fehlt A* ‖ on] in *A* 518 full] so *A* 519 þe] her *A* 522 all *fehlt A* 523 lace *SA*] face *W* 524 in] of *S* ‖ thought *S* 529 fetche *S* 531 toke] him *zugefügt A* ‖ in *fehlt S*

LXXVII.

Than the baker *and* the butler, þ*a*t had be seruau*n*tes longe,
Wrathed Pharao, that was theyr lorde *and* kynge;
535 Also they were brought to that pryson stronge,
Where Ioseph gyltles alone lay therin.
Grete hongre he suffred with wepynge *and* waylynge;
At the laste bothe butler and baker bare hym company;
For in the same pryson by hym dyde they lye.

LXXVIII.

540 Than these II men, þ*a*t in-to þ*e* dongeon were brought,
They had meruayllous dremes there on a nyght.
The butler in a vyne-yarde a cup of wyne, he thought,
He had in his hande all in Pharaos syght.
Lordes *and* ladyes dranke therof, bothe squyre *and* knight,
545 And euer he had thre grapes in his cup holdynge:
All the people dranke, and neuer the les was the wyne.

LXXIX.

The baker thought, that he had holde on his sholder
A lepe full of brede, that was newe bake;
Than came there wylde foules, þ*a*t fro hym dyde it bere —
550 And euen with that bothe sodaynly gan wake.
So vnto Ioseph these wordes than they spake
Of theyr dremes *and* all the trouthe tolde:
They prayed hym to shewe, what it sygnefye sholde.

LXXX.

Ioseph sayd: 'Baker, thou shalt be hanged hye,
555 And byrdes shall bere thy flesshe awaye.
Dethe must thou suffre; there is no remedye.
And the butler nede not to fraye;
For his olde offyce, euen as I saye,
He shall haue and for euer kepe it styll
560 And of kynge Pharao to haue all his wyll.

LXXXI.

Butteler,' quod Ioseph yet, 'remembre me,
Whan that thou comest to thyne offyce agayne,

---

533 *zweites* the *fehlt A* 534 theyr *fehlt A* 539 they did *A* 540 to *fehlt A* ‖ were *S A*] was *W* 541 a *fehlt A* 542 *erstes* a] þ[e] *S* 546 neuertheles *W S*, neuerthelesse *A* 547 that *fehlt A* ‖ had holde] helde *S* 548 lepe] lap *A* 549 it *fehlt A* 550 awake *A* 554 on hye *A* 556 thon *S* 561 sayd *S* 562 that *fehlt A*

Where thou shalt of euery thynge haue plente:
Forgete not poore Ioseph, that lyeth here in payne,
565 And, yf thou here ony man on me do playne
In chambre or halle, at bedde or borde,
I praye the, gentyll butteler, gyue me thy good worde.'

LXXXII.

The baker *and* the butler kynge Pharao se wolde:
On the morowe he sente for them bothe.
570 Than founde they true all, that Ioseph tolde:
The butler to his offyce that daye he gothe,
But the poore baker, to tell you the sothe,
On a gybet he made his ende,
And þ*e* butler in Pharaos court than had many a fre*n*de.

LXXXIII.

575 So on a nyght kynge Pharaō in his bedde laye.
He thought in his slepe, that myghty beestes seuen
(Fayrer nor fatter sawe he neuer before that day)
They ete corne and grasse: of them dyde he dreme,
And euer he thought, they came fro a streme,
580 That was in the west, and than downe by a stone
These fayre beestes layde them to rest euerychone.

LXXXIV.

Than out of the streme comynge he sawe as many mo,
That come and ete vp all theyr corne clene.
So feble than they were, that they myght not go:
585 For all that they had corne, yet were they lene.
Than sodaynly Pharao waked of his dreme
And called to his men this dreme to expounde:
They wyst not, what it mente, al, þ*a*t were in þ*a*t grounde.

LXXXV.

'My lorde,' quod þ*e* butler, 'there is one in your prysone,
590 That ye do hate: your dreme can he tell.'
'Yf it be Ioseph,' sayd Pharao, 'go fet hym soone,
And, of this mater yf he can shewe me well,
I wyll forgyue hym my malyce euerydell.'
Than was lytell Ioseph to the kynge brought:
595 He wende, he shold dye; therfore he toke grete thought.

563 Where] When *A* || haue of every thing *A* 565 thou doo heare *A* || do complayne *S*, plain *A* 571 he *fehlt S* 574 than *fehlt A* 579 that they *W* || from *A* 587 to hym his *S* || this] his *A* 588 *zweites* þat] the *A* 591 sayd Pharao *S* || fetche *S* 593 enerydell *S* 595 þt he shold *W*

LXXXVI.

Than Pharao to Ioseph all his dreme tolde
And sayd: 'Canst thou tell me, what it dothe mene,
And thou shalte haue plente,' sayd Pharao, 'of golde.'
'Syr,' sayd Ioseph, 'I wyll shewe the of thy dreme,
600 What dyde sygnefye the fayre fat beestes seuen:
Thou shalte haue seuen yeres plentye of whete,
And as many mo shall there be none to gete.

LXXXVII.

The laste beestes, þ*a*t thou sawe, on whiche þ*o*u dost wo*n*der,
That ete vp all the corne, and yet were they lene,
605 It betokeneth, þ*a*t there is comynge vii yeres of honger,
And all the other plente they shall ete vp clene:
As I telle the, this it dothe mene.'
'Well,' sayd kynga Pharao, 'this dreme is well expounde;
Therfore wyll I make þ*e* stewarde of my grounde.'

LXXXVIII.

610 Lo, than was Ioseph stewarde of Egypte londe.
He gadereth in the corne bothe daye and nyght.
All men hym pleased bothe fre and bonde;
Unto Ioseph dyde bowe bothe squyre and knyght.
Yet fayne wolde he haue knowlege, *and* he myght,
615 Whether his fader and his moder were on lyue.
He threwe moche chaffe on the water, þ*a*t was lyght,
That in-to Israhell the wynde myght it dryue.

LXXXIX.

In Israhell than was there hongre grete.
Iacob, that was Iosephs fader, with his sones all
620 Coude not gete in theyr countree brede nor mete:
So grete scarsenes amonge them was fall.
As for corne had they none, and mete but small.
At the laste the xi bretherne by the se-syde gan gone:
They sawe, where the chaffe came fletyng on the fome.

XC.

625 Than home to theyr fader these bretherne dyde ronne
And of the chaffe shewed hym, that they dyde fynde.

---

599 thy] the *A* 600 fayre *fehlt S* 601 yeres plentye] plentye yeres *W*, plenty yeeres *A*, plenty-full yeres *S* 602 there shall *S* 603 didst *A* 606 vp] it *S* 607 this *W* = thus *S A* ‖ dooth it *A* 611 gathered *A* 614 haue had *A* 615 *zweites* his *fehlt S* 617 into] vnto *A* 618 then the hunger was great *A* 620 nor] or *A* 622 small *S A*] shall *W* 623 *erstes* the *fehlt W* 625 ronne] come *A*

'Out of what countree,' said Iacob, 'sholde it come?
Can ye tell? *And* whiche waye cometh the wynde?'
It came out of Egypte, they answered, by theyr my*n*de:
630 'In fayth,' sayd his chyldren, that by hy*m* dyd stande.
'Now wolde to god,' sayd Iacob, 'þ*a*t we were in þ*a*t lande.

XCI.

My sones, all theder I wyll you sende;
For you ryght soone I shall ordeyne a galye.
Also ye shall haue golde ynough for to spende.
635 Haste ye theder and come agayne lyghtly —
Yf ye tary longe, for hongre I shall dye.'
Than they toke theyr shyp *and* saylled forth in dede:
'I praye god,' sayd Iacob, 'to be your good spede.'

XCII.

The shyppe was swyfte, that they in rode;
640 God dyde them sende also a fayre wynde,
And soone they passed ouer the se brode;
So Acras hauen, forsothe, gan they fynde.
They kest an ancre soone, to the londe they gan wynde:
The fyrste man, they met, was an harper,
645 That knewe Israhell; for he had trauaylled fer.

XCIII.

This mynstrell shewed them the custome of þ*e* cou*n*tree:
Bycause they wolde to the courte, he gaue them a ryng
And bad them bere it to the porter: 'My broder is he,
The more fauour ye may haue there at your comynge;
650 And to the stewarde for my sake he wyll you brynge.'
So they toke theyr leue eche at other:
'Farewel,' sayd þ*e* mynstrell; 'reco*m*mau*n*de me to my broder.'

XCIV.

At the laste these bretherne with þ*e* stewarde dyd mete
And prayed hym to haue some whete for theyr golde;
655 Lowe on theyr knees all they gan sytte.
The stewarde lyked theyr fauour *and* them gan beholde
And sayd: 'Out of this londe no whete shall be solde.
Ye yonge men,' quod Ioseph, 'of what countre are ye?'
'Of Israhell londe one Iacobs sones be we.'

628 And *fehlt S* 631 Iacob *S A*] Ioseph *W* || *erstes* þat *fehlt A* || were all in *A* 638 to god *S* 642 acras *W S*] a crosse *A* 643 an] in *S* 644 that they *A* || a *W* 645 had *fehlt S* || fer *S*] far *W S* 647 he *fehlt A* 648 it *fehlt A* 649 there *fehlt A* 651 leue] lyue *S* 653 þe] the *S A*, þt *W* 658 sayd *S*

XCV.

660 For ioye than the teres fell fro his eye,
And sodaynly loked a-syde,
Bycause his bretherne sholde hym not spye.
So forth togyder they all dyde ryde
And sayd, that in Israhell grete hongre dyde byde.
665 Ioseph axed, yf they had ony mo bretheryn,
And they sayd: 'Ye; his name is Beniamyn.'

XCVI.

Than he gaue them whete theyr sackes euen full,
And they payed for it to hym all theyr golde.
Ioseph sayd: 'Ye shall haue as moche as ye wull.'
670 These bretherne thanked hym many folde.
At the laste came Rubyne his sacke vp to holde;
Than Ioseph let fall a cuppe amonge the whete,
So knytted vp that bagge and badde them go to mete.

XCVII.

So they toke theyr leue: they wolde no lenger byde;
675 And, when they were gone thus a dayes iourney,
Ioseph bad men after them to ryde
And sayd: 'Bryng them agayne, or they go to theyr galey;
For they haue borne the kynges cuppe awaye.'
The men after rode, at the laste them ouertoke
680 And made them so aferde, that pyteously they dyde loke.

XCVIII.

'Abyde, ye theues,' the men to them sayd;
'Ye haue stolen a cuppe, that longeth to the kynge.'
Fro theyr backes theyr bagges downe they layde;
All they on other stode heuely lokynge.
685 'Good syrs, we haue none,' sayd chylde Rubyne.
Than they sought þ*e* sackes, as they stode on þ*e* grou*n*de,
And in Rubyns bagge the cuppe they founde.

XCIX.

God wote, than that they all were wo
And loked as pale, as the asshes dede.
690 To gete helpe or comforte, they wyste not, how to do.
'Lo, ye theues,' the men to them sayde,

---

660 from *A* 666 was *S* 669 wul *A*, wyll *S* 670 man y folde *S*, many a folde *A* 673 that] the *S* 675 thus] thence *A* 679 and at last *A* 680 they] thy *S* ‖ dyde *fehlt W* 687 sack *A* 688 that *fehlt A* 689 the *fehlt S* 690 how] what *A*

'In pryson shall ye and there to ete your brede,'
And bounde theyr handes *and* led them to theyr brother
Wenynge for to dye: they knewe all none other.

C.

695 Than Ioseph sayd: 'Syres, how is this befall,
That this cuppe of golde is amonge you founde?'
'Forsothe,' sayd they, 'we knewe it not at all,'
And than fell on theyr knees to the grounde.
'Hens ye go not yet,' sayd Ioseph, 'for a M pou*n*de,
700 But yf ye wyll brynge me Beniamyn,
That is your brother: fayne I wolde se hym.

CI.

Tyll ye haue hym brought,' sayd Ioseph tho,
'One of you to pledge here shall abyde.
How saye ye? Are ye agreed therto?'
705 And they answerde hym 'ye' in that tyde.
'Than go, whan ye wyll,' sayd Ioseph; 'god be your gyde.'
So they toke theyr shyppe and sayled ouer the stronde,
And at the laste they came home to theyr owne londe.

CII.

On a daye lytell Beniamyn, that was lefte at home,
710 To his fader for brede he dyde praye.
'Iwys, sone,' sayd Iacob, 'I haue none,
And therfore I may saye "wel awaye";
For nowe I lacke my fode, and none gete I maye.'
'Alas,' sayd the chylde agayne, 'fader, I wolde haue brede
715 My bely is sore for hunger; alas, I wolde be dede.'

CIII.

Iacob wept, so dyde Rachell also
To se theyr chylde for his brede crye.
'Alas,' they sayd, 'nowe were we neuer so wo.
Our whete is all gone, and none can we bye.'
720 'A good god,' sayd Iacob, 'for faute nowe I dye.
My sonnes from Egypte, I wolde, were come, full fayn:
For all the worlde hunger is the grettest payne.'

---

692 In to *S* || ye lye *A* 697 knowe *S* 701 bother *S* || would I *A* 708 *fehlt S* || the *fehlt A* 710 did he *A* 717 theyr] the *S* 720 A] I *A* || faute] food *A* 722 *erstes* the] this *S* || hunger *A*, hungar *W*, honger *S*

CIV.

And, as soone as they these wordes spoken had,
All his sones brought whete in-to the hall.
725 Than Iacob and his wyfe wexed very glad,
And lytell Beniamyn well knewe them all.
So they shewed theyr fader, what dyde them befall,
And sayd, that they must carye Beniamyn ouer the se.
'Nay, that shall ye not,' quod Iacob; 'he shall byde w*ith* me.'

CV.

730 'We were troubled for a cuppe,' they all sayd,
'That was founde in Rubyns bagge,
And we had wende, verely, that we sholde al haue dyed:
Grete sorowe and trouble therfore we had.'
Than Iacob, theyr fader, was very sadde
735 And axed for Asser, that was theyr brother:
'He is yet in Egypte,' they sayd; 'it wyll be none other.

CVI.

Tyll we brynge Beniamyn, there must he byde.
He fareth well ynoughe,' they said, 'and hathe his lyberte.
Therfore we wyll hye vs theder this nexte tyde
740 And brynge home whete grete plente.'
'Alas,' sayd Iacob, 'none other can I se:
Now shall I lese Beniamyn after Ioseph.
In sorowe shall I lyue all the dayes of my lyfe.'

CVII.

So ouer in-to Egypte Beniamyn they ladde,
745 And before the stewarde hym dyde they brynge.
Than was Ioseph, I trowe, full gladde,
Whan he sawe all his bretherne before hym knelynge;
So Ioseph prayed them in ebrewe to synge.
And euer his eye he cast on lytell Beniamyn:
750 Be ye sure, he was gladde for to se hym.

CVIII.

Than they all songe ebrewe, as theyr broder badde:
I trowe, Ioseph therof was fayne,
And than he called them bretherne *and* bad them be glad.
'For I am he,' sayd he, 'that you solde in Dottayne.

729 sayd *S* 736 would *A* 738. 742. 744. 749 Benyamyn *S* 745 they dyde hym *S* 750 for *fehlt A* 753 *erstes* them] his *S* 754 he said he *A*, he sayd *W*, he *S*

755 Remembre ye not, that ye me wolde haue slayne?'
'Alas,' sayd Rubyne vnto his bretherne tho,
'For that same dede to dethe nowe shal we go.'

CIX.

'Not so,' quod Ioseph, 'I forgyue you all.'
And than he kyste them euerychone.
760 'In this countree, bretherne, nowe ye abyde shall.
But fyrst agayne muste ye go home
And fet all my kynred: of them leue not one.
Bothe my fader *and* my moder brynge hether to me,
And in this lande they shall lyue full merely.'

CX.

765 Home they wente in-to Israhell londe
And tolde theyr fader: 'Good tydyngės haue we brought.
Ioseph, our broder, agayne haue we founde:
Whete in Egypte in a good tyme we sought.'
God wote, that Iacob was gladde in his thought,
770 And than all the bretherne to theyr fader tolde,
How for xxx pens to a chapman they hym solde.

CXI.

'And nowe, fader, he prayeth you to come to þ*a*t lande
With all your kynne vnto the nynth degre,
And there shall ye haue all thynge at your hande.'
775 'With a good wyll,' quod Iacob, 'theder wyll we.'
To shyppe they wente in all the hast, that myght be,
And shortly landed in Egypte, the kyngdome:
Ioseph was gladde, whan he herde, they were come.

CXII.

At the laste they met Ioseph in Pharaos hall;
780 There he welcomed his fader *and* Rachel, his moder.
So for to wasshe to mete for water he dyde call.
Iacob toke þ*e* lauer in one hande *and* the basen in þ*e* other,
And Rachell in her hande a fayre towell dyde bere
And so to theyr sone it helde for to wasshe his handes.
785 'Nay, not so,' quod Ioseph; 'this not with reason sta*n*des.'

---

755 that *fehlt* S 758 sayd S 761 ye must S 762 fetche S 765 Home] Now S 766 tolde] said A || haue S 768 hane we S 772 þat] the A 773 to A 774 things A 775 sayd S 776 To the ship A 781 did he A 782 *zweites* þe] þt S 784 *erstes* to *fehlt* A 785 sayd S

CXIII.

Than at the table his fader he dyde set
With his moder Rachell and many other mo;
Theyr XI sones there serued them of mete.
On his dreme Ioseph thought tho,
790 How that he out of Israhell dyde go;
So, whan they had eten, thus he gan sayne:
'Nowe are my dremes trewe, that I had in Dotayne.

CXIV.

New dothe the sonne *and* the mone bowe to my hande
And the XI sterres, that in my dreme I dyde se,
795 With sheues of whete thrughe out the lande
Now in dede they do folowe we;
And nowe in Egypte our lyfe lede we.'
So than he prayed his fader to be gladde:
'God hath so prouydyd, ye haue no cause to be sadde.'

CXV.

800 Styll there they lyued in that countre;
In grete rychesse they dyde all habounde.
Of shepe and catell they had plente,
With gotes, asses *and* camelles full theyr grounde.
Theyr kynred encreased aboute them rounde,
805 Tyll it befell at laste, that (all thynge shall haue ende)
God his messenger dethe vnto them dyde sende.

CXVI.

Nowe ye, that shall this boke se and rede,
Do not thynke, that it is contryued of ony fable;
For it is the very bible in dede,
810 Wherin our fayth is grounded full stable.
Now god gyue vs grace, that we may be able
By meryte of his passyon to heuen assende;
For of this mater here I make an ende.

Here endeth Iacob *and* his XII sones. Enpry*n*ted at Lo*n*don in Fletestrete at the sygne of the sonne by Wynky*n* de Worde *W*, Finis Here endeth the hystory of Iacob *and* his twelue sones Imprynted at London without Newegate in saynt Pulkers parysshe by Iohñ Skot *S*, Finis Imprinted at London by Iohn Allde for Iohn Harison *A*.

---

788 XI *A*] XII *W S* 791 they] he *S* 807 and] or *A* 808 not thynke] nothyng *S* 811 to ascend *A*

Quelle.

Das Gedicht beruft sich mehrere Male auf die Bibel: V. 9 *the bybyll sayth,* 14 *as scrypture doth specify,* 47 *thus sayth the boke,* 265 *the boke playne,* 809 *it is the very bible.* Einmal aber heißt es 157: *As the mayster of the story sayth, so dyde he* (nämlich Isaak) *lye styll, Lyke as the soule frome the body had ben awaye.* Gemeint ist Petrus Comestor, der in der 'Hist. eccl.' (bei Migne CXCVIII, 113) sagt: *Expavit Isaac vehementer; et in hac extasi vidit in spiritu a domino factum esse hoc et significationem piae fraudis intellexit.*

Inhaltlich ist V. 1—77 des Gedichts = Genesis 25, 20—34; V. 78—343 = Genesis 27, 1—32, 9; V. 355—c. 480 = Genesis 37, 5—37, 36; V. c. 480—532 = Genesis 39; V. 533—574 = Genesis 40; V. 575—611 = Genesis 41; V. 632—667 = Genesis 42; V. 671—698 = Genesis 44; V. 699—734 wieder = Genesis 42; V. 744 f. = Genesis 43, 5; V. 754 f. = Genesis 45, 3 f.; V. 756 f. = Genesis 42, 22; V. 758—775 = Genesis 45.

Besonders die Geschichte Josephs ist durch eine große Reihe von frei erfundenen Zügen bereichert. Nur die hauptsächlichsten seien hier hervorgehoben. Gen. 37, 14 schickt Jakob Joseph zu seinen Vieh hütenden Brüdern mit der Weisung: *Vade et vide, si cuncta prospera sint erga fratres tuos et pecora, et renuntia mihi, quid agatur.* In dem Gedicht bringt Joseph auf seines Vaters Geheiß seinen Brüdern ihr Mittagbrot: V. 383 f. In der Bibel V. 16, 17 sagt ihm der Mann, den er wegen seiner Brüder fragt, nur, daß sie nach dorthin gezogen seien. In dem Gedicht V. 393 aber warnt er Joseph vor ihnen, da sie ihn töten wollen. Joseph aber V. 400 achtet nicht auf seine Warnung. In der Bibel V. 21 f. rät Ruben, der Joseph retten will, ihn nicht zu töten, sondern in eine Grube zu werfen. Im Gedicht wird Rubens Rat nun damit motiviert: *he is of our owne blode* V. 407, und der Rat, dahin ihn gebunden *on the flode* V. 409 zu werfen: *Soone the streme wyll bereue hym his lyfe.* So geschieht es; da sie aber nach dem Essen und dem sich daran anschließenden Spiel Joseph in dem Schlamme (es ist gerade Ebbe) zappeln sahen, wollen sie ihn töten, als sie einen Kaufmann kommen sehen (423). In der Bibel V. 28 ist von *negotiatores* die Rede, die als *Medianitae* und *Ismaelitae* bezeichnet werden. Der Preis in der Bibel V. 28 ist 20 Silberlinge, im Gedicht 427 aber 30 *pens.* Daß Ruben anders sei als seine Brüder, wird im Gedicht nicht gesagt. In der Bibel schicken die Brüder Josephs Gewand ihrem Vater. In dem Gedicht kommen sie gegen Abend (437) selbst nach Hause und, da Jakob, der in der Tür steht, sie fragt, warum sie so früh kämen, begründen sie das damit, daß sie den ganzen Tag nichts gegessen

und getrunken hätten. Da Jakob (442) erwidert, er habe ihnen durch Joseph Essen und Trinken geschickt, zeigen sie nicht Josephs Gewand, sondern das *wete clothe,* das sie mit Ziegenblut besprengt haben (438), und behaupten, es gefunden zu haben: *A pot there lyeth also in peces thre.* Die Bibel spricht nur von der Trauer Jakobs, das Gedicht auch von der Trauer der Rachel (449 ff.), die nach der Bibel längst tot ist (Gen. 35, 19, Stelle Geburt Benjamins). Während sodann in der Bibel einfach erzählt wird (36): *Madianitæ vendiderunt Joseph in Ægypto Putiphari, eunucho Pharonis, magistro militum,* und ähnlich noch einmal 39, 1, läßt das Gedicht den Kaufmann zunächst auf der See einen Sturm bestehen (V. 459) und dann in Ägypten Joseph an einem Seile durch die Straßen führen und viele Herren und Damen ihn voll Interesse ansehen, ehe ihn Pharaos *stewarde* für 100 Pfund kaufte, so daß der Kaufmann, wie er erklärt, kein Geld verliert, obgleich Joseph es verdiene, mit Gold aufgewogen zu werden. Während in der Bibel nur von dem Gewande die Rede ist, das Joseph in der Hand der Frau des Potiphar läßt, da er flieht (39, 12), wird in dem Gedicht 481 ff. erzählt, daß Josephs Herrn ein kostbarer goldgestickter *serket* und *mantell* von seiner Schwester geschickt wird, der aber einen Fuß zu kurz ist, während er Joseph paßte. Im folgenden werden dann aber diese Kleidungsstücke nicht wieder erwähnt. Ferner ist an die Stelle der Frau des Potiphar der Bibel in dem Gedichte V. 499 die Königin getreten, die, als der Steward eines Tages auf die Jagd geritten war, sich Joseph in ihr Zimmer kommen läßt. In der Bibel zeigt die Frau das von Joseph zurückgelassene Gewand, in dem Gedicht derangiert sie ihre Toilette und schlägt ihre Nase blutig (nach berühmten ma. Mustern) V. 516: *With þat londe dyde she crye and brake her lace in twayne And smote her nose, that it gusshed all on blode, And rente downe her serket, þat was of sylke full good.* Natürlich steckte dann Pharao, nicht sein Diener, Joseph ins Gefängnis.

Während nach der Bibel Jakob seine Söhne nach Ägypten schickte: *audiens ..., quod alimenta venderentur in Aegypto* (42, 1), lockt sie Joseph in dem Gedichte selbst dahin. V. 613 ff. Da er gern wissen wollte, ob sein Vater und seine Mutter noch leben, wirft er viel Spreu aufs Wasser, damit es der Wind nach Israel treibe, und richtig, als seine 11 Brüder eines Tages am Meeresstrand dahingingen, sahen sie die Spreu und liefen dann, um sie ihrem Vater zu zeigen. Es wird ihnen aus der Richtung des Windes klar, daß sie aus Ägypten gekommen, und so schickt ihr Vater sie dahin nach Getreide, und so s e g e l n sie denn dahin. Sie landen im Hafen Acras (642). Der erste Mann, den sie treffen, ist ein Harfenspieler (also Minstrel, 652), der auf seinen Wande-

rungen auch nach Israel gekommen ist. Da sie an den Hof wollen, gibt er ihnen einen Ring, den sie dem Pförtner, seinem Bruder, geben sollen, der sie dann zum Steward führen werde. Während in der Bibel Joseph erst bei der zweiten Reise seiner Brüder in den Sack des einen, und zwar in den Benjamins, einen Becher legen läßt (44, 2), wirft im Gedicht Joseph sogleich das erstemal den Becher in den Sack Rubens (672). Da sie dann zurückgeholt werden, müssen sie versprechen, Benjamin nach Ägypten zu bringen. Asser bleibt als Pfand (V. 735; nach der Bibel 42, 27 Simeon). Inzwischen hat nach dem Gedicht Benjamin großen Hunger und bittet seinen Vater um Brot (710). Trotzdem dieser erklärt, er habe keins, wiederholt der Knabe seine Bitte (715): 'Mein Bauch schmerzt vor Hunger; ach, wäre ich tot!' Jakob und Rachel weinen deshalb, da kommen aber zum Glück die Brüder mit dem Weizen. Da sie nun zum zweitenmal mit Benjamin nach Ägypten kommen, müssen sie vor Joseph *in ebreue* singen (748): darauf gibt er sich ihnen zu erkennen und läßt sie Vater und Mutter holen. Der Empfang der Eltern wird wieder ganz selbständig erzählt, 779 ff. Schließlich trafen sie Joseph in Pharaos Halle: dort bewillkommnete er seinen Vater und Rachel, seine Mutter. So rief er nach Wasser, um sich fürs Essen zu waschen. Jakob nahm das *lauer* in die eine Hand und das *basen* in die andere (782: wie unterscheiden sich die beiden, die nach den Wörterbüchern gleiche Bedeutung zu haben scheinen: *basen* hier wohl das Gefäß, aus dem das Wasser in das *lauer* gegossen wird? Oder umgekehrt?), und Rachel trug in der Hand ein schönes Handtuch und hielt es so ihrem Sohne hin, damit er sich die Hände wasche. 'Nein, nicht so,' sagte Joseph, 'dies ist nicht vernünftig!' Joseph läßt sie dann an den Tisch sich setzen. Ihre Söhne bedienen sie, und Joseph sieht, daß seine Träume in Erfüllung gegangen sind.

Trotz dieser großen Freiheiten, die sich der Dichter mit dem Stoffe erlaubt hat, sagt er doch in der letzten Strophe: Ihr, die ihr dieses Buch seht und lest, denkt nicht, daß es aus irgendeiner Fabel ersonnen ist; denn es ist in der Tat die wahre Bibel, auf die unser Glaube fest begründet ist.

Entstehungszeit.

Wynkyn de Worde druckte bis 1534 — dadurch ergibt sich die untere Grenze. Die Schlußstanze betont, daß es sich hier nicht um eine fabelhafte, sondern um eine biblische Legende handelt; daß die Bibel die ganz feste Grundlage unseres Glaubens ist; endlich daß wir durch Christi Leiden in den Himmel gelangen. Wenn ein Dichter in einer Periode, in der die Reformation in der Luft lag, solche Momente hervorhebt, obwohl ohne polemische

Spitze, so stand er der neuen Theologie wenigstens sehr nahe; es war nicht Gepflogenheit der älteren Legendenschreiber, solche Grundsätze, wenn sie sie auch nach katholischer Lehre haben durften und sollten, voranzuschreiben. Man wird daher geneigt sein, die Abfassung nicht weit vor 1534 hinaufzuschieben.

Dazu stimmt mancherlei in metrischen und sprachlichen Dingen. Für einen Dichter, der sich durch die Reimordnung des *rhyme royal* (nur Str. 88 hat acht Zeilen) als Schüler Chaucers oder doch Lydgates kundgibt, sind hier kurze unbetonte Suffixe ungemein häufig zur Bindung gebraucht; so *brether* : *hunter* 36, *fader* : *moder* 43, *fadere* : *here* 127, *heven* : *sene* 198, *water* : *corner* 205 usw.; am Hofe Heinrichs VIII. haben sich bekanntlich Heywood und Wyatt durch solche Laxheit hervorgetan. Die Suffixvokale sind arg mißhandelt; auf *reson* (gedruckt *resyne*) : *myne* 65 oder *venyson* : *skyn* 100, *mervayll* : *catell* 304 oder *Ioseph* : *lyfe* 742 u. dgl. kommt es dem Autor nicht an; die für das 15. Jahrhundert charakteristische Suffixtrübung ist bei ihm beträchtlich überboten. Ob im letztgenannten Reim die Diphthongierung des alten *ī* zu frühne. e^i bereits mitspielte, vielleicht auch in *children* : *eyen* 264, bleibe dahingestellt; sicher macht sich die Erhöhung des me. geschl. *ê* zu *ī* fühlbar in Bindungen wie *shepe* : *Egypte* 326 und *mete* : *sytte* 653. Volle Klarheit über diese Ausspracheprobleme ist dadurch erschwert, daß der Dichter auch betontes *ĭ* mit betontem *ĕ* paart (*sell* : *wyll* 426), desgleichen me. *ī* mit me. geschlossenem *ê* (*me* : *remedye* 170, *be* : *sygnefye* 365, *the* : *shortly* : *iourney* 429 u. dgl.). Seine Bindungen von me. *a* in offener Tonsilbe mit me. *ai* sind vor dem 16. Jahrhundert nicht gut denkbar; vgl. *payne* : *twayne* : *name* 30, *name* : *agayne* : *tayne* 142; weniger beweisend, weil mit einem Eigennamen gefügt, *Lea* : *laye* 246, : *daye* : *laye* 352; Ähnliches findet sich besonders bei Barclay 1509 (Dalheimer, 1899, S. 17 f.). Für die Flexion des Dichters ist es charakteristisch, daß er in 3. Sgl. Präs. bald *gothe* (571), bald *standes* (785) reimt, ähnlich wie Barclay (Dalheimer S. 64), Bale (Moser, 1902, S. 28) und Heywood (Quellen d. weltl. Dramas, ed. Brandl, 1898, S. LII), ferner, daß er im Prät. Pl. regelmäßig den Ablautvokal des Sgl. hat (*fande* 460, 687, *spake* 551, *rode* 639, *shall* 760), ausgenommen natürlich *were* 37 und schwach gewordenes *foughte* 16, wie gewöhnlich bei den Londonern seit Caxton (Römstadt, 1891, S. 43, 57). Endlich, daß er das st. Pp. Prät., wenn nicht schon im Stammauslaut Nasalis steht, wie bei *founde* 93, 767 oder *cume* 426, 778, meist mit *-n* bildet, obwohl er gewiß kein Mann des Nordens war (*done* 81, 527, *slayne* 322, 337, 515, 521?, 755, *gone* 181, 530, *sene* 201), seltener ohne *n* (*bake* 548, *fall* 621, dazu erstarrtes *ago* 171), wofür besonders Bale (Moser S. 30) Parallelen bietet. Zur Analogieform des Sgl. Prät. *ber* nach dem Pl.

(11, 401) vgl. (he) *begunne* bei Bale (Moser, S. 29). So ist durchaus das Bild der englischen Schriftsprache um die Zeit des Reformationsbeginns bei unserem Verfasser zu finden. Alle Einzelheiten zu berühren, hat bei der Menge seiner unreinen Reime (z. B. *Jacob* : *brode* : *lorde* 135, *dreme* : *eleven* 358, *seven* : *dreme* 572, 590) wenig Sinn.

Schließlich erhebt sich noch die Frage, ob der Dichter gewisse Schicksale seines Lieblings Jakob etwa so darstellte, als hätte er dabei verwandte Dinge im Leben Heinrichs VIII. im Auge gehabt. Auch Heinrich war eigentlich der zweitgeborene Sohn; er kam nur durch den frühen Tod seines älteren Bruders zur Herrschaft. Auch Heinrich hatte lange bei der nicht sonderlich schönen Katharina von Spanien auszuharren, bis er die geliebte Anna Boleyn heimführen konnte; erstere könnte allenfalls der Lea, letztere der Rahel bis zu einem gewissen Grade parallel stehen. Dann würde zugleich der auf Jakob gehäufte Gottessegen samt der Ruhmeslaufbahn seines Sohnes Joseph als eine Art Weissagung für Heinrich erscheinen können. Was für diese Auffassung spricht, ist wesentlich das Moment, daß damit die Wahl des Stoffes für den Dichter erklärt wäre. Die ganze Legende würde durch solche Symbolik einen höfischen Zweck gewinnen. Aber dies würde anderseits voraussetzen, daß Entstehung und Druck des Werkes nur wenige Jahre vor den Tod des Wynkyn de Worde fallen. Bis dies ausschlaggebende Problem gelöst ist, empfiehlt es sich, obige Deutung nur als eine mögliche mit Vorsicht zu verzeichnen.

Berlin. Aus Julius Zupitzas Nachlaß herausgegeben von Alois Brandl.

Die Frage der Echtheit von Cyrano Bergeracs *Sonnenreise.* — Die *Sonnenreise* und die *Essays* von Montaigne.

Auf den Seiten 8 ff. meiner Ausgabe von Cyranos *Mondreise* führte ich aus, warum eine kritische Ausgabe der *Sonnenreise* vorläufig nicht zu machen sei: die *Mondreise* wurde posthum von dem Freunde Cyranos Lebret ungetreu genug herausgegeben. Das Mannskript der *Sonnenreise* war damals verschwunden. Ein paar Jahre darauf wurde eine Handschrift gefunden, 1662 herausgegeben, acht Jahre nach der Erstauflage der *Mondreise*; der Verleger Sercy zeichnete die Widmung an des Verfassers Bruder Cyrano Mauvières und erzählte, das Werk sei ihm durch einen Zufall (*heureusement*) in die Hände gefallen, nachdem er es lange und vergeblich gesucht. Die Einleitung stammt von einem philosophisch Gebildeten, den Jacob leidlich begründet für den Cartesianer und Freund Cyranos Jacques Rohault hielt (Jacob. Ausg. S. 196[1]). Die Lucrez-Verse, die in französischer Übersetzung als Parallelen zitiert werden, können der verlorenen Molière-Übersetzung entstammen, aus der Zeit seiner Beziehungen zu Gassendi. Beide Hypothesen sind unsicher. Der Herausgeber ist für uns ein Anonymus; man kann nicht einmal sagen, daß er Cartesianer oder Gassendist ist, er tritt hinter seinen Zitaten zurück, sucht seinen Autor zu illustrieren, gelegentlich zu rechtfertigen.

Über das Werk sagt er zu Anfang: *C'est un enfant qui n'est pas tout à fait formé, mais dont tous les traits ne marquent pas moins le génie du père, que ceux qui ont vu le jour devant lui … Il est naturel de n'être pas bien aise de voir ses enfants estropiés* (NB.!), *et de leur donnier toute la perfection qui les peut rendre recommandables dans le monde: mais celui-ci est un posthume, qui n'y a d'appui que de lui-même, et qui n'a pas eu le bien, … d'avoir Monsieur Le Bret pour tuteur.*

Soll das letzte heißen, daß der Herausgeber die Handschrift unredigiert (*sans appui*) herausgab? Das ist zu bezweifeln. Schon das Interesse des Verlegers zwang zu einer Redaktion, wenigstens stilistischer Art. Jeder Kenner weiß, daß die Herausgabe posthumer Werke vom 16. bis zum 19. Jahrhundert ganz willkürlich geschah. Wir haben also nicht einmal die Gewähr der Authentizität der *Sonnenreise* als Ganzes. Ich habe in meiner Ausgabe darauf hingewiesen, daß zwar schon in der *Mondreise* Cyrano den Plan hatte, eine *Sonnenreise* zu schreiben, aber diese war als Memoirenwerk des *Dämons des Sokrates* gedacht. Die

vorliegende aber ist ein Memoirenwerk des Autors, der sich unter dem Anagramm Dyrcona selber nennt.

Ich kann den Leser beruhigen, trotz dieser Bedenken ist die *Sonnenreise,* wie sie vorliegt, von Cyrano, mindestens im Entwurf; er hat also seinen Plan geändert. Allerdings sind gelegentlich Stellen als Interpolationen verdächtig. Einmal ist die Diktion oft fremdartig, Worte wie *mignard, mignardise, besson,* die man aus dem 16. Jahrhundert gut kennt, kommen hier vor, nicht aber in den übrigen Werken Cyranos, außer *mignardelet* im *Pédant Joué,* womit aber Granger charakterisiert werden soll. Nun ist es aber unwahrscheinlich, daß Cyrano gerade im letzten Werke altmodisch geworden ist. Folglich ist es wahrscheinlich, daß solche Worte Spuren der Überarbeitung sind. Dies könnte methodisch aber erst durch eine lexikographische Arbeit im einzelnen durchgeführt werden.

Das Urteil: Im Grundstock stammt die *Sonnenreise* von Cyrano, ist vorläufig nur gefühlsmäßig abgegeben. Die Entdeckung, daß die *Mondreise* die *Essays* von Montaigne illustriert, gibt uns nun eine Handhabe zur Kritik.

Die Sachlage ist dieselbe wie bei dem fünften Buche von Rabelais' *Gargantua et Pantagruel.* Auch dieses ist posthum. Ist es echt? Man erinnert sich, daß Abel Lefranc die Frage löste: Er konnte in den *Navigations de Pantagruel* bestimmen, daß die Reise bis zum vierten Buche die phantastische Umformung einer Reise durch die nördliche Durchfahrt Amerikas (ein damaliges Problem!) darstellt. Da nun das fünfte Buch diesen Plan fortsetzt, so muß es wenigstens in der Idee von Rabelais stammen.

Die Dinge liegen hier ebenso; Cyrano erwähnt Montaigne nie; seine Entlehnungen zu entdecken, blieb dem Literarhistoriker vorbehalten. Benutzt er also die *Essays* in der *Sonnenreise* ebenso wie in der *Mondreise,* so ist die Authentizität des Torsos gesichert. Es gilt dies als strikter Beweis. Benutzt er ihn nicht, so mehren sich die Verdachtsgründe, und dies ist der Fall, wenn auch nur die Methode der Benutzung Montaignes wechselt. Natürlich muß die Untersuchung sehr umsichtig geführt werden und verlangt geübten Blick. Ein Studierender, der mit der Untersuchung betraut war, meldete bereits: Keine Montaigne-Benutzung! Dabei wurde eine ganze Beispielsammlung, die den *Essays* wörtlich entnommen ist, übersehen. So habe ich denn bereits das Endresultat verraten: Die *Sonnenreise* ist den Methoden der *Mondreise* an diesem Punkte getreu geblieben.

Damit nicht genug, müssen wir hier feststellen, ob auch die übrigen Kompositionsmethoden des Dichters beibehalten wurden:

im *Pédant Joué,* in der *Mondreise* finden sich Reminiszenzen aus den *Briefen* und vice versa. Beruht auch die *Sonnenreise* auf den früheren Werken? Mit der Antwort auf diese Frage will ich anfangen:

1. Die *Sonnenreise* und die *Mondreise.*

Enfin notre vaisseau surgit au havre de Toulon ... So knüpft die *Sonnenreise* an die *Mondreise* an. Dieser Anfang wurde noch nie genau betrachtet. Auch ich habe ihn übersehen. Und doch birgt er die Lösung wichtiger Fragen.

In den Handschriften endet Cyrano damit, daß er sich in einer ungenannten italienischen Stadt einschifft, unterwegs hängt er den Erlebnissen nach. — In den Drucken aber begibt er sich nach Civitavecchia, *& me mis sur vne Gallere qui m'amena iusqu'à Marseille.* Ich habe schon gezeigt, daß die Endpartien der *Mondreise,* wie sie in den Drucken von den Handschriften abweichend redigiert sind, vermutlich ein Werk Le Brets sind. (Vgl. S. 31 meiner Ausgabe.) Hier haben wir den Beweis dafür. Denn die *Sonnenreise* fängt da an, wo die Handschriften aufhören. Sie läßt Cyrano in Toulon landen, während die Drucke eine Landung in Marseille voraussahmen.

In dieser folgerichtigen Anknüpfung an die Handschriften haben wir weiterhin einen ersten Beweis, daß die *Sonnenreise* keine Fälschung ist und im Grundstock Cyrano zugehört. Diese Beobachtung wird noch durch folgende erweitert: In den Drucken der *Mondreise* bringt der *Dämon des Sokrates* Cyrano auf die Erde zurück. Ich habe an derselben Stelle schon erklärt, warum diese Darstellung nicht von Cyrano stammen kann, der in den Handschriften von einem Teufel zurückgetragen wird. Tatsächlich hetzen in der *Sonnenreise* die Widersacher gegen ihn: *vous étonnerez-vous que le diable l'ait, comme il dit, rapporté en ce monde?* (Jacob S. 209.) Also auch hierin erweist sich der Lebretsche Schluß als eine Fälschung, die nicht von Cyrano gewollt ist, die *Sonnenreise* aber in ihrer Anknüpfung an nur handschriftlich Verbreitetes als echt.

Der Plan der *Sonnenreise* läßt allerorts die ältere *Mondreise* durchschimmern: die Verfolgungen, denen der nun aus dem Mond Zurückgekehrte ausgesetzt ist, und deren Schilderung eins der farbigsten und packendsten Bilder aus den Zeiten des Aberglaubens und des Fanatismus bildet, haben ihre Urzelle in den Unterhaltungen mit den Jesuiten in Kanada (meine Ausgabe

S. 116), die Maschine, die in die Sonne führt, schließt sich denjenigen der *Mondreise* ebenbürtig an. Das Vogelreich ist eine Paraphrase des Mondreichs: wie dort, wird Cyrano ins Gefängnis geworfen, über seine Natur wird fast mit denselben Worten diskutiert.

Mondreise S. 164:	*Sonnenreise* (Jacob) S. 277:
Les oiseaux mêmes, disaient-ils, n'ont pas été si mal traités, car au moins ils ont reçu des plumes pour subvenir à la faiblesse de leurs pieds et se jeter en l'air ...	Une bête chauve, un oiseau plumé, une chimère amassée de toutes sortes de natures ...
S. 163:	S. 278:
il y aurait bien plus d'apparence, ... que nos animaux domestiques participassent au privilège ... de l'immortalité ... qu'une bête monstrueuse.	il n'a ni bec, ni plumes, ni griffes, et son âme seroit spirituelle!

In der *Mondreise* wird Cyrano für einen Affen gehalten (S. 140 meiner Ausgabe), in der *Sonnenreise* sucht er sich zu retten, indem er sich selber für einen Affen erklärt (Jacob S. 279). In beiden gibt es Gerichtsverhandlungen, in der *Mondreise* setzt man ihn wiederholt *sur la selette*, in der *Sonnenreise*: *Au lieu de m'interroger sur la selette, on me mit à califourchon sur un chicot de bois pourri.* Bei den Vögeln ist nämlich der Reitsitz eine Schande: *une grande Autruche noire, ... me mit honteusement à califourchon sur son dos, car cette posture* (als spezifisch menschlich) *est entre eux la plus ignominieuse où l'on puisse appliquer un criminel* (Jacob S. 291). So wird in der *Mondreise* Cyrano auf einem Galawagen in Festtagskleidern von vier Prinzen zu seiner Schande gezogen. Die Staaten auf Mond und Sonne sind nicht nur verkehrte Welten, es sind auch Idealwelten. In beiden ist der Krieg verpönt: auf dem Monde sind Schiedsgerichte, auf der Sonne, im Vogelreich, wird das friedlichste Wesen König, zur Zeit ist es die Taube. Gewiß nicht der stärkste, der Adler! (Jacob S. 283). In beiden wird die Subjektivität des Menschen dem Tiere gegenüber persifliert, in beiden enthält das *Plaidoyer* vor Gericht die markantesten Stellen, die in der *Sonnenreise* in folgender Umdrehung bekannter Sätze gipfeln: *il* (der Mensch) *rit comme un fou, ... il pleure comme un sot.* In beiden wird der Gerechtigkeitssinn der Tiere als hoch entwickelt geschildert: in montaignischer Weise stellt der Anwalt in der *Mondreise* (S. 172) die Forderung der Glaubensfreiheit — ebenso predigt in der *Sonnenreise* (S. 287) der Anwalt die Gleichheit aller Wesen. In beiden weicht die Art des Todesurteils von der unsrigen ab: auf dem Monde werden die Verbrecher zum Begräbnis verurteilt (205).

auf der Sonne, bei den Vögeln, ist die schlimmste Strafe *la mort triste*, durch traurige Weisen zu Tode gesungen zu werden (Jacob 284). — In beiden findet sich der Glaube, daß die verzehrte Materie zum Aufbau des Verzehrenden dient: deshalb essen die Mondbewohner den toten Freund auf (206), die Vögel trösten den zum Tode verurteilten Cyrano damit, daß sein Leib, den Insekten fressen sollen, zum Aufbau dieser höheren Wesen dienen wird (Jacob 293).

Auch im *Pflanzenreich* finden sich solche Parallelen: die Belebtheit der Pflanzenwelt war ja schon ein Lieblingsthema der *Mondreise*. Der Philosoph, der nicht einmal Pflanzen ißt, weil er sie des Schmerzes für fähig hält (183), der Kohlkopf, der. wenn auch nur in der Annahme, redend eingeführt wird, antizipieren die Idee des Pflanzenreichs auf der Sonne. Daß sie Schmerz fühlen, wird hier von einem Baume umständlich ausgeführt (Jacob 299). Die Subjektivität der Menschen den Pflanzen gegenüber wird von den Pflanzen redlich zurückgegeben. der Instinkt warnt sie vor dem Menschen (297). Im Reiche der Liebenden schließlich, durch das Dyrcona nach dem Pflanzenreich kommt, gelten ähnliche Grundsätze wie unter den Mondbewohnern. Einmal freie Liebe: *tout homme a pouvoir sur toute femme* (meine Ausgabe 170), dem in der *Sonnenreise* das Liebesseminar entspricht (Jacob 340); in der *Mondreise* wird die Theorie verfochten: Das Gewissen zwingt die Väter zur Zeugung, denn das Leben versagen ist schlimmer als töten (180. 181); in der *Sonnenreise* strengt die Frau aus dem Liebesreiche wegen dieser Unterlassungssünde einen Prozeß an (Jacob 338). Sokrates, *auquel on a donné la surintendance des mœurs* soll ihn richten. Leider führt der Roman nicht bis zu dieser Erörterung.

So ist der Hauptgang der Erzählung in der *Sonnenreise* durch die *Mondreise* vorbereitet oder zu dieser eine Paraphrase. Auch in Einzelheiten finden sich zahlreiche Parallelen: auf dem Monde fanden wir die Tonsprache, auf der Sonne die *langue matrice*, die Ursprache, in der sich Wort und Begriff noch decken, so daß man sie nicht erst zu lernen braucht, und alle Wesen sich verstehen (246, 247). Der Entwicklungsgedanke wird hier im Vogelreiche, als einer verkehrten Welt, auf den Kopf gestellt: (279) *comme on tombe plus facilement qu'on ne monte d'espèce.* Dyrcona führt dies zu seiner Verteidigung an, um zu erweisen, daß er, als Affe unter Menschen verpflanzt, sich ganz vermenschlicht habe. — Es sei noch erwähnt, daß auch in der *Sonnenreise* *or potable* und *huile de talc* (332) aus dem *Zaubererbriefe* und der *Mondreise* vorkommen; daß in der *Mondreise* erzählt wird, wie Campanella durch Nachbilden der Grimassen und Gesten fremde Gedanken liest (142), während in der *Sonnenreise* dargestellt

wird, wie er diese Kunst ausübt. Die Parallele zeigt auch in den Worten Gleichheit:

Mondreise 142:

'Ce fut moi (Dæmon) qui l'avisai, pendant qu'il (Campanella) était à l'Inquisition à Rome, de styler son visage et son corps aux grimaces et aux postures ordinaires de ceux dont il avait besoin de connaître l'intérieur, afin d'exiter chez soi, par une même assiette, les pensées que cette même situation avait appelées dans ses adversaires.'

Sonnenreise 316:

afin de connaître votre intérieur j'arrenge (Campanella selber) toutes les parties de mon corps dans un ordre semblable au vôtre; car, étant de toutes parts situé comme vous, j'excite en moi, par cette disposition de matière, la même pensée que produit en vous cette même disposition de matière.'

In Geschehnissen, Bildern und Stil könnte noch allerhand angeführt werden, was die nahe Verwandtschaft der beiden Werke zeigt.

2. *Sonnenreise* und *Pédant Joué*.

Mehrere Parallelen mit dem *Pédant Joué* erweisen ihrerseits Cyranos Eigenart für die *Sonnenreise*. *Péd. Joué* I, 1 werden die Normannen verspottet: Granger will Chateaufort nicht als Schwiegersohn, weil er Normanne ist: *Normandie quasi venu du Nord pour mandier.* In der *Sonnenreise* (Jacob 211) ist Messire Jean aus dieser Provinz und *calomniateur, comme quelque chose de plus qu'un Normand*; später (234) *Normand de nation et chicaneur de son métier.*

Aus Angst, daß ihn Teufel und Dämonen bestehlen, läßt Granger (II, 8) alle seine Stuben *une Medecine d'eau beniste* nehmen. Jeder Zugang zum Zimmer wird mit einem Blatte eines alten Kirchenliederbuches (*vn vieux liure de plaint-chant*) zaubersicher gemacht usw. Ebenso ist der Bauer, der in der *Sonnenreise* Dyrcona fangen soll, in solche Pergamentblätter gekleidet: *une longue robe, tissue des feuilles d'un livre de plaint-chant, le couvroit jusqu'aux ongles* (S. 217).

Wie in der *Mondreise* (Apfel vom Lebensbaum), spielen auch im *Pédant Joué* (IV, 8) die Äpfel der Mythologie eine Rolle: *Une Pomme ligua les Dieux l'un contre l'autre: vne pomme rauit la femme à Menelas* etc. In der *Sonnenreise* wird umgekehrt erzählt, wie die Äpfel Liebe erzeugten (304 ff.), und zahlreiche Beispiele gegeben.

Im *Pédant Joué* wünscht Granger seinem Sohn, der angeblich erstochen wurde, einen selteneren Tod: (V, 2) *de bon cœur ie voudrois auoir donné un talent, & que tu eusses esté mangé des Mouches à ces vendanges dernières: J'aurois composé là-dessus vne Epitaphe.* Ebenso wird Dyrcona im Vogelreich verurteilt: *ils me condamnèrent à estre mangé des mouches* (Jacob 290).

Im III. Akt, Szene 2 sagt Grangier zu seiner Flamme: *Soyez telle en fermeté que la Remore qui bride la nef au plus fort de la tempeste, & ie seray tel que le Vaisseau de Caligula qui en fut arresté.* Dies führt der Dichter dann in der *Sonnenreise* aus und bringt ganze Seiten über die Remora, sein 'Eistier'.

3. *Sonnenreise* und *Briefe.*

Die Parallelen sind ziemlich zahlreich. Ich gebe sie in der Reihenfolge der *Sonnenreise*, da die Parallelen allmählich abnehmen und es ein Problem bildet, warum: Jacob 208 *un répertoire de Peau-d'Ane,* vgl. *Contre M. de V.: Voila ... les peaux d'Asnes ... tel ne connoît pas seulement la syntaxe, qui condamne l'Auteur à porter une bougie à S. Mathurin.* Dieser Heilige ist der Schutzpatron der Narren. Vgl. *Contre l'Automne: Le Printems ... nous contraint ... de reclamer ... S. Mathurin, puisque* [*il*] *cause ... la folie; Contre un Liseur de Romans.* Um ihn zu heilen, will er: *porter vne chandelle à S. Mathurin.*

209 *il alloit assister au sabbat* (= Hexensabbat). *Pour les Sorciers: les Sorciers allant au Sabat.*

210 *ces Ambassadeurs à long poil me semblent des comètes chevelues.* Vgl. *Pour une Dame Rousse: Les Cometes cheuelues ... ne sont — ce pas les rousses moustaches des Dieux?*

212 Cyrano wird als *nouvel Agrippa* erklärt; vgl. *Pour les Sorciers,* dessen Held Agrippa ist.

214 '*Je suis bilieux, mélancolique; c'est la cause pourquoi, depuis que je suis au monde, mes songes m'ont sans cesse représenté des cavernes et du feu.* Vgl. das *Enigme*: *Pour les melancoliques ie* (der Schlaf) *les enfonce aux plus noires horreurs d'vne solitude épouuantable; Je les monte aux faistes de cent Rochers affreux ... pour faire paroistre à leurs yeux des abysmes encore plus profonds.*

218 *Messire Jean.* Es ist bekannt, daß auch ein Brief (Nr. 12) gegen einen Geistlichen namens *Messire Jean* gerichtet ist. Es ist möglich, daß ein Pfarrer dieses Namens ein Gegner Cyranos war, vielleicht sogar gegen die im Manuskript zirkulierende *Mondreise* agitierte. Ganz gleich werden die beiden Figuren nicht dargestellt: im Roman ist es ein Bauernpfarrer, dummschlau, abergläubisch, im Brief eine Art Freigeist: *impie et bigot tout ensemble.* Dagegen in der *Sonnenreise*: *esprit bas et naïf* (S. 211). — Besser paßt der von Brun in seiner These (S. 357) veröffentlichte Brief: *Contre vn Jesuite assassin et médisant,* der Cyranos Tod vor seinen Zöglingen in einem Kreuzzug gepredigt hätte. Des Dichters kosmologische Ideen scheinen ihm diesen Haß zugezogen zu haben.

218 *les cernes que ie traçois pour appeler Belzébub.* Vgl. *Pour les Sorciers; il creusa trois cernes l'vn dans l'autre* usw.

219 *c'étoit là le crapaud qu'on avoit trouvé dans l'auge de l'écurie.* Vgl. ebda.: *mettre sous le seuil de la Bergerie. — vn crapaud* ...

219 im Gefängnis: *ce vêtement de pierre pour un habit, il est trop large* vgl. die Parallelen unten S. 221.

220 Bei Bestechung des Wächters: *Il ouurit l'oreille, le cœur et la main* vgl. *Contre vne Demoiselle auare: Pour vous parler françois il faut ouurir la main* etc.

221 *Je me voyois travaillé de la pierre, qui ne me faisoit pas moins de mal pour être externe*; die Wortspiele 'Stein' = Gefängnis, 'Stein' = Krankheit, 'Stein' = Stein der Weisen kommen vor: *D'vn Songe: On pensa mettre Flamel qui se vantoit d'avoir la pierre* (sc. *philosophale*!), *auec les defunts de cette maladie.* Vgl. auch in *la Fontaine d'Arcueil.*

221 *enfin, je pense que, pour être Job, il ne me manquoit plus qu'une femme et un pot cassé.* Jacob wies schon (S, 221 [1]) nach, daß dies aus *Contre Soucidas* stammt: *S'il ne vous manquoit vn pot cassé pour vous gratter, vous seriez un Job accomply.*

224 *'vos pistoles ... ne deviennent point feuilles de chêne'.* Vgl. *'Je donne de l'argent qui se trouve, apres des feuilles de Chesne.' (Pour les Sorciers.)*

259 *le Sommeil, cet ancien tyran de la moitié de nos jours ... enferma mes yeux ses ennemis déclarés ... mes autres sens ... il les garotta* ... Vgl. das *Enigme*: *j'attache aux fers ... les cinq esclaves* (= die fünf Sinne) *qui le servent ... il n'a plus d'yeux que pour moy* (den Schlaf).

261 Äpfel, Blätter und Blüten des Baumes werden zu Männerchen. wie im *Champagnard: Il semble que chaque feuille ... ait pris la figure et la langue du rossignol.*[1]

Histoire des Oiseaux.

273 ... *un Oiseau merveilleux ... je doutai ... si ce n'étoit point encore un petit univers balancé par son propre centre* stammt aus dem *Frühlingsbrief*: *les Oyseaux ... paroissent au Ciel de petits Mondes balancez par leurs propres centres.*

Das Pflanzenreich.

298 *Les chênes ... dans la forêt de Dodonne* kommen schon in den Briefen vor: *Monsieur de V.* ist so lang wie ein Baum:

[1] Hinter diesen Stellen steht als Quelle irgendeine Reisebeschreibung. Guy Patin fragt (*Patiniana* 1713, S. 273): *Ne plantera-t-on jamais en France de ces arbres merveilleux, qui selon quelques Voyageurs, produisent des animaux pour feuilles?* Auch Mme de Sévigné spricht von solchen Bäumen.

d'autres ... asseurent ... que vous estes vn Chesne transplanté de la Forest de Dodone: ... ie leur ay dit cent fois qu'il n'y auoit pas d'apparence que vous fussiez vn Chesne, puis que les plus sensez tombent d'accord que vous n'estes qu'une busche.

300 *... l'arbre ... lui-même a plié ses rameaux tout autour du nid ...* Wie hier die Bäume die Nester verdecken, so im *Herbstbrief* ihre Früchte: *les arbres en produisant les fruits ont soin de les envelopper de feuilles pour les cacher.*

300 *au printemps ... nous allongeons nos rameaux, et les étendons chargés de fruits sur le sein de la Terre dont nous sommes amoureux.* Vgl. *Pour le Printemps*: *la Terre dépitée que les Arbres portent si haut ... refuse de leur envoyer des fruits qu'ils ni luy ayent redonné ses fleurs.*

304 *On vit, depuis ce temps-là, des Hercules et des Thésées:* die Freundschaft dieser Heroen hat Cyrano noch in einem Briefe *Thésée à Hercule* gefeiert. Selbst im Jenseits gedenkt Theseus noch ihrer Freundschaft.

305 Der hier genannte Pygmalion findet in *d'un Songe* keinen Partner, weil er *une femme muette*, eben die Statue, deren Geschichte hier erzählt wird, geheiratet habe.

306 *La jeune Iphis ... la belle Yante*: die Geschlechtsänderung der einen der liebenden Frauen schon im *Triomphe des Dames* (1043): *vous allez voir en moy vn miracle tout contraire à celuy qui se passe dans la fable d'Iphis & Jante.*

314 *cette fièvre ardente est une Bête à feu:* das Feuertier, das, hier als Fabelwesen, die Wälder zu entzünden droht, bereits in dem V. Liebesbrief. Er glüht derartig: *mon nom c'est la beste à feu qu'on fait voir aux Badauts pour de l'argent. Alors vous serez bien honteuse, d'auoir vn Amant Salemandre.* Die Vorführung von Salamandern (in Paris?) scheint die Urzelle beider Stellen zu sein. — Das Eistier, die *Remora*, kommt bei Montaigne und bei Campanella vor, vermutlich ist Montaigne für diese Stelle wie für eine ähnliche im *Pédant Joué* die Quelle. Wie das Ganze zu verstehen ist, zeigt S. 332 der *fleuve de l'Imagination: le poisson qu'elle nourrit ... des remores, des sirènes et des salamandres.* Übrigens gab es nach den *Patiniana* (Amsterdam 1713, S. 105) ein Buch (ungenannt), nach dem es auf einem Berge des Orients männliche und weibliche Feuersteine (*pyriboles*) gäbe: *Ces pierres estant eloignées l'une de l'autre ne se brûlent point: mais si la femelle s'approche du mâle, le feu sort aussitôt des deux avec tant d'activité, qu'il embrase ce qui se trouve autour.*

228 *Le lac du Sommeil.* Vgl. dazu das *Enigme* am Schluß der Briefe.

343 Im Liebesreiche: *encore que chacun publiât que ma vue*

blessoit dangereusement. Vgl. *Lettres Amoureuses* II und VII (*mal que vos beaux yeux ont eu la bonté de me faire*).

343 *il sortoit de mes yeux de la flamme qui consumoit les cœurs* vgl. Brief VIII: *il est de la puissance du feu de vos brulans regards d'allumer vne matière disposée* etc.

343 *un de mes amoureux m'écrivit ... qu'il venoit de répandre un océan de pleurs* etc. ... *la fournaise de son cœur avoit desséché ce déluge.* Vgl. Brief V.

So gehen Entlehnungen und Parallelen aus den Jugendarbeiten durch das ganze Werk durch. Allerdings sehr ungleichmäßig verteilt. In den ersten Seiten, 205—224, fast auf jeder Seite Beziehungen zu den Briefen. Auch die folgenden Seiten zeigen zahlreiche Stellen im Stile von Cyranos Jugend: S. 228 *J'étois si légèrement poursuivi, que quelquefois ma liberté sentoit dessus mon cou l'haleine des Tyrans qui la vouloient opprimer*; S. 229 *je ... m'abandonne à la Fortune: mais j'avois tant couru, qu'elle s'etoit lassée de me suivre* usw. Dann kommt eine lange Partie von fast 50 Seiten, in welchen k a u m S p u r e n der früheren Schreibweise zu finden sind. Allerdings mag dies dadurch erklärt sein, daß der Gegenstand gewechselt hat: die ersten dreißig Seiten spielten auf der Erde. Mit S. 237 erhebt sich Dyrcona von ihr, und die ersten Abenteuer im Weltenraum beginnen, die Begegnung mit dem Sprößling des Sonnenfleckens, der Tanz der Atome. So kann also der fremde Gegenstand den fremden Stil erzeugt haben.

Mit dem Vogelreich (S. 273) sofort wieder eine wörtliche Entlehnung. Die Parallelen mit der *Mondreise* sind hier gerade so zahlreich, daß ein Zweifel an der Authentizität nicht aufkommt. Das *Pflanzenreich* ist seinerseits voller Beziehungen zu den Briefen: die Eichen von Dodona, das Feuertier spielen dort schon eine Rolle, die Fabel von Iphis und Yante wird dort schon erwähnt, das Freundschaftsverhältnis von Herkules und Theseus ist dort schon in einem Briefe gefeiert worden. Nicht genug damit, auch das Naturgefühl äußerte sich schon in den Briefen ganz im Stile der *Sonnenreise*: der VII. Brief *Sur L'Ombre que faissoient des Arbres dans l'Eau* stellt die Baumwelt schon belebt dar. In der *Description d'vn Cyprez* wird gewitzelt: *Si entre les Arbres il y a, comme entre les hommes, difference de mestiers, à voir celuy cy chargé d'halaînes au lieu de feuilles, ie croy qu'il est le Cordonnier des Arbres.* Im ganzen aber, wenn ihn der Wortwitz nicht verführt, ist er gerade hier poetisch wertvoll. Vgl. den genannten VII. Brief und *le Campagnard* (Nr. XI): *les Chesnes font admirer avec extase l'énorme hauteur de leurs cimes; en éleuant les yeux depuis la racine iusqu'au faiste, puis les précipitant du sommet iusques aux pieds, on doute si la terre les*

porte, ou si eux-mesmes ne portent point la terre pendue à leur racine. Es ist dieselbe Stelle, die Cyrano in der *Mondreise* zur Beschreibung des irdischen Paradieses benutzt hat, und zu der der Hain der Eichen aus Dodona eine weitere Parallele liefert.

Mit dem Pflanzenreiche enden die Parallelen. Denn daß Cyrano am Schlusse den Stil seiner Jugendbriefe verspottet, kann nicht hierhergerechnet werden. Die Seiten 320—352, die Wanderung nach dem Philosophenreiche unter Campanellas Führung, Gespräche mit den Leuten aus dem Liebesreiche, Begegnung mit Descartes zeigen zu den Briefen wenig oder keine Parallelen mehr.

Diese beiden Partien, die *Reise nach der Sonne* (S. 237—273), die *Reise ins Philosophenreich* (S. 320—352) lassen also a priori Zweifel an ihrer Echtheit zu, zumal auch sonst allerhand in ihnen ungleichwertig scheint. Allerdings zeigen sie genügend Beziehungen zu der *Mondreise*, um nicht in den Verdacht der Fälschung zu geraten. Und da schließlich eine Benutzung älterer Werke, ein Kopieren des Cyrano-Stiles durch einen Fälscher möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich ist, muß der Nachweis der Entlehnungen aus Montaignes *Essays* nun das Schlußglied der Kette liefern und zeigen, daß auch in diesen Seiten der Grundstock nur von Cyrano sein kann, der das Geheimnis seiner Beziehungen zu Montaigne bis heute zu wahren gewußt hat.

4. *Sonnenreise* und Montaigne.

Die Lektüre von Montaignes *Essays* setzte vermutlich nach Abschluß von Cyranos militärischer Karriere ein; denn die Jugendbriefe zeigen noch keine Spur von dem Einfluß des faszinierenden Philosophen, dessen Gedanken, als Quintessenz langer und klarer Erfahrung, für Jüngere und Unreife schwer zugänglich sind. Nun, unter dem Eindruck der Weltweisheit des gascognischen Edelmannes widerlegt Cyrano sich selber, halb im Scherz, halb im Ernst in *Contre les Sorciers* und *Contre un Poltron.* Dann regt ihn die Montaigne-Lektüre in Verbindung mit den Vorträgen Gassendis und dessen Auffassung von der Weltweisheit an, die *Mondreise* zu schreiben. Ob der gleiche Einfluß sich auch noch in der *Sonnenreise* zeigt, ist nun die Frage.

Die *Sonnenreise* bildet, das habe ich bereits gezeigt, ein Gegenstück zu ihrer Vorgängerin, ja sie führt Gedanken, die in der *Mondreise* nur angedeutet sind, bis zur äußersten Konsequenz durch. So wird zwar die Belebtheit der Pflanzenwelt, die *âme sensitive* der Pflanze, in der *Mondreise* besprochen, aber das Pflanzenreich mit redend eingeführten Bäumen wird erst in der *Sonnenreise* beschrieben.

Montaigne hatte diesen Ideen Kurs gegeben, Ideen, die er mit seinem Freunde de la Boëtie teilte. Beiden lag vermutlich

weniger am Herzen, Tiere und Pflanzen zu heben, als den Menschen bescheidener zu machen und ihn da einzureihen, wo er hingehört. (Vgl. Mont. II, 12: *Il faut contraindre l'homme et le renger.*) Wie Gassendi gegen die geozentrische, so arbeiteten sie gegen die anthropozentrische Anschauung, und daher ihre Verwandtschaft und ihr gemeinsamer Einfluß auf die Jugend von 1630. Für Montaigne fassen sich die Ideen über Tierreich und Pflanzenreich zusammen in dem Ausspruch, der den Gedankengang des 12. Kapitels II. Buches schließt: Es gibt *un certain respect qui nous attache, et un general debvoir d'humanité, non aux bestes seulement qui ont une vie et sentiment mais aux arbres mêmes et aux plantes. Nous debvons la iustice aux hommes, et la grace et la benignité aux aultres creatures qui en peuvent estre capables: il y a quelque commerce entre elles et nous, et quelque obligation mutuelle.* Das ist die Quintessenz seiner Anschauung, die wir nachher noch in Einzelheiten in ihrem Einfluß auf Cyrano studieren wollen. War schon das Reich der Zentauren auf dem Monde eine Illustration hierzu, so ist das Vogelreich auf der Sonne nur äußerlich an die *Vögel* des Aristophanes oder die schwatzenden Bäume in Sorels *Francion* anzuknüpfen, wie dies Brun in seiner *Thèse* (S. 288) tut. Bei Sorel haben die Bäume Zungen und plappern damit; das ist spaßhaft aufgefaßte Montaignesche Lehre. Bei Aristophanes sind die Vögel verkleidete Menschen mit allen ihren Fehlern. Bei Cyrano sind es Tiere mit den von Montaigne dem Tiere beigelegten Vorzügen und dem Hasse gegen die Menschen, die die Verpflichtung der Humanität nicht auch auf die Tiere ausdehnen. Cyrano wird auch darum begnadigt, weil er Humanität selbst einem Papageien gegenüber geübt hatte.

Aber dies ganze Weltanschauungskapitel konnte lediglich Nachahmung der *Mondreise* sein, ohne erneut auf Montaigne zurückzugreifen. Es könnte also, wenigstens in der Theorie, auch von einem anderen stammen, der Cyranos Arbeitsweise genau studiert, auch ohne zu wissen, daß es Montaigne ist, der Cyrano die Feder führt. — Dies kann deswegen nicht der Fall sein, weil hier Cyrano eine Reihe von Einzelheiten gibt, die wenigstens der Anregung nach aus Montaigne stammen und über das in der *Mondreise* Gesagte hinausgehen.

So hatten die Mondbewohner eine Sprache, die aus Tönen besteht. Cyrano muß sie lernen, ehe er sich verständigen kann (S. 146, 165 meiner Ausgabe). Hier aber, auf der Sonne, herrscht die Ursprache, die Natursprache, in der sich Wort und Begriff noch so decken, daß sie nicht gelernt zu werden braucht, jedes Wesen beherrscht sie: *cet idiome est l'instinct ou la voix de*

la Nature, il doit être intelligible à tout ce qui vit sous le ressort de Nature. Das ist die *langue matrice. Quant au parler,* sagt Montaigne von den Tieren (II, 12), *s'il n'est pas naturel, il n'est pas necessaire.* Aber: *Comment ne parleroient elles entr'elles? elles parlent bien à nous, et nous à elles*[1] ... *nous ne les entendons* (die Tiere) *pas plus qu'elles nous: par cette mesme raison, elles nous peuvent estimer bestes, comme nous les en estimons.* Das ist es ja, was Cyrano ausführt. Beide führen weiterhin Zeugnisse dafür an, daß es Menschen gab, die die Tiersprache verstanden:

Mont. II, 12:	Cyrano ed. Jacob 274:
aulcuns se sont vantez de les entendre, comme Appollonius Tyaneus, Melampus, Tiresias, Tales, et aultres.	ils ont entendu notre langue (die Vogelsprache) comme Apollonius Tianeus, Anaximander, Esope et plusieurs autres.

Ist hier schon wörtlicher Anklang an die Quelle der Ideen zu finden, so ist das Folgende von Cyrano weiterhin zu Bildern umgeformt worden: Montaigne zeigt, wie trefflich Instinkt und Sinne der Tiere arbeiten, wie die Vögel ihre Nester bauen, die Spinne ihr Netz zieht und schließt: (II, 12) *Nous recognoissons assez, en la pluspart de leurs ouvrages, combien les animaux ont d'excellence au dessus de nous, et combien notre art est foible à les imiter: nous veoyons toutesfois aux nostres, plus grossiers, les facultez, que nous y employons, et que nostre ame s'y sert de toutes ses forces; pourquoy n'en estimons nous autant d'eulx? pourquoy attribuons nous à ie ne sçais quelle inclination naturelle et servile les ouvrages qui surpassent tout ce que nous pouvons par nature et par art?* — '*L'homme*' ironisieren die Vögel bei Cyrano (Jacob 278) '*qui avec son âme si clairvoyante, ne sauroit distinguer le sucre d'avec l'arsenic, et qui avalera de la ciguë que son beau jugement lui auroit fait prendre pour du persil: l'Homme, qui soutient qu'on ne raisonne que par le rapport des sens, et qui cependant a les sens les plus foibles les plus tardifs et les plus faux d'entre toutes les créatures*'. Die Unsicherheit unserer Sinne, die hier den Vögeln zum Spott dient, hatte Montaigne im gleichen 12. Kapitel des II. Buches u. a. zum Gegenstand gemacht: *la piperie des sens,* wie er sagt. Und auch hier erörtert er, wieviel besser die Instinkte des Tieres sind als die unsrigen, und führt Demokrit als Zeugen an: *Democritus disoit que les dieux et les bestes avoient les facultez sensitifves beaucoup plus parfaictes que l'homme.* Cyrano hat diese Ideen gleichsam in die Vogelsprache

[1] In folgendem sind sie uneins: Bei Cyrano lacht der Mensch wie ein Narr, weint wie ein Kind, als Umdrehung bekannter Sätze. Bei Montaigne: *Lactance attribue aux bestes non le parler seulement, mais le rire encore* (II, 12), und auch das Weinen ist dem Tier gegeben.

übertragen: die Unfähigkeit des Menschen, zwischen giftigen und ungiftigen Stoffen oder Pflanzen zu unterscheiden, wird den Vögeln zum Kriterium.

Der Gerechtigkeitssinn der Tiere wird von Montaigne (II, 12) mit Beispielen belegt, die wohl aus Plinius stammen. Am *Palus Maeotides* zerreißt der Wolf dem Fischer die Netze, wenn er ihm nicht die Hälfte der Beute gibt. Bei Cyrano darf im Vogelreiche der Voreingenommene nicht Anwalt sein (Jacob 290), bei schlechtem Wetter wird nicht gerichtet, um die Laune der Richter nicht der Melancholie auszusetzen (Jacob 282). *Les bestes qui servent, ayment et deffendent leurs bienfaicteurs, et qui poursuyvent et oultragent les estrangiers et ceulx qui les offensent, elles representent en cela quelque air de notre justice: ... Quant à l'amitié, elles l'ont, sans comparaison, plus vifve et plus constante que n'ont pas les hommes.* (Montaigne II, 12.) Und so wundert man sich nicht, wenn bei Cyrano, neben den angeführten Beispielen ihres Gerechtigkeitssinnes, die Tiere die Freundschaft über alles stellen: ein Distelfink wird angeklagt, weil er seit sechs Jahren keinen Freund 'verdiente' (Jacob 281). Und Elster und Papagei treten mit Gefahr ihres eignen Lebens für Dyrcona ein, um ihm das zu vergelten, was er ihnen im Diesseits getan. Zu den zahllosen Beispielen tierischer Ingeniosität bei Montaigne, meist klassischen Lesefrüchten, stimmt, wie die Vögel Dyrcona *ad absurdum* führen, als er sich für einen Affen ausgab: sie machen vor seinem Käfig allerhand Faxen, Grimassen, Sprünge — aber er macht sie ihnen nicht nach; folglich ist er kein Affe (Jacob 280).

Und ebenso schließlich ist ihre Liebe zur Freiheit: *il faudra que ... je monte ... les bestes brutes en chaire, pour vous enseigner vostre nature et condition. Les bestes ... leur crient: Vive liberté! Plusieurs y a d'entr'elles, qui meurent si tost qu'elles sont prinses.* So schrieb de la Boëtie, Montaignes bester Freund, im *Discours de la Servitude Volontaire* gegen Anfang. Eine entsprechende Stelle in den *Essays* habe ich leider nicht gefunden, aber wenn ich sie übersah, entspringt doch der Gedanke Montaignescher Denkweise, gehört organisch zu dem von ihm Gesagten. Cyrano aber läßt die Vögel den Menschen verurteilen (Jacob 288): *ils sont ... si enclins à la servitude, que, de peur de manquer à servir, ils se vendent les uns aux autres leur liberté. C'est ainsi que les jeunes sont esclaves des vieux, les pauvres des riches, les Paysans des Gentilshommes, les Princes des Monarques, et les Monarques mêmes des Lois qu'ils ont établies. Mais, avec, tout cela, ces pauvres serfs ont si peur de manquer de Maîtres, que, comme s'ils appréhendoient que la liberté ne leur vînt de quelque endroit non attendu, ils se forgent des Dieux de toutes parts, dans l'eau*

dans l'air, dans le feu, sous la terre; ils en feront plutôt de bois, qu'ils n'en aient etc. — Hat Cyrano das Werk de la Boëties gekannt? Seine Gedanken mit Montaigneschen und klassischen (die Angst schuf die Götter) verquickt? Und dabei bilden sich Menschen ein, die Tiere habe Gott geschaffen, den Menschen die Zukunft zu deuten! *Ce grand aucteur a opiné qu'en la plus part de la forme corporelle que nature leur a donnée, elle a regardé seulement l'usage des prognostications qu'on en tiroit en son temps* (Mont. II, 12). Die Vögel aber: (Jacob 289) *quand Dieu mit des entrailles dedans notre corps, qu'il n'eut intention que de faire un grand livre où l'Homme pût apprendre la science des choses futures.* Der Vogelanwalt schließt: *Eh bien, ne voilà pas un orgueil tout a fait insupportable? — La presumption est notre maladie naturelle et originelle* hatte Montaigne gesagt. *La plus calamiteuse et fragile de toutes les creatures, c'est l'homme, et quand et quand la plus orgueilleuse.* Und hatte die Subjektivität durch eine Rede vollends lächerlich gemacht, die er eine Gans halten läßt, die alles für sie geschaffen glaubt und sich für den *mignon de la création* hält. —

Bei genauem Vergleiche und methodischer Durcharbeitung beider Autoren ließen sich wahrscheinlich die Anführungen noch bedeutend vermehren. Vorab genügen sie, um zu zeigen, wie der Grundstock der *Sonnenreise* ebensogut Montaignes *Essays* entwuchs wie die *Mondreise*, und wie Montaignes Ideen auch in der *Sonnenreise* zu Bildern oder zu Teilen von Rede und Gegenrede werden, dem Milieu entsprechend umgestaltet oder konsequent bis in ihr Extrem verfolgt.

Auch in Einzelheiten findet sich diese Verwandtschaft, die, hier noch stärker als in den Ideen gegen anthropozentrische Anschauung, mehrfach bis zu wörtlicher Anlehnung geht. Einzelne dieser Anlehnungen werden schon in der *Mondreise* nachgewiesen. Ich beginne mit diesen:

Fortis imaginatio generat casum, disent les clercs, beginnt Montaigne das 20. Kapitel seines ersten Buches. Ich habe darauf hingewiesen, daß Cyrano die Anregung zur Benutzung dieses angeblichen Gesetzes Montaigne verdanken kann: Adam wird in der *Mondreise* durch die Macht seiner Einbildungskraft ins irdische Paradies versetzt; *il y fut enlevé* setzt Cyrano zu (S. 126 meiner Ausgabe), *de la même sorte qu'il s'est vu des philosophes, leur imagination fortement tendue à quelque chose, être emportés en l'air ...* — Montaigne hatte vor ihm gesagt: (I, 20) *On dict que les corps s'en enlevent, telle fois, de leur place.*

In der *Sonnenreise* spielt die Autosuggestion noch eine größere Rolle: als Dyrcona der Sonne nahe ist, *j'elevai mes yeux au*

Soleil, notre père commun. Cette ardeur de ma volonté non-seulement soutint mon corps, mais elle le lança vers la chose qu'il aspiroit d'embrasser (Jacob 255). Später, auf der Sonne, sieht Dyrcona Sonnenbewohner Gestalt wechseln. Sie formen einen Baum, im Tanz der Atome einen Jüngling, und der erklärt: *notre imagination, ne rencontrant aucun obstacle dans la matière qui nous compose, elle l'arrange comme elle veut, et devenue maîtresse de toute notre masse, elle la fait passer, en remuant toutes ses particules,* (Jacob 270) *dans l'ordre nécessaire à constituer en grand cette chose qu'elle avoit formée en petit ... Vous autres hommes, ne pouvez pas les mêmes choses, à cause de la pesanteur de votre masse et de la froideur de votre imagination.* So noch im Vogelreich 275, 306 bei der Fabel von *Iphis und Jante,* 308 bei derjenigen von *Salmacis und Hermaphrodite* usw.

Und hier bin ich nun in der Lage, den Nachweis zu bringen, daß die Anlehnung direkt und erneut aus den *Essays* stammt, denn eine Reihe von Beispielen Montaignes werden fast unverändert übernommen und dem Jüngling, den die Atome des Baumes bildeten, in den Mund gelegt:

Sonnenreise, ed. Jacob 271:	Montaigne, *Essays* I, 20:
Mille exemples d'événements quasi pareils, dont les Peuples de notre globe font foi, achevèrent de me persuader.	
Cippus, Roi d'Italie, qui, pour avoir assisté à un combat de taureaux, et avoir eu toute la nuit son imagination occupée de cornes, trouva son front cornu le lendemain.	Cippus, roy d'Italie, ... lequel pour auoir assisté le iour ... au combat des taureaux, et auoir eu en songe toute la nuict des cornes en la teste, les produisit en son front par la force de l'imagination.
Gallus Vitius, qui banda son âme et l'excita si vigoureusement à concevoir l'essence de la folie, qu'ayant donné à sa matière, par un effort d'imagination, les mêmes mouvements que cette matière doit avoir pour constituer la folie, devint fou.	Gallus Vibius banda si bien son ame à comprendre l'essence et les mouvements de la folie, qu'il emporta son iugement hors de son siege, si qu'oncques puis il ne l'y peut remettre, et se pouuoit vanter d'estre deuenu fol par sagesse.
Le roi Codrus, poumonique, qui, fichant ses yeux et sa pensée sur la fraîcheur d'un jeune visage, et cette florissante allégresse, qui regorgeoit jursqu'à lui de l'adolescence du garçon, prenant dans son corps le mouvement par lequel il se figuroit la santé d'un jeune homme, se remit en convalescence.	Simon Thomas ... grand medecin ... Il me souvient que me rencontrant un jour à Toulouse, chez un riche vieillard pulmonique ... il luy dict ... que fichant ses yeux sur la frescheur de mon visage et sa pensée sur cette alaigresse et vigueur qui regorgeoit de mon adolescence, et remplissant tous ses sens de cet estat florissant enquoy i'estoy, son habitude s'en pourroit amender.

Enfin plusieurs femmes grosses qui ont fait monstres leurs enfans etc.	Tant y a que nous veoyons par experience les femmes envoyer aux corps des enfants qu'elles portent au ventre des marques de leur fantasies ...

Der zuletzt genannte Aberglaube findet sich noch heute bei Ungebildeten. Die drei anderen Beispiele stammen fast wörtlich aus den *Essays.* Daß aus Gallus Vibius ein Gallus Vitius wurde, kann als Druckfehler an den Ausgaben liegen. Der König Codrus, der letzte der athenischen Könige, wird ganz willkürlich zum Helden einer Anekdote gemacht, die Montaigne selber erlebte. Auch bei den Beispielen, die im Vogelreiche für dasselbe 'Gesetz' gegeben werden, finden sich noch weitere Entlehnungen:

Sonnenreise, ed. Jacob 275:	Montaigne, *Essays* I, 20:
les femmes grosses produisent sur leurs enfans la figure des choses qu'elles ont désirées ...	Vgl. oben.
comme ce fils du Roi Crésus, à qui un véhément désir de parler pour garantir son père enseigna tout d'un coup une langue.	La passion donna aus fils de Crœsus la voix que nature luy avoit refusee.

Nur bei der Fabel von Iphis und Jante, die aus den *Metamorphosen* des Ovid stammt, kann Montaigne den Anstoß nicht gegeben haben. Montaigne zitiert im gleichen Kapitel: *Pline dit auoir veu Lucius Cossitius, de femme, changé en homme le iour de ses nopces ... Et, par vehement desir de luy et de sa mere,*

Vota puer solvit, quae femina voverat, Iphis (IX, 793).

Seltsamerweise ist dies die einzige Beziehung zwischen Montaigne und Cyrano, die von meinen Vorarbeitern erkannt wurde, wenigstens soweit ich sehe: Brun zitiert auf S. 297 [3] den Ovidvers und bemerkt: *Il se pourrait qu'il y eût là une réminiscence d'Ovide* (?!) ... *ou bien plutôt de Montaigne, l'auteur aimé des libertins. Dans les Essais, ou trouve quelque part* (!) *le cas de Marie Germain de Vitry-le-François* (in der Tat unmittelbar auf die Ovidverse folgend!) *qui devint garçon en sautant un fossé, et une Chanson composée à ce sujet par les jeunes filles de l'endroit.* Eine Bemerkung, die die Arbeitsweise von Brun, den die französische Kritik immer schonte, weil er *bien pensant* ist, hell beleuchtet: Montaigne erzählt, daß eine *chanson* darauf existiert, aber er gibt sie nicht. Hätte sich Brun bemüht, in dem Autor nachzulesen, der der Liebling der Libertins war, den er also in- und auswendig kennen mußte, wenn er über Cyrano schrieb, so hätte er alle diese Dinge finden müssen, die nun seinen Autor in ein neues Licht gerückt haben.

Hätte er schließlich die Geschichte von Iphis und Jante in

den *Metamorphosen* nachgelesen, so würde er bald gemerkt haben. daß Cyranos Darstellung sich an Ovid direkt anlehnt. Die Anregung könnte immer noch von Montaigne stammen. Allein die Verwandlung der Iphis in einen Buben,

> ad ignes
> conveniunt, potiturque sua puer Iphis Janthe.
> *Met.* IX, 795, 6,

ist nicht die einzige Verwandlung, die den *Metamorphosen* entnommen ist. Alle Erzählungen der Bäume stammen aus Ovid oder sind von ihm beeinflußt: die Liebe der Myrrha zu ihrem Vater stammt aus dem X. Buch der *Metamorphosen*. Selbst Cyranos Scherze beruhen auf Ovidschen Versen:

X, 346 Tune eris & matris pellex, & adultera patris? ... au bout de neuf mois ...
Tune soror gnati, genitrix que vocabere fratris! la fille enfanta ses frères.
(Jacob 305.)

Die darauf folgende, nur angedeutete Geschichte der Pasiphae stammt aus der *Ars Amatoria*. — Pygmalion und die Statue entstammt den *Metamorphosen* X, 243. — Narciß und Echo dem Buch III, Vers 370 ff. — Die Geschichte von Salmacis und Hermaphroditus aus dem IV. Buch.

377 Sic ubi complexu coierunt membra tenaci, Nec duo sunt, & forma duplex, nec femina dici, Nec puer ut possint; neutrumque, & utrumque videntur.	Ils passèrent l'un dans l'autre, et de deux personnes de sexe différent, ils en composèrent un double je ne sais quoi qui ne fut ni homme ni femme (Jacob 308).

Die Geschichte vom Vogel Phoenix, die Art, die Bäume redend darzustellen (Ovids Verwandlungen in Bäume!), mögen ebenfalls von den *Metamorphosen* beeinflußt sein.

Man kann wohl nicht mehr Nachlässigkeiten und Unterlassungssünden häufen, wie dies Brun an der genannten Stelle getan hat. Zumal er, Seite 95 [3], ganz richtig darauf hingewiesen hatte, daß der *Lac du Sommeil* aus den *Metamorphosen* XI, 593 ff. stammen könne.

Kehren wir zu unserem Thema zurück. Deutlich sichtbar war der Einfluß von Montaignes Gedanken über Selbstmord, Tod auf den Cyrano der *Mondreise*. Hier war mehrfach Montaignesche Theorie in die Praxis umgesetzt. In der *Sonnenreise* hat die Lektüre der *Essays* wohl Cyrano eine der besten Stellen eingegeben. die in freier Paraphrase (wörtliche Quellen habe ich nicht gefunden) den Meister lustig illustriert und ein wenig verspottet: Dyrcona ist im Vogelreiche zum Tode verurteilt. Er ist *fort troublé à cause de l'horreur du pas que j'allois franchir*; da setzen sich zwei Paradiesvögel (NB.!) ihm auf die Schultern und trösten ihn nach dem Muster zahlreicher Stellen in den ersten Büchern der

Essays: (Jacob 291) *La mort ... n'est pas sans doute un grand mal, quisque Nature, notre bonne mère, y assujettit tous ses enfans; et ce ne doit pas être une affaire de grande conséquence, puis qu'elle arrive à tout moment et pour si peu de chose; car si la vie étoit si excellente,* usw. Die Ausdrucksweise ist derjenigen der *Essays* so exakt nachgebildet, daß ich lange nach einer wörtlichen Quelle suchte, allerdings ohne sie zu finden. Es wäre ja denkbar, daß Cyrano hier noch andere Lesefrüchte verwandt hat, denn diese Art Todeströstungen sind ja zahllos. Am nächsten liegt die Annahme, daß die Stelle des 19. Kapitels des I. Buches der *Essays* dieser geistreichen Anwendung zugrunde liegt; denn hier führt Montaigne die Natur in eigener Person ein und läßt sie uns eine Standpauke halten: Mais nature nous y force: '*Sortez, dict-elle, de ce monde, comme vous y estes entrez*' usw. Und hier berühren sich auch gelegentlich die Gedanken:

Sonnenreise, Jacob 292:	*Essays* I, 19:
si la mort est un mal, elle n'est mal qu'à ceux qui ont a mourir.	pendant la vie vous estes mourant; et la mort touche bien plus rudement le mourant que le mort.
Ne t'afflige ... point de faire plus tôt ce que quelques-uns de tes compagnons feront plus tard ...	Aussi avez-vous beau vivre, vous n'en rabattrez rien du temps que vous avez à estre mort.
ce clin d'œil passé, tu seras mort d'aussi longtemps que celui qui mourut il y a mille siècles.	aussi longtemps serez vous en cet estat là que vous craignez, comme si vous estiez mort en nourrice.

Voilà les bons advertissements de nostre mere nature schließt Montaigne, und hier ist der einzige wörtliche Anklang. Es war der 39jährige Montaigne, der so schrieb. In dem Kapitel gibt er ja sein Alter an. Der Greis schrieb anders: (III, 12) *Si vous ne sçavez mourir, ne vous chaille; nature vous en informera sur le champ ... Nous troublons la vie par le Soing de la mort!* Cyrano widerlegt Montaigne, wie dieser sich selber widerlegte, indem er zeigt, wie die ominösen Paradiesvögel die Todesqual durch ihre grausamen Vorstellungen noch zu erhöhen trachten.

Jedenfalls war Cyrano ein Gegner der philosophischen Vorbereitung auf den Tod, wie sie Montaigne in den zwei ersten Büchern der *Essays* besprach; im Liebesreiche wird befohlen, den Tod zu fürchten. Nur wer ins Kollegium der Weisen aufgenommen wurde, ist von diesem Gesetz befreit. Motiviert wird es (Jacob 342): *qui ne craint pas de perdre la vie, est capable de l'ôter a tout le monde.* Das ist gar nicht so unrichtig! Cyrano mochte das aus seinen Feldzügen wissen.

(Schluß folgt.)

München. Leo Jordan.

Zur
Interpretation von I. Creangă's Harap Alb.

(Fortsetzung.)

12 *tot*: 'fortwährend'. — Ebenda *gustînd vinul de bun*: Wird hier (wie aus der Anm. genauer zu erhellen scheint) *de* als kausal gedeutet, erscheint die Verwendung von *gusta* geradezu widersinnig; dahingegen ergibt es einen feinen (ironischen) Effekt, wenn *de* = 'hinsichtlich' gesetzt wird, vgl. Adam 185_{14} (beim Einkaufen auf dem Markte) *după ce se învoĭa* [*din preț*], *rămînea să guste smîntîna de bună* ('ob er gut sei'); Herr T. Pamfile gibt mir zum Vergleich an: *Unul o caută* [*pe vacă*] *de grasă* [*ca măcelariĭ*], *alțiĭ de frumoasă* [*neștiutoriĭ*], *alțiĭ de lăptoasă.* — 13 fehlt *numaĭ ĭacă*: 'da auf einmal'. — 18 *îĭ*: ist natürlich Akk. Plur., vgl. 37_{16} (besser also 'ihnen'). — 27 fehlt *numaĭ* 'nur, eigens'. — 28 *o*: scil. *paserea.* — 29 *în sfîrșit*: vgl. oben 26_{7}. — 32 *vorbe*: 'Reden'. — Seite **30.** 6 *slugă vicleană*: das höhnische 'Herr' hat keine Entsprechung im Original; 'treulos'. — 14 fehlt *amu*: 'jetzt'. — Ebenda *ci-că*: nicht anders als 'sagt er' ('nämlich' = *adică*). — 15 f. *vorba ceea*: 'wie in dem Sprichwort'. — 16 *poftim pungă* usw.: siehe Kap. II. — 20 *nu știŭ, zeŭ*: richtig 22_{6}! — 23 *de*: der rum. Konstruktion angemessener 'daß'. — 24 *una — alta*: der Artikel, womit alleinstehendes *un, alt* versehen wird, ist mehr ein formales Element, speziell *altul* kann also heißen 'ein anderer'; substantivisches *una* entspricht ganz eigentlich deutschem 'eines, das eine', *alta* 'ein bzw. etwas anderes' (richtig so Gr 61 oben, aber wieder anders ibd. 175 oben). — 28 *tîrî după mine*: 'mich mit (e. e. L.) herumschleppen', wesentlich mehr als 'führen'! — 29 *vorba ceea*: unmöglich 'ihr', im übrigen s. oben unter 9_{6}. — 32 *a fi*: 'wird folgen'. — 32 f. fehlt *vr'odată și*: 'irgend einmal auch'. — 33 *sta*: in identischer Verwendung (*dac'aĭ s.*) Cr 32_{24}, 48_{25}, G. Zt. 176_{7} (213_{14}), id. Pm 60_{8}; Beispiele von *să*-Sätzen nach *sta*, wo dieses zunächst 'gerüstet dastehen', ferner etwa 'bereit, imstande, daran sein, mögen' bedeutet, aus J-B: d. 65_{14} *după dînsa staĭ să morĭ,* 152_{8} *toate staŭ să mă omoare,* 181_{11} *ziŭa ... stă ... să nu-mĭ ajungă,* s. 137_{3} *Cîte stele lucitoare ... pentru mine staŭ să joare,* 209_{9} *staŭ tîntariĭ să te-omoare,* 236_{4} *staŭ fecĭoriĭ să se bată* (vgl. noch d. 553_{5} *Cînd voĭŭ sta de-a fermeca*); aus Ispir. Leg.: 206_{30} *barba adusă de părea că stă să o apuce de nas,* 177_{34} *strîns la pĭept de sta să-ĭ crape sucmanul,* 233_{32} und 387_{15} *îĭ tîcăĭa inima de sta să-ĭ sară* (*ĭasă*) *din pĭept afară,* 59_{16} *Sta, sta s'o doboare cu totul întristarea*; aus Vlah. Nuv.: 7 *ochiĭ i se holbaseră — par'că staŭ să-ĭ scape din pleoape*; vgl. noch *îĭ băteaŭ* [sc. *o păreche de boĭ*] *de*

stăteaŭ ('beinahe') *să-ĭ rupă* Mold. in BTr XXX 3 13; *Si ce aŭ stat să facă* ('fingen an')? *S'aŭ pus și aŭ închis-o în casă* usw. ibd. 8 8. — Ebenda *să-șĭ facă samă*: die wohlbekannte Redensart bedeutet 'Selbstmord begehen'. — 34 *chiteștĭ*: 'meinst' (richtig 36 34). — Seite **31.** 3 fehlt *și*: 'auch'. — 5 *sînt zile și noroc*: 'Leben und Glück sind da' (die Ratschlüsse des Schicksals als positive Tatsache fassend); *zile*: das Leben, das einem normalerweise beschieden wäre, vgl. *a avea z.* G. II 109 28, 154 20, EG 110 17; *moare cine n'are z.* Slav. P. 114 17; *lasă-l să pĭară dacă n'are z.* ibd. 22 24; durch Eintreten außerordentlicher Umstände (Kummer, akute Erkrankung, Gewalt) stirbt man — vorzeitig — *cu z.* (*'n sîn*), vgl. *D-ta* [der Sensemann] *cu z. nu mă poțĭ omorî* MnR 80 unt. — 7 *cînteculuĭ*: nicht etwa 'Sprichwort' (wie 7 11)? — 14 *chĭar*: 'gleich' (vgl. *chĭar ĭel* 'er selbst'); ganz falsch ist hier 'und'. — 26 *ducerea*: 'Abreise'. — 29 *trăind și nemurind*: 'wenn ich so lange leben werde und nicht (früher) sterbe'; ebenso Cr 199 5 f., 245 24 f. — 30 f. *să-țĭ știe de știre*: dieselbe Redensart in identischer Verwendung noch Cr 37 10, 264 13; vgl. noch J-B Varia 6 28, 32. Angegeben wird mir sonst von Hn T. Pamfile die Bedeutung 'um jmd. wissen' (so G. II 70 24: *într'un loc ascuns unde nimenĭ să nu-ĭ știe de știre*); sie paßt denn auch nicht gar übel zu Cr 7 3. Mit Negation etwa = 'ignorieren'? Vgl. (in der Schilderung eines Gießbaches) *Zadarnic sloĭ și stîncĭ îĭ staŭ în cale; Pornitul val de știre nu le știe, Și sloĭ și stîncĭ, pe toate le prăvale* (Sonett 'Inviere' von A. Bârseanu, abgedruckt im arader 'Românul' vom 6/19. April 1914). — 33 fehlt *cu cine aĭ de-a face*: 'mit wem man es zu tun hat'. — 33 f. *dacă nu-s și ĭeŭ un puișor de om* usw.: Die anscheinend in Parallele zu *boboc* 14 13 angenommene Deutung von *puișor* ist falsch, richtig allein die Anmerkung (vgl. auch Al. 1369 unt.). Im übrigen ist die Satzgruppe aus Anlaß einer Diskussion über 'begründendes' *dacă* (Gr § 135)[1] von Phil. SL (61 ob., § 95) und I. Bacinschi (in Convorbiri Literare 44 II, 236 f.) im einzelnen, allerdings vielleicht nicht mit genügender Ruhe, erörtert worden. Daß, wie Beide — sonst einander entgegengesetzte Thesen verfechtend — annehmen, zu dem *dacă*-Satz zu ergänzen wäre: *apoĭ nu maĭ ĭeste altul,* ist offenbar nicht gerade unmöglich; dann hätte der Fall allerdings nichts mit dem 'begründenden' *dacă* zu tun, aber auch das von Bacinschi S. 236 unt. nach *om* vorgeschlagene Fragezeichen keine Berechtigung (an dessen Stelle vielmehr ein Gedankenstrich). Indessen könnte es dennoch mit der Frage, die da auch M (nach *sfoară*) andeutet,[2] seine Richtigkeit haben, insofern sich *nu-s și ĭeŭ un p. de om* als rhetorische Frage auf-

[1] Typus: *N'auzĭ, drăguță? — Dacă nu-s surdă, cucoană,* Al. 602; vgl. Cr 66 5, 266 24, 365 9.

[2] Etwa nach der Originalhandschrift? OJ: Punkt.

fassen läßt (Sinn: 'ich bin ganz gewiß ein ganzer Kerl'); nun würde *dacă* begründend die ganze Satzgruppe einleiten: '[Braucht ihr noch Beweise?] Nachdem H. Alb sogar mich, der ich g. g. e. g. K. bin, genasführt hat!' oder 'Hat ja H. Alb sogar mich ... genasführt'. — Seite **32.** 5 *bodrogăni*: eigentlich nur 'murmeln', vgl. außer Gl und DAc. Nuv. um. 80 8 (*'Salutare', b. ĭel supărat*), Al. 674, 1181 oben; sonst auch 'schwätzen', Al. 755, 1603; *-eala* Sb 273 19. — 6 fehlt *ĭ*: 'ihm' ('zustoßen'), vgl. 14 15, 30 18. — 10 fehlt *și ea*: vgl. oben 3 29. — 23 *să daĭ foc*: s. weiter 33 24. — 32: streiche 'ganzer'. — Seite **33.** 13 *prielnice*: 'günstig, zuträglich'. — 16 *căptălanĭ*: als Pflanzenname ganz genau 'Pestwurz' (Petasites). Soll es indessen hier doch nicht eher — so stattlich sonst Pestwurzblätter sein können — der Name eines Teils des Bienenstocks sein? Pamfile, Industria casnică la Români (früher schon Damé, Bd. V) erklärt *căptălan* = 'acopărămînt pentru stupĭ', gewöhnlich aus Baumrinde:[1] ein durch den Krieg vorübergehend nach Brünn verschlagener Bukowiner (aus Pojorîta, Bez. Cîmpulung) wollte es als eine Art Schutzhürde im Bienenstock kennen. Zu der Stelle sollten sich jedenfalls rumänische (moldauer) Imker äußern. — 24 *aprinde*: 'zünde an' (verbrenne' wäre *arde*). — 29 *cît merge*: streiche 'gute'. s. oben 11 2. — Ebenda *cînd*: gehört allein zu *la poalele u. c.*, womit zusammen es einen (elliptischen) temporalen Teilsatz bildet. vgl. 3 32, 9 31.[2] — 32 *tot atuncĭ*: adversatives *tot* ('doch') geht dem Vb. (bzw. den an dasselbe angelehnten Proklitika) unmittelbar voran; die Verbindung *tot* + Demonstrativum (*t. acel, t. acolo* u. dgl.) dient ganz eigentlich als Ausdruck des Identitätsverhältnisses, also hier 'zur selben Zeit, dabei'. — Seite **34.** 11 *chĭar*: 'sogar'. — 13 *pumnĭ*: 'Fäuste' (cf. Cr 25 12), in bewußter Einhaltung des anthropomorphischen Tones. — 14 *mă rog*: wie oben 24 9. — Ebenda *foc de ger*: 'Frost wie Feuer', 'brennender F.', vgl. franz. froid cuisant, brûlante froidure, *frigea* Cr 69 22; vielleicht muß man *foc* in diesem einen Falle nicht die semasiologische Degradation zuschreiben, die sowohl Tiktin (II 640 a sub 4) als DAc. (II 151 a Z. 10 f.) annehmen. — 15 f. *H. A. numaĭ o țîră cît a stat* etc.: in engerem Anschluß an die rum. Konstruktion 'H. A. bekam binnen der Spanne Zeit, da er ...' usw. — 17 *omul acesta*: vgl. Cr 134 14 *o. ista*. — 19 *Așa-ĭ că tacĭ?* W. scheint *că* als Begründung der Frage aufzufassen, entsprechend franz. que in (Qu'avez-vous donc) que vous ne mangez point? und beiläufig gleichbedeutend mit *de* 3 1; gewiß wäre aber auch möglich *așa-ĭ* wie 3 16 (und öfters) mit 'nicht wahr'

[1] Diese Erklärung, von Gh. T. Kirileanu zuerst in der Rez. S. 220 unten angeführten Rezension des M1 (S. 153 5 f.) angefochten, ist trotzdem in dem von ihm mitredigierten M2 (Gl) nicht gestrichen worden.

[2] Falsch ist in DAc. (s. v. când) die Einreihung dieser und analoger Fälle unter II 3°.

gleichzusetzen, wo dann *că* den Inhalt von *aşa* erläutert: 'Nicht wahr, du schweigst?' (d. h. 'kannst es nicht leugnen'). — 20 *în-gheaţă*: 'gefriert'. — 24 *de-abĭa*: die Bedeutung 'wenigstens' war wohl als minder üblich besonders anzumerken, s. noch 35_{21}, 37_{34}, Cr 83_{4}, 169_{6} (die andere z. B. HA 12_{14}). — 25 *staĭ*: 'man bleibt' ('Bewegung ist gesund'). — 29 *tot atuncĭ*: wie oben 33_{32}. — 34 *pricopseală*: 'was Ausgezeichnetes'? vgl. Ispir. Leg. 64_{9}, Car. Mom. 181_{8}. — Seite **35.** 6 fehlt *maĭ*: 'wieder, weiter'. — 9 *tot atuncĭ*: wie oben 33_{32}. — 11 *măĭ*: 'na, hörst'. — Ebenda *da ... ĭe şi acesta*: 'das ist aber wieder ...'[1]. — 14 *maţele*: 'Gedärme'. — 26 *maĭ*: wie Z. 6. — 30 *da ... peste ce apuca*: *da* = DABAT, als Intransitivum, 'stieß, stürzte sich' (*chĭor* 'blindlings'), vgl. Cr 259_{17}, 265_{4} (78_{7} *chĭorîş*); Relativsätze mit *apuc* in der Art des vorliegenden (vgl. 40_{27}) kann man kurz mit 'ohne Wahl, unterschiedslos, von ungefähr' übersetzen. — 30 f. *dar... dar*: vgl. Cr $195_{8\,f.}$ — 33 *ĭacă*: gehört schon zur direkten Rede, 'da schau einer her'. — Seite **36.** 5 f. *Vitele cu picĭoarele însus* soll wohl unmittelbar die Verhältnisse der Antipoden darstellen, wie sie Ochilă durch die Erde sieht; *oameniĭ umblînd cu capul* ist zunächst ein Gegenstück dazu (sachlich allerdings nicht mehr gleich genau, da ja auch die Antipoden auf Füßen gehen, nur etwa wie die Fliegen an der Zimmerdecke), eigentlich aber als Scherz gemeint, den die Worte *între umere* mit einem Wortspiel ergänzen; (*a-şĭ pune*) *capul între umerĭ* (häufiger — scherzhaft — *urechĭ*) bezeichnet nämlich — nach Mitteilung des Herrn Pamfile — gleichgültiges Verhalten (eigentlich zu beiden Schultern symmetrische Kopfhaltung, während man weder nach rechts noch links schaut); vgl. G. II 93_{3}. — 6 *în sfîrşit*: 'schließlich'. — 8 *de ce*: hier Objekt zu *vă miraţĭ*, also 'worüber'. — 10 *se bate cu mîna peste gură*: Der Gebrauch dieser Gebärde scheint bei den Rumänen ganz eigentümlich ausgebildet. Nach Tiktin II 708_{b} unt. tritt sie ein, 'wenn man etwas Ungehöriges gesagt hat, wo der Deutsche sich auf die Lippen, auf die Zunge beißt', allgemein wohl bei Verwunderung oder Schreck, wobei allenfalls auch andere Affekte (z. B. Mitleid) hinzutreten können; vielfach soll dadurch ein unüberlegter Ausruf, der leicht ein *deochĭŭ* (hier Z. 22) zur Folge haben könnte, gleichsam erstickt werden. Synonym heißt es auch *a pune* (*duce, sta cu* u. dgl.) *mîna* (*palma*) *la gură* (*obraz, falcă*) (in den folgenden Belegen mit † bezeichnet). Beispiele: Cr 248_{8} †, Beld. MM 16_{23}, 53_{18}, 78_{12} †, id. Ch. 138_{17}[2], 142_{23}; Bour. 239_{25} *Femeile cată la mine cu mîna la g. şi se minunează 'ntre ĭele* (sc. über das veränderte Aussehen des Erzählers, den sie als

[1] Oder wohl 'doch' Gr § 139, 4? Vgl. Cr 9_{5}, 36_{18}, 43_{23}, 135_{31}, 162_{21}, 258_{8}; 74_{22}, 126_{7}, 167_{24}, 218_{10} (62_{7}, 231_{21}, 359_{10}).

[2] In diesen ersten fünf Fällen tritt noch erstauntes Kopfschütteln (*a clătina din cap*) hinzu.

kleinen Burschen gekannt haben); Adam 8 13 *femeile ... se băteaŭ cu palma la g.* (*și asmuțeaŭ a deochĭŭ asupra creștetelor copiilor înmărmuriţĭ*); Sad. Ist. 71 3 †, id. Instig. 142 13 f.; Ispir. Leg. 293 18 (*se loviră cu m. p. falcă*), vgl. ibd. 242 3 f. *încremeni de uĭmire cu amîndouă mînile pe barbă*, 375 21 *se luâ cu am. m. de barbă*; G. II 145 5 †, id. Pm 22 21 †; Vlah. Nuv. 97 14 (nach einem verzweifelt lästernden Ausbruch am Sterbelager des unheilbar dahinsiechenden Sohnes) *sunetul smintitelor ĭeĭ vorbe o înfricoșâ ... îșĭ făcu cruce, se bătu cu p. p. g.*, ibd. 133 12 † (*la obraz*). (Der Imperativ *bate-te cu mîna p. g.* heißt vielfach nur 'red' nicht so viel, so vorwitzig'; Cr 15 23, Bour. 215 4, G. Zt. 14 unten.) Zanne II No. 3513 stellt für den zitierten Fall Cr 248 8 eine besondere Deutung auf: de rușine la auzul unor cuvinte proaste; gewiß faßt er seine Deutung sub 1° (de mirare) zu eng, wenn er nur von unglücklichen Ereignissen spricht. Philippide in Viaţa Romînească vol. 3 (Jg. 1906) 522 = der S.-Ausgabe 'Specialistul romîn' (1907) S. 29 (mit Zitat aus HA): se zice cînd îĭ ĭeste frică cuĭva să nu spună vreo prostie, vreo răutate, vreun neadevăr, faţă cu o faptă a cuĭva într'adevăr curioasă; so G. II 152 7, 153 18.[1] — 11 *doamne ferește de omul nebun*: Die wörtliche Übersetzung ist offenbar nicht sinngerecht; es ist ja nicht Furcht, was Harap Alb beim Anblick Ochilăs empfindet. Daß da Gott um Schutz vor Närrischwerden angerufen werden sollte (wie mir von meinen Korrespondenten bedeutet wird), kann ein auf eine Analyse des Ausdrucks sich besinnender Laie zwar ziemlich natürlich hineindeuten, in der Sprachform aber liegt es gar nicht. So wird es vielleicht doch richtig sein, hier *doamne ferește* als affektischen Ausdruck für einen hohen Grad zu verstehen (DAc. II/1 101 b), mit dem die konkrete Personenbezeichnung *omul nebun* ('der Narr da') mittels eines von Ausdrücken wie *păcătoasa de soru-sa* (franz. la coquine de Toinette, s. Meyer-Lübke, Roman. Syntax § 234) ausgehenden *de* verknüpft wird, wie das sonst in affektischer Rede durchaus üblich ist, vgl. außer den Beispielen bei Tiktin II 512 b oben Cr 73 14, Sad. P. rb. 80 14 *da-te-aș draculuĭ de om răŭ, lasă că-ţĭ arăt ĭeŭ!* Also 'Gott sei bei uns, welch ein Narr!' oder 'welch ein ungeheuerlicher N.!' Vgl. noch Slav. P. 70 *Lasă-l în știrea Domnuluĭ de cal!* ('Hol' der Kuckuck das Pferd! Denk' nicht daran!'). — 13 *a-l plînge*: 'ihn bedauern'. — 16 *din sat dela Ch.*: zu beachten das zweimalige Vorkommen der Präposition; ebenso *in sat la Hum.* Cr 374 26, *băĭatul A. F. cel blajin din sat dela Floreștĭ* G. II 98 5, *în cetate în Trăgoviște* I. Bianu & N. Hodoș, Bibliografia român. veche, t. I (1903) 91

[1] Bei Grig. P. r. 80 8 steht auch *să-ţĭ puĭ mînile în cap* von Verwunderung; ebenso — wie auch uns geläufig — greifen sich nach dem Kopfe von Schrecken, Ärger und ärgerlichen Sinneseindrücken Überwältigte: Cr 6 5, 223 8, Bour. 34 11, 81 23, Slav. P 88 unt., MnR. 68 10.

Z. 11 v. u. (v. J. 1581), *în cetate în Orăştie* ibd. 97 23 (v. J. 1582), *în trag în Iaş* ibd. 147 Titel (v. J. 1644), *č'aŭ născutu-şĭ din doamna din Anastasia* Dosofteĭŭ ibd. 265 Vers 23, vgl. Phil. SL 73 Z. 8 v. u.[1] — Ebenda *Chitilă*: insgemein heißt *chiti* 'zielen' im Gegensatz zu 'treffen' = *nimeri* (*Nu-ĭ cum se chiteşte, ci-ĭ şi cum se nimereşte,* Sprichwort), indessen auch = 'treffen', speziell Cr 40 9. — 18 *mă rog*: s. oben 24 9. — 21 *boţ-chilimboţ boţit*: s. Kap. II. — 22 *să nu-ĭ fie de deochĭŭ*: diese Worte beziehen sich nicht auf Behexungen, denen Ochilăs Auge etwa in Hinkunft ausgesetzt werden könnte, sondern sollen die gegenwärtige, durch das indiskrete Betrachten seitens Harap Albs eingetretene Gefahr bannen: es ist eben die rituelle Zauberformel gegen Behexung (Zanne VI 541), annähernd gleichwertig mit deutschem 'unberufen'. — 26 *din gardul Oanceĭ*: s. Kap. II. — 27 fehlt (das erste) *şi*: 'auch'. — 30 *şi ĭel*: wie oben 3 29. — 32 f. *şi maĭ şi*: *şi* vor Komparativ heißt insgemein 'noch', der ganze Ausdruck je nach dem Zusammenhange 'n. ärger, n. besser, n. schöner, n. wunderlicher', vgl. Cr 74 8. — 34 *se încheĭa*: 'bestand' ('daß nur der Bogen allein s. g. K. in sich schloß'). — Seite **37.** 6 *şi dacă*: 'dann' ist zuviel und vom Übel: wenn er sich gestreckt hatte, brauchte der Vogeler nicht mehr zu schießen, und er streckte sich erst, wenn der Schuß fehlgegangen war. — 8 fehlt *ţi*: 'dir', dat. ethicus. — 9 *cu pene cu tot*: richtiger (von Vögeln) wörtlich, 'samt (*cu tot*: 21 29, 32 13) den Federn'. — 12 *cuprins*: 'ergriffen' (richtig 19 21). — 13 *cum ... l-a fi maĭ chemînd*: geht vom Präs. *îl chĭamă* 'man nennt ihn' = 'er heißt' aus, also 'wie mag er denn wohl heißen' (der periphrastische Ausdruck ganz wie 7 15); *chĭamă* wird insgemein als Singular aufgefaßt (entsprechend konjugiert, vgl. in Prinzipienfragen der roman. Sprachwissenschaft II, 1910, S. 29 oben die Angabe S. Puşcarius), ist auch möglicherweise von Haus aus ein solcher, vgl. *scrie* 'es steht geschrieben' (Cr 133 24, Grig. D. h. 15 19; auch *a primit un răvaş de-acasă în care-ĭ scrie* usw. Vlah. Nuv. 46 unten), *spune* 'es wird erzählt' (z. B. Ispir. P. Sf. 3, 11 bis), *zice* (HA 38 23, Ispir. Leg. 50 21, Sad. Instig. 83 1, Car. Mom. 37 13, MnT 3 2, 5, 4 11, 7 6, 9 2 usw., woneben *se z.* 138 2). — 14 *-l*: scil. *numele,* also 'ihn'. — 30 fehlt (das zweite) *şi*: 'auch'. — Seite **38.** 1 *doar*: 'vielleicht, ob etwa', wahrscheinlich bereits ins Finale umgedeutet, vgl. Cr 191 6, Al. 896, Grig. D. h. 178 2, Sb. 117 30 (weiter auch schon *ca d.*:

---

[1] Davon wohl zu unterscheiden *era de moşie* ('Heimat') *din Epivat* Lambrior, Carte de citire (1882) 117 (v. J. 1643), (*diaconuluĭ Coresi,*) *de loc din Chios* Iorga, Sate şi preoţĭ din Ardeal (1902) 20, *de locul ĭeĭ din Craĭova* Cr 392 nota, *ĭera de la Pĭatra de locul ĭeĭ* ibd. 130 24, auch (*vin*) *care se jura R. ... că venea chĭar din viile prinţuluĭ Meternich, ĭar de loc ĭera nişte Odobesc vechĭŭ de zile şi nişte Cotnar uĭtat* usw. (Wein von Odobeştĭ, Cotnar) Negr. 65 25; s. auch Tiktin s. v. loc 4, moşie 2.

Cr 64_{16}, 226_{10}, Sb. 25_{10} (*ca d. nu ... ci sa*), *ca d. ... și sa* 72_{20}, 78_{31}, 282_{12}; 47_{24} (*ca d. numai*), 43_{15}, 126_{29}, 139_{18}, 145_{4}, 179_{2}, 277_{18}, 281_{13} u. noch oft, G. Pm 118_{2}, 127_{11}, Adam 134_{6}, vgl. Tiktin sub 2). — 3 fehlt *par'ca*: s. oben 6_{33}. — Ebenda *așa*: nicht 'nur so' (deutscher Idiotismus!) sondern 'so' = 'in diesem Zustande' (*văd*: 'sehe'). — 9 f. *în gura broaștei*: s. Kap. II. — 11 fehlt *numaĭ*: vgl. 48_{2}? Kaum richtig 'sofort' Gr § 165, 1 b. — Ebenda *da dintr'însul*: auch Cr 108_{15}, 227_{22} f.; instruktiv Al. 417 oben (von einer Spaßmacherin: *dă* [Subj. *ea*] *dintr'însa niște vorbe ... ha, ha, ha*). — 12 *că-ĭ e laie* usw.: man glaube ja nicht, daß *că* je 'bald' heißen könnte; ganz richtig 'bald: es sei schwarz — bald: es sei weiß' usw.; der Sinn der Redensart (Zanne I Nr. 1665) ist natürlich 'alles mögliche und unmögliche' (vgl. Z. 13). — 13 *mă rog*: vgl. oben 24_{9}. — 23 *zice*: Präsens! — 26 *merg*: 'ziehen'; das Präteritum der Übersetzung ist in Anbetracht der folgerichtig bis zur Fiktion einer 'ungewissen Zukunft' durchgeführten Vergegenwärtigung der Handlung inhaltlich unzulässig, — 28 *oamenĭ — butucĭ*: wörtlich 'Menschen' — 'Klötze' (so 22_{2}), prägnanter als die Übersetzung. — 29 *mă întorc* 'kehre um' ('gebe den erst eingenommenen Standpunkt auf'), vgl. Cr 49_{27}. — Ebenda *maĭ știĭ*: 'kann man denn wissen'. — Ebenda *cum vine vremea* (ebenso Cr 7_{31}): 'wie sich die Verhältnisse (eigentlich 'das Wetter'?) gestalten', vgl. *c. v. întîmplarea* 11_{21}, *împrejurarea* 1_{9}, *păcatul* ('wie sich die Geschichte wendet') Sb. 62_{35}. — Seite **39.** 6 fehlt *tot*: '(immer) fort'. — 7 *Ce-mi pasă mie?* 'Was geht das mich an?' = 'darum habe ich mich nicht zu kümmern'; von moralischer Indifferenz ist keine Rede (s. namentlich 38_{25}). — 9 *cît merg*: s. oben 11_{2}. — 10 *la împărăție*: s. oben 15_{22}. — 12 fehlt *odată*: 'gleich'. — 14 *ațele*: entweder 'Fäden, Fasern' von den abgeschundenen ('*maĭ mult ață decît față*') Kleidern oder 'Schnüre von den Bundschuhen' (vgl. Hașdeu II 2077, Cr 21_{3}) — vielleicht dürfte hier der bestimmte Artikel für Letzteres zeugen; dann wäre — 15 *obĭelele* richtig 'Fußlappen', während es sonst zwar auch schlechtweg 'Fetzen' bedeuten kann. — 18 fehlt *anume*: 'eigens', also etwa 'zu welchem speziellen Zweck'. — 19 *niște*: vgl. unten 41_{8}. — 20 *din partea*: deutlicher 'im Namen'. — 21 *strica inima*: hier lieber 'betrüben' (freilich mehr ironisch), vgl. Sad. Instig. 162_{4}, G. III 145_{13}. — 27 fehlt *poate*: 'vielleicht', wo im Gedanken 'ganz gewiß' entspricht (ebenso Cr 271_{27}). — 33 *năzdrăvan*: nur 'mit übernatürlichen Gaben ausgestattet' (vgl. 54_{19}). — Seite **40.** 2 fehlt *maĭ*: 'mehr'. — 3 *ajungețĭ*: 'erlebet ihr' (futurisches Präsens). — 5 *îl știŭ*: 'kenne ihn' (um auch den Schein zu vermeiden, daß *îl* = 'es' sein sollte). — 6 *darnic la spatele a.*: Setzt man, wie W. tut und an sich möglich wäre, *la spatele a.* = 'hinterrücks', so wäre der eigentliche Sinn der Worte 'im verborgenen freigebig'; 'verborgen, heimlich' ließe sich dann allenfalls per

ironiam = 'nicht existent' verstehen. Ich hatte von Anfang an eine andere Interpretation angenommen: 'freigebig — mit Hieben auf den Rücken seiner Nächsten' (vgl. G. II 61 17 *să-ți daŭ și câte-va la spate*), wo also ein Lob unerwartet durch ein Bestimmungswort in das Gegenteil umgekehrt wird; ein von mir befragter rumänischer Gewährsmann deutete die Stelle ebenso: 'dătător — de bătaĭe'.[1] — 7 *de nu i-ar muri* usw.: s. Kap. II. — 8 *fetișoara*: 'Töchterlein'. — 14 *în cîrd cu dracul*: die ganze Redensart heißt allerdings figürlich 'sich mit dem Teufel (einem Stärkeren) einlassen', gegebenenfalls 'in Kampf' (richtig 'anbinden' Gr 177 Anm. 3), es ist aber natürlich von einem 'Kampfe der Ochsen' keine Rede; *a punc ... în cîrd* heißt wörtlich '(das Vieh) in die Herde tun, gemeinsam zur Weide schicken', wobei seitens des Gesellschafters Übervorteilungen zu befürchten sein können; gleichbedeutend *în plug* (richtig Gr 152 Anm. 5). — Ebenda *dar*: 'aber'. — 15 fehlt *ba*: 'ja (sogar)'. — 22 *odată*: 'gleich'. — 30 *dormire-ațĭ*: ist schlechtweg nicht adhortativ, vgl. oben 5 5. — 32 fehlt *ĭel*: '(er) selbst'. — Ebenda *în treaba luĭ*: richtiger 'seines Weges' (wie 44 15), mit Rücksicht auf Belege wie Cr 191 23, 134 31 (von Wölfen). — 33 fehlt *de asta*: 'machten sich nichts daraus' (ebenso Cr 33 28). — Seite **41.** 1 *aŭ dat de căldurică*: 'fanden sich in der lieblichen Wärme' (*a da de c.* 'auf etw. stoßen'). — Ebenda fehlt *pe loc*: 'auf der Stelle, sofort'. — Ebenda (*li*) *s'aŭ muĭat* (*cĭolanele*): 'wurden schlaff' (cf. Cr 47 11, 99 29), allgemein gebräuchlich eben auch von dem behaglichen Gefühl der Wärme und Sättigung; Sad. Morm. 163 19 *Cum se moaĭe toate cĭolănelele!* vgl. desselben Vr. bej. 33 20 *muĭațĭ de băutură și de mîncare.* — 3 *Ba încă*: obschon *încă* an sich 'auch' bedeuten kann (z. B. Cr 411 29 *Hristos î. a plătit bir*), scheint doch fraglich, ob es hier so übersetzt werden und nicht vielmehr *ba î.* als ein Ganzes = 'ja (noch mehr)' verstanden werden soll (also 'Ja, der F. streckte sich ... so sehr, daß' usw.); vgl. 49 26, Cr 237 21, Al. 101 4, Ispir. Leg. 231 14, 364 24; Cr 150 14 scheint die Bedeutung noch weiter verschoben ('und zwar'? vgl. madj. még pedig). — 8 *te ĭaĭ cu*: richtiger 'dich anschließt' (wie 34 26). — Ebenda *niște*: richtig Anm. 17 3. — 9 f. *știĭ că are haz și asta?* 'Das wäre aber wirklich köstlich (nett)'. Letzteres ist allgemein die überhaupt üblichste Bedeutung von *are haz*, auch sehr oft — wie eben hier — ironisch (z. B. Al. 1095, Sad. Vr. bej. 179 4 *Mă gîndeam, nu tocmaĭ bucuros: Are h. să petrecem un Crăcĭun sec*); *știĭ* ist von Haus aus fragend, der Satz übrigens in O als solcher bezeichnet[2]; was *și* betrifft, so liegt hier wohl einer der Fälle vor, wo von dessen eigentlicher Bedeutung ('auch') so gut wie nichts mehr gefühlt wird; den begrifflichen Inhalt von *asta*

---

[1] In Gazeta Transilvanieĭ 1916 Nr. 116 heißen die Kirchenglocken 'de mîngăĭere darnicĭ' (Gedicht von I. L.).

[2] *Știĭ că aĭ haz?* Beld. MM 88 20, id. Ch. 133 11, Sad. La noi 86 24.

bestimmt der nächstfolgende Satz. — 13 *să nu se aleagă nimica*: besser 'soll … nichts werden'. — 15 *ĭa*: 'wohlan'; die Nuance von 'nun aber' ist etwas anders. — 18 fehlt *maĭ*: '(noch) jemals'. — 21 *de răul tăŭ*: 'deinetwegen'; *de răul* (schon 38 19) führt insgemein das Hindernis oder den unliebsamen Anlaß (Cr 98 29) einer Handlung an; bezeichnend Grig. D. h. 113 1: *te coborĭ, vreĭ nu vreĭ, din căruță, dacă nu de dragul răcoareĭ, pe vreme de vară, apoĭ de bună samă de r. troĭenelor pe timp de ĭarnă.* — 26 *ĭa, ascultațĭ*: 'ihr da, hört zu'. — 27 *apoĭ*: 'nun', 'ja'. Zugrunde liegt wohl 'nachher' = 'in solchem Falle'; vermöge dieser seiner Bedeutung dient *a.* allgemein logischer Anknüpfung an Vorausgehendes, zuerst wohl in Nachsätzen tempor., konditionaler u. a. Teilsätze, (vgl. Meyer-Lübke, Roman. Syntax § 650 f.), dann auch in alleinstehenden Vollsätzen; in letztere Kategorie gehört auch einwendend *d'apoĭ* (oben 7 14), Beispiele sonst in DAc. s. v. apoĭ 5 (indessen steht z. B. ein dort angeführtes *c'apoĭ* 'sonst' näher gewissen Fällen sub 4!). — 27 f. *din cal măgar*. Von der Redensart *a face pe cn. d. c. m.* sagt Zanne I No. 1420: 'Se zice cînd scoboară pe oare-cine în maĭ mic cin, în maĭ mică slujbă; precum şi: a înjosi, a ruşina pre cine-va' und kommentiert als einzigen Beleg gerade unsere Stelle mit 'ocărîndu-mă ca pe un om de nimic'. Danach wäre allgemein ungebührliche, herabsetzende Behandlung gemeint, der Esel nur als im Vergleich mit dem Pferde minderwertig genannt; an den mit dem Ausdruck *măgar* sonst verbundenen Anwurf der Dummheit (W: 'wie einen dummen Jungen') zu denken erscheint auch durch die Sachlage nicht gerechtfertigt, da von Gerilăs Genossen ihm keiner Dummheit zugemutet hatte. Eine in DAc. I/2 29 a in Klammern zitierte Erklärung von T. Pamfile gibt — ohne Beziehung auf einen bestimmten Beleg — die Bedeutung mit 'a scoate din sărite' (= *din răbdare* 41 29) an.[1] — 28 *că*: wörtlich 'sonst' (eigentlich 'denn', das Verbot begründend). — 30 *nu-ĭ trebuĭe*: s. Kap. II. — 31 *da* = *dar*, 'aber'. — 32 *la viață*: nochmals mit *amarnic* Cr 46 18, wie es scheint, in der Art einer fixen, begrifflich einheitlichen Verbindung. — 33 f. *te-aş vîrî în sîn* usw.: Trotzdem nach 33 34 Gerilă nicht ganz normale Ohren haben soll, kommt es hier zunächst nicht darauf an, ihn einen Langohr zu schelten (höchstens nebenbei in Doppelsinn). Die ganze Satzgruppe ist phrasenhaft: die erstere Redensart ist eine innige Liebesbeteuerung (s. DAc. I/1 418 a oben; auch noch Al. 141, MnT 208 13); soll sie ironisch verstanden werden, wird noch spöttisch (im Ernstfall wären ja die Ohren allein kein Hindernis mehr) hinzugefügt: *dar nu*

[1] Merkwürdig ist, daß dasselbe DAc., das l. c. der Zanneschen Deutung die erste Stelle einräumt, unter *face* (II/1 14b) den nämlichen Fall aus HA — auf einmal abweichend — mit 'zăpăci, îmbăta cu apă rece' erklären will; solchen Sinn läßt der Zusammenhang gar nicht zu.

încapĭ de urechĭ (Al. 433 unt.; Tiktin II 779b 'ich kann ihn nicht ausstehen'). — 34 fehlt *maĭ bine*: 'lieber'. — Ebenda *ogoĭește-te*: 'werde ruhig', 'setze dich', vgl. Cr 44 15 (auch Gl), Sb 10 39, 13 40, 19 40. — Seite **42.** 1 *strînge*: 'räume auf' (wie ein Geräte), nochmals vom 'Maul' Cr 100 11. — 6 *mi se cade*: 'geschieht mir recht, ich verdien's'. — 9 *prujiturĭ*: 'Späßen'. — Ebenda fehlt *ĭa acuș*: 'gleich' (wie Z. 14, vgl. oben 4 7); gehört zu *se duce*, der Beistrich dazwischen ist falsch. — 16 *nu faceţĭ a bine*: etwa 'ihr wollt durchaus, daß es schlecht ende, fordert das Schicksal heraus', vgl. DAc. II/1 18b unt.; Sad. P. rb. 172 20 *Face Turcu a moarte!* — 19 *are ĭel noroc* usw.: vgl. Al. 674 *Aĭ n., sărmane, de ce aĭ n.* [sic!]; ein Beispiel von Hn T. Pamfile: *Aĭ n. tu de ce aĭ* (*că-s prietin cu tată-tăŭ*), *că ţĭ-aș trage o bătaĭe bună*; Mold. in BTr. IX[2] 18 11 *aĭ n. cu ce aĭ, că tu mĭ-aĭ cîștigat odorul ăst de fată, altcum* usw. — Seite **43.** 5 *anin*: vgl. die Erklärung bei Hașdeu II 1210, wesentlich für die Beurteilung des anschließenden Trinkspruches; auch noch Cr 86 7. — 6 *ca la un codru verde*: dieselbe Formel Cr 75 25. — 8 *să*: man lasse sich durch die Übersetzung nicht verleiten, *să* die etymologische Bedeutung (SI) beizulegen; übrigens ist die Zerstörung der stilistischen Figur des Originals nicht zu billigen. — 10 *urgie*: 'Groll'. — 11 f. *ce or fi maĭ dondănit* usw.: unbestimmter 'worüber und wie lange sie auch noch gepappelt haben mögen'[1] ('gestritten' wäre *cĭondănit*, v. Cr 45 1, 202 26, vgl. *cĭoandă* Gl; *dondăni* = 'undeutlich, verworren reden', v. Cr 67 14, 71 17, 178 20, 186 18). — 16 *înfocată*: 'erhitzt' (vgl. 39 31); bloß 'Feuer (unter etw.) machen' heißt das Wort nicht. — 30 *pe urmă*: s. oben 25 23; gehört vielleicht eigentlich zu *aleargă*, während *ce să facă?* als Parenthese gesprochen würde, so Cr 189 25.

(Schluß folgt.)

Brünn. H. Jarník.

[1] Ahnliche Konstruktion z. B. Cr 15 26, 242 22.

Kleinere Mitteilungen.

Einige Äußerungen Montesquieus über die Deutschen.

Die Kenner Montesquieus wissen, daß in seinen vor einigen Jahren herausgegebenen Reisetagebüchern sich kürzere Mitteilungen über Norddeutschland (Hannover und Berlin) und sehr eingehende Nachrichten über Wien finden. Diese recht bemerkenswerten, nicht von Vorliebe, sondern manchmal von ziemlicher Voreingenommenheit diktierten Urteile habe ich, kurz nachdem jene Bände veröffentlicht waren, in großen Tageszeitungen (der 'Neuen Freien Presse' und der 'Nationalzeitung') zusammengestellt; auch wissenschaftliche Organe haben gewiß von jenen Veröffentlichungen Notiz genommen.

Neuerdings stieß ich auf die kurz vor dem Kriege erschienene Briefsammlung Montesquieus. Sie führt den Titel: 'Correspondance de Montesquieu publiée par François Gebelin avec la collaboration de M. André Morize'; zwei sehr starke Bände, Paris 1914. Die Sammlung enthält im wesentlichen ungedruckte Briefe aus dem Archive de la Brêde. Nur wenige von den 679 Nummern, die mit dem Jahr 1716 beginnen und 1755 schließen, waren bisher in älteren und neueren Sammlungen bereits gedruckt. Die Sammlung enthält, entsprechend ihrem Titel, außer den von Montesquieu geschriebenen auch die von ihm empfangenen Briefe.

Ich glaubte in dieser Sammlung mancherlei über deutsche Literatur und deutsches Wesen zu finden, irrte mich aber in dieser Voraussetzung. Da Montesquieu schon 1755 gestorben ist, so ist es natürlich, daß von der großen Entwicklung der deutschen Literatur nicht die Rede sein kann, da diese einer späteren Zeit angehört; aber es ist merkwürdig genug, daß Deutschland herzlich wenig behandelt ist und daß aus den deutschen Städten Hannover und Hamburg, in denen der französische Schriftsteller eine Zeitlang verweilte, überhaupt kein Brief erhalten ist. Gelegentlich heißt es einmal: 'Der Harz ist eine köstliche Gegend.'

Ein anderes Mal schreibt er aus Wien: 'Ich vermag nicht zu sagen, wie eine deutsche Dame eine Galanterie empfängt, durchführt und beendet, und wie ein deutscher Edelmann mit Trinken so beschäftigt ist, daß er nichts anderes sieht.'

Eine andere allgemeine, gleichfalls ziemlich nichtssagende Charakteristik gibt er im Jahre 1752. Sie lautet: 'Die Deutschen sind gut, aber schöpfen leicht Verdacht, nehmen Sie sich in acht: sie trauen den Italienern nicht als zu fein für sie, aber sie wissen, daß sie ihnen nicht unnütz sind, und sind viel zu klug, um sich ihrer zu enthalten.'

In Berlin ist Montesquieu nicht gewesen. In einem 1744 an den zu Berlin ansässigen Maupertuis gerichteten Briefe heißt es: 'Sie können denken, welches Glück es für mich wäre, für mich, der die römischen Feldherren so lange vor Augen hat, den König Friedrich zu sehen; aber wie soll ich Armer dazu gelangen, ich, der ich überall falle, mich stoße und niemanden erkenne und nicht weiß, mit wem ich spreche. Denn wie könnte ich in Berlin am Hofe mich benehmen, wie vor dem Könige und vor einem so berühmten Könige mich zeigen.'

Gegenüber dieser wirklichen oder scheinbaren Verehrung Friedrichs II.

macht sich wie auch in der Reisebeschreibung gelegentlich Spott oder Haß gegen Friedrich Wilhelm I. bemerkbar. So heißt es in einem Briefe des Jahres 1729: 'In Amsterdam sieht man nur große Menschen mit kurzen Kleidern, welche dort herumlaufen, um sich nach Indien anwerben zu lassen. Es sind Deserteure des Königs von Preußen, die die Körpergröße der Bevölkerung von Java erhöhen wollen.'

Aber über deutsche Literatur und damalige deutsche Schriftsteller findet sich kein Wort. Es ist ungemein wichtig, zu konstatieren, eine wie geringe Rolle Deutschland in den Augen eines solchen Geistes spielt. Man kann sie nicht mit der Verachtung erklären, mit der die Franzosen gern auf Deutschland herabsahen. Man muß vielmehr erwähnen, daß bis zum Jahre 1755, dem Todesjahre Montesquieus, in den ersten 15 Jahren der Regierung Friedrichs II. von Preußen viele Franzosen nach Berlin eilten und dort jahrelang, ja einen großen Teil ihres Lebens zubrachten. Man denke — um nur die bedeutendsten zu erwähnen— an d'Alembert, La Mettrin, Maupertuis, vor allem an Voltaire; man bedenke ferner das Interesse, das schon damals einzelne französische Schriftsteller an einigen Erzeugnissen der aufblühenden deutschen Literatur nahmen, und man wird auf das tiefste beklagen, daß ein so großer Forscher wie Montesquieu, zumal einer, der einige Teile Deutschlands aus eigener Anschauung kannte, achtlos an unserem Vaterland vorüberging und es kaum als Kulturfaktor gelten ließ.

Berlin. Ludwig Geiger.

Notizen über Herder und Lessing.

In einer neuerschienenen Briefsammlung, die, da sie die Veröffentlichung eines historischen Provinzvereins ist, dem Literarhistoriker leicht entgehen könnte: 'Briefe an und von Johann George Scheffner, hg. von Arthur Warda', München und Leipzig 1916 und 1918 (Veröffentlichung des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen), finden sich merkwürdige Äußerungen über Lessing und Herder, die hier zusammengestellt werden mögen. Die wichtigste ist wohl die Herders über Lessing, 15. September 1769. 'Lessings Dramaturgie verspricht viel und läßt viel erwarten; wir haben noch keine so gründliche Beurteilung des deutschen Trauerspiels, als er über Olint und Sophronia liefert.' Darauf antwortet Scheffner am 27. Oktober 1767: 'Ein Wort von Lessing. Soll er wohl der einzige Verfasser der Dramaturgie sein? Die Stücke sind sehr ungleich — viele scheinen des Morgens nach einem Abendrausch in Rheinwein aufgesetzt zu sein. Ich möchte gern das Theater sehen, dessen Schauspieler Lessing oft zu sehr lobt.' Dann ergreift Herder wieder das Wort, 31. Oktober 1767: 'Ich halte Lessing immer für den Verfasser der ganzen Dramaturgie, obgleich die ersten zwanzig Stücke, soweit ich sie besitze, sich freilich nicht alle gleich sind. Indessen lesen Sie Löwens Ankündigung und Antrittsrede, so werden Sie den himmelweiten Unterschied dieser beiden Leute erkennen. ... Die Dramaturgie wird das Beste sein, was wir dabei (bei der sogenannten Nationalbühne) erbeuten, aber, wie ich höre, hat Lessing aufgehört und wartet wegen des doppelten Nachdrucks auf ein Privilegium vom Kaiser — — vermutlich, um so lange Rheinwein zu trinken.' Diese Bemerkung sei hier ohne Kommentar gegeben, denn es braucht nicht ausdrücklich darauf hin-

gewiesen zu werden, daß Lessing wirklich der einzige Verfasser der Hamburgischen Dramaturgie ist. Indessen als Meinung eines durchaus nicht urteilslosen Zeitgenossen möge die Notiz hier stehen.

Hauptsächlich über Lessing äußert sich einer der weitläufigsten Korrespondenten, Johann Samuel Krickende, 1736—1797 Pfarrer in Schlesien. Dieser schreibt am 25. September 1762: 'Herr Lessing ist jetzt ein Halbsoldate, da Sie es ganz sind (wirklich stand Scheffner damals beim Militär), indem er vor Schweidnitz bei seinem General steht, um die Belagerung zu beschreiben, wenn sie Stirn und Degen dem Feinde entgegenkehren, um ihn abzuhalten, daß er die Muse bei Schweidnitz nicht störe. Dieser Lessing hat Ihnen nicht geantwortet? Des wundern Sie sich nicht. Er ist mir mehr schuldig und — — doch ich mag nichts sagen, das ihm wenig Ehre macht. Gellert sei finster, wie er will, aber er ist doch ein ehrlicher, freundschaftlicher, gefälliger und dankbarer Mann.' Aus dieser Stelle geht mit Sicherheit hervor, daß Lessing mit Krickende in persönlichen Beziehungen stand, obgleich sein Name in der Lessingschen Briefsammlung und in Biographien Lessings nicht zu finden ist. Derselbe Korrespondent teilt am 12. Mai 1767 das Gerücht mit: 'Was sagen Sie zu den dreifachen Berlinischen Produkten? Moses, Ramler und Lessing sind sonst nicht leicht in einer Messe zugleich aufgetreten. Das ist ein wahres, gelehrtes Meteor. Man sagt, daß zu der Minna eine wirkliche Geschichte eines grünen Dragoners den Stoff hergegeben. Wissen Sie etwas drum?'

Diese Notiz ist nicht ohne weiteres zu verwerfen, da sie von einem Zeitgenossen herrührt, der persönlich mit Lessing bekannt war und viel über ihn hörte. Sie ist, soviel ich sehen kann, in den Biographien Lessings bisher nicht berücksichtigt. (Nur heißt es bei E. Schmidt I, 463: Frau Garve habe nach Lessings eigener Erzählung berichtet, die Geschichte habe sich in Breslau im Gasthaus 'Zur goldenen Gans' abgespielt.)

Derselbe Korrespondent schreibt am 27. Juni 1767: 'Und warum sollte Lessings Minna in Berlin nicht aufgeführt werden? Die Entwicklung ist ja für den König sehr schmeichelhaft. Sie wäre nicht gedruckt worden, wenn man über ihr "Mücken säugen" wollte.' Bekanntlich wurde Minna von Barnhelm in Berlin am 21. März 1768 aufgeführt.

Endlich schreibt wiederum der genannte Krickende, 1. August 1769: 'Lessing, heißt es, würde Direktor der Wienerischen Bühne werden. Ich fürchte, er werde ihr nur zur Hälfte nutzen können, weil er oft zu sehr für die scurras et mimos ist.' Daß das Gerücht sich nicht bestätigte, ist bekannt, immerhin ist es nicht ohne Wert, auch eine solche Mitteilung zu buchen.

Was Herder anbetrifft, so enthält die Briefsammlung, aus der die vorstehenden Notizen entlehnt sind, eine ziemliche Anzahl von Briefen Herders, die der Aufmerksamkeit der Literarhistoriker bisher entgangen waren. Die gesamte Korrespondenz umfaßt nicht weniger als 17 Briefe von und an Herder vom 9. April 1766 bis 2. Juni 1769, von denen acht Briefe von Scheffner, neun von Herder sind. Diese sind literarisch von der allergrößten Bedeutung, weil sie das Bild abrunden, das man sich bisher über Herders Jugendzeit nur mühsam gestalten konnte.

Die Briefe geben Rechenschaft über die Arbeiten des jugendlichen Schriftstellers, Klagen über seine Vereinsamung, enthalten vielfache Urteile über

zeitgenössische Arbeiten und, was das wichtigste ist, unterrichten über literarische Pläne, die nicht ausgeführt wurden.

Was die Urteile anbetrifft, so handeln sie z. B. über Klotz, Ramler, Abbt, Grillo und andere. Daneben finden sich Bemerkungen über Herders Stellung zum Altertum und über die deutschen Schriftsteller jener Zeit.

Es ist natürlich unmöglich, diese außerordentlich wichtigen Briefe hier abzudrucken; Literaturfreunde aber seien nachdrücklich auf diese Bekenntnisse hingewiesen. Hier begnüge ich mich mit kurzen Notizen. Am 23. September, 4. Oktober 1766 hatte Herder seinen Korrespondenten um den 'wichtigen Gefallen gebeten, ihm Anekdoten von Hume und Rousseau zu schreiben. Scheffner kam diesem Verlangen am 17. Oktober 1766 nach, indem er eine längere Auseinandersetzung über die Streitigkeiten der beiden Schriftsteller gibt. Darin findet sich über Therese folgende Bemerkung, die ich deshalb mitteile, weil sie im Widerspruch zu den Beurteilungen der meisten Zeitgenossen steht. Scheffner sagt von Therese: 'die schön gewesen und sehr verständig, auch geachtet sein soll.'

Sodann sei eine Äußerung über deutsche Hexameter erwähnt, die so lautet (7. Januar 1767): 'Scheffner hatte den Satz gebraucht, deutsche Hexameter sind unmöglich.' — 'Um Gottes willen nicht! Es ist zu gewissen Dichtarten immer ein Hexameter nötig, und einige Dichter haben ihn sehr dem lebendigen Wohllaut anzuschmiegen gewußt. Ist aber unser Hexameter der schönste unter allen, ein griechischer? Nie! Bei jenen floß er natürlicher aus der Sprache und ihrer Musik; bei uns ist er bloß ein Werk der Kunst: ein Unterschied, den ich in aller Weite mir selbst noch nicht auseinandersetzen kann, der aber beträchtlich ist. Sie sagen: Der unsrige würde freier sein, wenn wir bloß das Ohr zu Rat zögen? Bei den Römern hieß dies politisch persifizieren; allein bei uns stehen die vielen wirklich unbestimmten einsilbigen Wörter im Wege.' Endlich sei folgende Stelle hervorgehoben aus einem Briefe vom Herbst 1768, die von einem merkwürdigen Plane Kunde gibt: 'Ich habe im Ernst lange den Gedanken gehabt, einen historischen Versuch über das 15. und 16. Jahrhundert zu machen — es ist das wichtigste Säkulum und die Quelle der neuen Geschichte.'

Es ist wohl kaum nötig, auf die Bedeutsamkeit der letzten Äußerung besonders hinzuweisen. Man setzt, wie bekannt, das Interesse deutscher Schriftsteller für die Zeit des Humanismus und für die deutsche Literatur des 16. Jahrhunderts meist in die siebziger Jahre. Beweis dafür: mannigfache Äußerungen Goethes über Hutten und der Plan Bertuchs, eine neue Ausgabe der Werke von Hans Sachs zu liefern. Aus der eben angeführten Bemerkung geht hervor, daß Herder, der große Anreger und Pfadfinder, schon 1758 diese Epoche in ihrer ganzen Bedeutung ansah und sich ernstlich mit ihr und ihrer Darstellung befaßte.

Es ist äußerst bedauerlich, daß unsere Briefe bereits im Jahre 1769 aufhören; der letzte ist geschlossen am 22. Mai 1769, da Herder sich zu seiner großen Reise rüstete, infolge deren er seine Heimat endgültig verließ. Ob seitdem Beziehungen zwischen Herder und Scheffner bestanden (der letztere hat den ersteren um 16 Jahre überlebt), vermag ich nicht zu sagen; bedeutsame Erwähnungen Herders durch andere Korrespondenten finden sich nicht. L. G.

Zu einem Goetheschen Spruch.

Im Westöstlichen Diwan, Abteilung Sprüche, heißt es:

Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann!
Die Nacht tritt ein, da niemand wirken kann.

Dieses echt Goethisch klingende Lebensmotiv ist wie so viele Sprüche des großen Dichters einem älteren Spruche nachgebildet. Burdach (Säkularausgabe der Goetheschen Werke) bemerkt dazu: 'Umschreibung von Ev. Joh. 9, 4: Gedanke und Bild recht eigentlich ein recht westöstlicher Talisman', wobei auf Saadis Rosengarten verwiesen wird. Während die neue Hempelsche Ausgabe (Bearbeiter G. Klee) den Spruch unerörtert läßt, hat Loeper gleichfalls schon das Neue Testament zitiert und nach Wurm den Hinweis auf Saadi gegeben. Der neutestamentliche Spruch lautet: 'Ich muß wirken, solange es Tag ist, es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.' Es ist also gewiß nicht zu leugnen, daß Goethe den Spruch der Bibel entnommen hat. Nahegebracht wurde er ihm aber durch Lavater. In einem Briefe des Letztgenannten an Goethe, Wieland und Lenz (Neue Ausgabe der Lenzbriefe, Kurt Wolff, Leipzig 1918, I, 244) heißt es in dem für den ersten bestimmten Teile: 'Laßt uns wirken, weil es Tag ist, es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.' Der Brief ist aus dem April 1776, aber man weiß, wie bei Dichtern überhaupt und bei Goethe insbesondere noch lange Zeit nachher solche Stellen fruchtbar wurden.

Berlin. Ludwig Geiger.

Kritisches zu Uhlands Briefwechsel und Tagebuch.

I. Berichtigungen und Ergänzungen zu Hartmanns, z. T. Erich Schmidts Anmerkungen.

1) Zu Bw. I, S. 33, Anm. 2: Erich Schmidts von Hartmann übernommene Vermutung, der Kiffhäuser (sic!) Berg sei 'wohl ein poetischer Plan Kölles', ist eine durch Kölles Brief an Uhland vom 27. Februar 1807 sicher beglaubigte Tatsache. Kölle will die Sage vom K. B. in einer Satire in Terzinen bearbeiten (unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit mitgeteilt).

2) Zu Bw. I, 130, Anm. 5: Die beiden Artikel über Sigismund Neukomm, den intimen Freund und zeitweise sogar Hausgenossen Talleyrands, von Robert Eitner in der A. D. B. 23, 513 und in dem Biogr.-bibliogr. Quellen-Lexikon der Musiker und Musikgelehrten, Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1902, Bd. 7, 179 sind biographisch ungenau. Neukomm verläßt nach dem Frieden von 1809 Wien bereits zum zweitenmal, nachdem ihn eine 1806 unternommene Reise nach Stockholm, Petersburg und Moskau geführt hatte. Ausführliche biographische Literatur in v. Wurzbach: Biogr. Lexikon des Kaisertums Österreich, Wien 1869, Bd. 20. Seine Selbstbiographie abgedruckt in der Zeitschrift La Maîtrise 1859. Neukomm ist Mitte 1809 bereits in Paris, wie dies Uhlands Angabe auch voraussetzt.

3) Zu Bw. I, 152, Anm. 1: Die falschen Jahreszahlen zu Koreff hat Hartmann aus Goedeke Bd. 6 (nicht 5), 186 übernommen. Bartels, Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur, zweite Auflage, 1909, und

H. A. Krüger, Deutsches Literatur-Lexikon, München 1914, geben die Jahre 1807—1811 und seit 1825 an. Ich kann Koreff schon im Herbst 1806 in Paris nachweisen. Chamisso berichtet am 23. Dezember 1806 an Varnhagen (Hitzig, Chamissos Werke, Bd. 5), er habe Koreff die Hand gedrückt, nachdem er am 9. Dezember 1806 mitgeteilt hat, er suche Koreff. Varnhagen, Biogr. Portraits, 1871, S. 1 ff., gibt die Ankunft in Paris nicht an.

4) Zu Bw. I, 166, Anm. 2: Widemann — nicht Wiedmann, wie Hartmann selbst zweifelnd angibt — ist offenbar der in Paris ansässige Schriftsteller und Beamte beim Kaiserlichen Staatssekretariat. Rehfues gewann bei seinem zweiten Aufenthalt in Paris, Winter 1808/09, an ihm einen treuen Freund, der sich besonders während einer schweren langwierigen Krankheit bewährte. Er war Mitarbeiter an Cottas Allgemeiner Zeitung und hat Cottas Zeitschrift 'Das Ausland' anfänglich herausgegeben. Als später Rehfues und Dorow die Herausgabe einer Zeitschrift planten, nahmen sie Widemann als Redakteur in Aussicht. Die bisherigen Angaben entstammen dem anonymen Artikel über Rehfues in der Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde, 1881, 89 ff. Ferner berichtet der in Paris lebende deutsche Sprachlehrer, Historiker und Geograph B. G. Depping in seinen 'Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen in Paris', Leipzig 1832, Widemann habe ihn als Korrespondenten für das Morgenblatt gewonnen. Das 'Morgenblatt' bringt im Januar 1807 zwei Artikel von W.: 'Die letzten Abende des alten Jahres in Paris'.

5) Zu Bw. I, 196, Anm. 10: Der nach Tagebuch S. 22 am 21. September an Schubart abgegebene Brief nach Tübingen ist doch vorhanden. Vgl. II, Umdatierungen, Nr. 3.

6) Zu Bw. I, 210, Anm. 6: Die folgenden Briefstellen führen auf die richtige Spur:

a) Chamisso an Varnhagen (Hitzig, Chamissos Werke, Bd. 5), Paris, den 23. Dezember 1806: 'Koreff ... er wohnt mit dem Tonkünstler v. Drieberg ...'

b) Chamisso an Varnhagen (ebenda), Berlin, den 2. Dezember 1808: 'in Wien findest du ... Koreff, — Drieberg ... nimmt Robert (Rahels Bruder Ludwig) nach Wien zu Koreff mit. Von Koreff werden große Glocken geläutet ... Opern von ihm, die Drieberg komponiert hat ...'

c) Koreff an Hitzig (Original in der Varnhagenschen Sammlung zu Berlin), Paris, 1810: 'Ich verspreche dir 10 neue Lieder wenigstens von H. von Drieberg und H. Kienlen komponiert, zu geben — beide die talentvollsten jungen Komponisten.' ... 'Mein Freund H. v. Drieberg hat eine der wichtigsten Entdeckungen gemacht. Ich habe dazu ein Mémoire französisch und deutsch geschrieben; das französische ist dem Kaiser Napoleon überreicht worden. Bald wirst Du von diesen Entdeckungen in den meisten öffentlichen Zeitungen hören und darin Fragmente aus meinem Mémoire lesen. Ein Schurke von Franzose hat die Abwesenheit meines Freundes benutzt und diese Erfindungen unter einer Maske von Modifikationen als die seinige ausgegeben und dem französischen Kaiser angeboten. Zum Glücke habe ich es bei Zeiten erfahren, und von meinen Freunden unterstützt, habe ich die Ehre dieser Entdeckungen meinem Freunde erhalten und den Schurken entlarvt. Ich habe an den Kaiser geschrieben — ich

werde vermutlich in einigen Tagen Audienz haben — ich war bei allen Ministern, ich habe Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, und der Ruhm meines Freundes ist gerettet. Diese ganze Sache hat dadurch eine außerordentliche Celebrität gewonnen. Mein Mémoire wird überall gelesen. Es gefällt sehr, weil es in meiner ganz originellen Manier geschrieben ist, wo die trockensten Citate durch einen poetischen Aufschwung zur Höhe der Poesie erhoben sind.' Ein französisches Exemplar der Denkschrift befindet sich in der Varnhagenschen Sammlung der Königlichen Bibliothek zu Berlin im Koreff-Umschlag.

Hiernach ist es sehr wahrscheinlich, daß Koreff seinen Freund v. Drieberg auf Uhland, mit dem er seit dem 8. Oktober 1810 (siehe Tagebuch) wiederholt zusammengekommen war, aufmerksam gemacht hat. Über diesen Kammerherrn v. Drieberg (1780—1856; geht 1804 nach Paris, um unter Spontini und Cherubini Musik zu studieren; erstaunlich vielseitig veranlagt) ist zu vergleichen: Biogr.-bibliogr. Quellen-Lexikon der Musiker und Musikgelehrten, Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1900, Bd. 3, 256, 57. Zu der Oper 'Don Tacagno', die er 1812 mit großem Erfolg in Berlin zur Aufführung brachte, hat Koreff das Textbuch geschrieben (siehe oben). Uhlands Irrtum, Drieberg stamme aus Wien, erklärt sich aus dessen vorübergehendem Aufenthalt daselbst.

7) Zu Bw. I, 215, Anm. 6: Zu vergleichen der Brief der Mutter vom 2. Dezember 1810 (beim Uhland-Nachlaß im Schiller-Museum zu Marbach a. Neckar). Helmina v. Chézy will sich in Heidelberg bei Frau Weiße, einer Verwandten U.s, einmieten. Letztere, in Sorge um den Ruf der Ch. — sie komme ihr 'nicht ganz ächt' vor — und um die Hausmiete, bittet Frau Uhland um Auskunft durch ihren Sohn. Die Ch. hat von 1801—10 in Paris gelebt; vgl. ihre Denkwürdigkeiten: 'Unvergessenes'. Leipzig 1858.

8) Zu Bw. I, 217, Anm. 4: Nicht den Winter 1809/10, sondern 1810/11 verbrachte Chamisso in Napoléonville beim Präfekten Prosper de Barante. Frau von Staël war bereits 1810 nach Coppet gegangen.

9) Zu Tagebuch, S. 6, Anm. 5: Zu Uhlands Einträgen '25. März, Befehl wegen Abzugs der Studenten' und '28. März, Nachricht von der Wiedereinberufung der Studenten' bemerkt Hartmann: 'Am 20. Januar ergieng ein Dekret, daß die Studenten sich nicht persönlich bei der Konskription stellen müssen, am 28. März wurde dieses zurückgenommen ...' Das Umgekehrte ist der Fall. Uhlands 'Wiedereinberufung' im Eintrag vom 28. März bedeutet Aufhebung des königlichen Befehls vom 25. März, betreffs Gestellung bei den Oberämtern und Rückberufung der Studenten zur Universität. Über Einzelheiten vgl. Klüpfel, Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen, 1849, S. 287; auch meine Abhandlung 'Uhlands Pariser Reiseplan', Kap. 8, 'Die Abreise' im Jahresbericht des Schwäbischen Schillervereins 1918.

II. Umdatierungen.

1) Der Brief Bd. I, Nr. 69 ist von Hartmann irrtümlich auf den 31. Dezember / 1. Januar 1808 angesetzt. Offenbar hat sich Hartmann durch die wohl von Uhlands Witwe stammende Beischrift '1808' verleiten lassen. In Wirklichkeit ist der Brief ein Jahr älter, wie Otto Güntter festgestellt und mir brieflich mitgeteilt hat. Der Brief trägt kein Datum; aber der

Satz: 'Ich benutze den letzten Morgen des Jahres, dem ich Ihre Bekanntschaft verdanke, um Ihnen über Manches zu schreiben' sowie die Tatsache, daß Uhlands Brief an Kölle vom 26. Januar 1807 mehrfach auf diesen Brief Bezug nimmt (z. B. die Stelle über 'Heiligkeit', S. 20 oben), nötigen zu der Datierung 1. Januar 1807.

2) Der im Bw. I fehlende schwedische Reiseplan, der im Entwurf des Briefes vom 26. Januar 1807 an Kölle steht, und zwar durchgestrichen, ist mir von Hartmann 1902 mit dem Datum 'März 1807' versehen brieflich mitgeteilt, und ich habe ihn (Dissertation S. 9) abgedruckt. Wie kommt Hartmann dazu, den Entwurf des Briefes vom 26. Januar umzudatieren? Die Erklärung hat Otto Güntter mir brieflich mitgeteilt. Der Entwurf dieses Briefes vom 26. Januar setzt eine Einladung Kölles nach Paris voraus. Solange Hartmann Kölles Brief vom 1. Januar 1807 (Nr. 69) ein Jahr später ansetzte, war die erste ihm bekannte Einladung Kölles die vom 27. Februar; er mußte also die Antwort frühestens in den März versetzen. Wenn Hartmann trotzdem das Reinschriftdatum 26. Januar beibehält, so zeigt dies, daß er bei der Bearbeitung des Briefwechsels den Entwurf nicht wieder zur Hand gehabt hat. Vgl. zu 1 und 2 meinen Aufsatz 'Uhlands Pariser Reiseplan' a. a. O., Kap. 1 und 2.

3) Der Brief Nr. 204, Bw. I, ist von Uhland um einen ganzen Monat falsch datiert. Es ist der von Hartmann als fehlend bezeichnete Brief Nr. 213. Ein Vergleich des Inhalts mit den entsprechenden Tagebuchnotizen läßt keinen Zweifel übrig. Es ist der laut Tagebuch am 21. September an Schubart — bei der Buchhändlerfirma Treuttel & Würz, den Vertretern Cottas in Paris, beschäftigt — abgegebene Brief, im Brief an die Eltern vom 6. Oktober als durch Cotta befördert nochmals erwähnt.

Grabow, Mecklenburg. Wilhelm Moestue.

Das geistige Testament zweier Alttiroler: Johannes Schuler und Beda Weber (1842).[1]

Ich, Johannes Schuler, der Rechte Doktor, landschaftlicher Archivarius und Herausgeber (Redakteur) der einzigen dermahl in Tirol erscheinenden politischen Zeitung, des Boten für und von Tirol und Vorarlberg, habe für mich, meine Frau Anna, geb. von Aigner zu Aigenhofen, und meine angenommene Tochter Anna im J. 1842 und 42. Jahre meines Lebens dieses kleine Haus erbaut, und dasselbe als das erste in dieser neuen — noch nicht benannten — Straße vollendet. Dieses von mir erbaute Haus sammt anstoßendem Gärtchen ist zwar nur klein, aber dennoch werde ich mich glücklich preisen, wenn ich bis an das Ende meines Lebens so viel wahre Freunde erwerben oder behalten werde, als in diesem engen Hause Raum haben.

[1] Dies merkwürdige Dokument, höchst charakteristisch für die Zeitstimmung und Umgebung, worin Gilm seine Jesuitenlieder schrieb, fand sich kürzlich eingemauert im Hause Museumstraße 24 zu Innsbruck anläßlich einer baulichen Veränderung. Das Original ist jetzt im Innsbrucker Museum zu finden. Alois Brandl.

Ich will nicht, wie es bey Grundsteinlegungs-Urkunden üblich ist, chronologische Daten anführen, welches ich seit der Verbreitung der Buchdruckerkunst für sehr überflüssigen Gebrauch ansehe; aber wohl will ich hier einige Wünsche niederlegen, welche zugleich ein Licht auf den Zustand der gegenwärtigen Zeit werfen mögen. Wenn diese Schrift wieder entrollt und gelesen wird, zu einer Zeit, wo wahrscheinlich jedes Stäubchen meines Leibes in seine chemischen Elemente aufgelöst seyn wird, dann mögen folgende Wünsche, der Ausdruck der Bestrebungen aller besseren Geister meiner Zeit, in Erfüllung gegangen seyn.

1. Mein Vaterland Tirol möge in Beziehung auf ächte Deutsche Bildung des Geistes auf der Höhe der besten übrigen Deutschen Stämme stehen; wozu das tirolische Volk gewiß berufen und bevorzugt wäre, wenn es nicht durch einseitige, pfäffisch beschränkte Erziehung gehemmt und niedergedrückt würde.

2. Von den Jesuiten, welche seit drey Jahren als Werkzeuge der Verfinsterung, des Aristokratismus und der rückwärts gedrängten Bewegung, als Feinde jedes freien Geistesaufschwunges in das Land gekommen sind, möge sich kein Mann mehr in Tirol und in Europa finden.

3. Das den Tirolern natürliche religiöse Gemüth möge von allen Schlacken des Aberglaubens, von der äußerlichen, mechanischen Auffassung der Christusreligion gereinigt seyn; der Klerus möge mit der Unbescholtenheit der Sitten, die ihn jetzt auszeichnet, dann auch die wahre Weihe des Geistes und der wissenschaftlichen Bildung verbinden, um das Volk nicht durch die Furcht vor dem Teufel und durch Aberglauben, sondern auf der Bahn der wahren Gotteserkenntnis und Gotteslieb zur Moralität und zur geistigen Freyheit anzuleiten.

4. Der auf dem Felde der Deutschen Litteratur begonnene heilsame Kampf zwischen Wissenschaft und Glauben, zwischen Zweifel und gläubiger Hingebung, welcher vielleicht eine neue Entwicklung des christlichen Lebens in sich schließt, möge zum Heile der Menschheit so beendiget seyn, daß das gläubige Gemüth in seinem Rechte nicht verletzt, die Freyheit des denkenden Geistes siegreicher Grundsatz werde.

5. Ein einiges Deutsches Vaterland umschließe alle Deutschen Volksstämme; alle staatlichen Unterschiede, alle Trennungen der Confessionen, vorzüglich zwischen Katholiken und Protestanten mögen dann ihre ruhige Ausgleichung und Aufhebung in dem Glauben des Deutschen Volkstums gefunden haben, damit Deutschland stark und einig in sich, Achtung gebietend nach außen, die wahre Bürgschaft des Friedens und Wohlstandes in sich finde.

6. Freyheit des Gedankens in Wort und Schrift möge der gerechte Lohn der Besonnenheit des Deutschen Volkes geworden seyn!

7. Jede noch bestehende Schranke zwischen Deutschen Staaten sey gefallen; Oesterreich in den Deutschen Zollverein eingetreten.

8. Die industrielle und staatsökonomische Richtung unserer Zeit möge zum Wohlstande der Völker führen, und Deutschland vor dem Pauperismus Englands bewahrt worden seyn.

9. Der erst 27 Jahre andauernde Friede in Deutschland möge bis zur Entrollung dieser Schrift nie getrübt worden seyn.

10. Eisenbahnen und Dampfschiffe sollen in einer Vollendung, welche die Aufgabe des mechanischen Genius der Zukunft ist, auch die entferntesten Theile Europas und der Welt mitsammen verbrüdern und Zeit und Raum möglichst um ihr Recht betrügen.

11. Die Franzosen mögen besonnener, die Engländer weniger krämerisch, die Polen in ihrer Nationalität wieder hergestellt, das Türkische Reich christianisiert, der russische Coloß in sich zerfallen sein.

Endlich

12. möge der alte Seeweg aus Ostindien über Aegypten wieder eröffnet seyn, um mit einem großen Theile seines Waarenverkehrs Wohlstand und Glück über Tirol zu verbreiten.

Was an diesen Wünschen Vernünftiges ist, wird sicher auch in Erfüllung gehen; auch das Unerfüllte möge indeß Zeugniß geben von einem Theile der Ideen und Interessen, welche die Jetztzeit bewegen.

Du spätes Geschlecht, das vielleicht diese Urkunde liest, sey von mir aus dem Grabe heraus herzlich gegrüßt! Was uns heute erfreut, bewegt, erhebt, wird auch dich erfreuen, bewegen, erheben; derselbe menschliche Pulsschlag bebt durch all Geschlechter, verbindet sie zu einem Ganzen; in der Menschheit lebt der einzelne Mensch ewig; darum grüße ich dich — nicht todt, sondern lebend in dir und in Gott! —

Am 24. Juni 1842, am Tage St. Johannis
des Täufers, meines Nahmenspatrons.

Johannes Schuler
Anna Schuler geborene
von Aigner von Aigenhofen
Anna Schuler
Beda Weber als Freund und Zeuge
am 20. Juli 1842.

Zwei verlorene Dichtungen von John Skelton.

Wie allgemein bekannt, stellen die uns erhaltenen Werke von John Skelton nur einen Bruchteil seines Schaffens dar. Für die verlorenen ist unsere Hauptquelle die Aufzählung der Titel, die der Dichter selbst im *Garlande of Laurell* gibt. Als ich in meinen 'Skelton-Studien' vom Jahre 1906 (Engl. Studien, Bd. 37) eine Deutung der im *Garlande* erhaltenen Anspielungen versuchte, mußte ich in einer ganzen Reihe von Fällen die Entscheidung über Inhalt und Art der verlorenen Dichtungen offen lassen. Über zwei von ihnen glaube ich heute genauere Angaben machen zu können.

Verhältnismäßig einfach liegt der Fall bei dem *Tratyse of Triumphis of the Rede Rose,* den Skelton im *Garlande* v. 1223 ff. charakterisiert (Works ed. Dyce I, 410):

The Tratyse of Triumphis of the Rede Rose,
Wherein many storis ar breuely contayned
That vnremembred longe tyme remayned.

Eine Randglosse in lateinischer Sprache, die sich in der Originalausgabe des *Garlande* findet, gibt einen deutlichen Fingerzeig: Notat bellum Cornubiense, quod in campestribus et in patentioribus vastisque solitudinibus

prope Greneviche gestum est. Dieser Vermerk, den ich seinerzeit nicht zu deuten vermochte, kann sich nur auf ein einziges historisches Ereignis beziehen, auf die Empörung der Leute aus Cornwall vom Jahre 1497.[1] Der Aufstand wurde hervorgerufen durch die Weigerung der ärmeren Bevölkerung von Cornwall, die Steuern zu entrichten, die ihnen auferlegt wurden zur Aufbringung der £ 120 000, die dem König Ende 1496 für den Krieg gegen Schottland bewilligt worden waren. Die Empörer behaupteten, sich nicht gegen den König, sondern nur gegen dessen schlechte Berater zu wenden, und zogen unter der Führung des Rechtsgelehrten Flammock und des Grobschmiedes Michael Joseph durch die südlichen Grafschaften nach Kent, wo man bei dem Hang der dortigen Bevölkerung zum Aufruhr auf weiteren Zuzug hoffte, und von da aus weiter gegen London. Bereits in Wells hatte sich ihnen ein unzufriedener Edelmann James Tuchet, Lord Audley, angeschlossen und die Führung übernommen. Angesichts der Gefahr, die der Hauptstadt drohte, rief der König die Truppen zurück, die schon unter Lord Daubenay gegen Schottland marschierten. Südöstlich von London, in Blackheath, trafen (am 18. Juni ?)[2] die Königlichen mit den etwa 15000 Mann starken Rebellen zusammen, die nach tapferer Gegenwehr geschlagen wurden. Nach Verlust von 2000 Toten ergab sich der Rest. Der König übte Gnade, indem er nur die drei Führer hinrichten ließ.

Ohne weiteres läßt sich behaupten, daß die Niederwerfung der kornischen Empörer ein Gegenstand war, wie ihn der Dichter Skelton besonders liebte. Hier konnte er in den wilden und grotesken Schmähworten schwelgen, mit denen er auch sonst die Gegner, Schotten, Franzosen, Häretiker und persönliche Widersacher, zu überhäufen pflegte. Was die Frage der Datierung anbetrifft, so läge es nahe, in Hinblick auf eine uns erhaltene Dichtung wie die *Balade of the skottyshe kynge* (1513) anzunehmen, daß Skelton auch diesmal die Ereignisse unmittelbar nach ihrem Geschehen dichterisch verwertete; aber auf der anderen Seite müssen die 'Triumphe der Roten Rose' doch mehr enthalten haben als eine bloße Verherrlichung des Sieges über die kornischen Empörer, denn der Dichter erwähnt ja ausdrücklich, daß sie viele kurze Erzählungen enthalten hätten, die schon vor längerer Zeit sich ereigneten, aber nicht gefeiert worden wären. Danach könnte es überhaupt zweifelhaft erscheinen, ob die verlorene Dichtung unmittelbar nach den Ereignissen von 1497 entstand, denn als sicherer Anhaltspunkt für eine Datierung bleibt nur die Tatsache, daß das Werk eine Verherrlichung der Roten Rose, also Heinrichs VII. († 1509), enthalten haben muß. Aber es ist auf der anderen Seite wenig wahrscheinlich, daß ein verhältnismäßig so unwichtiges Ereignis aus der Regierung dieses Königs wie der Aufstand von 1497 im Mittelpunkt der Dichtung gestanden hätte, wenn dieses Ereignis nicht doch den Anlaß zur Entstehung der Dichtung gegeben hätte. Alles in allem wird man somit am ehesten vermuten dürfen, daß der Dichter bald nach der Niederwerfung des Aufstandes und der Rettung der Hauptstadt zur Feder griff und nun die Gelegenheit benutzte, um auch die sonstigen Triumphe seines Königs zu besingen.

Viel rätselhafter erscheint die andere verlorene Dichtung, die im *Gar-*

[1] Vgl. darüber R. Pauli, Geschichte von England V, S. 585 ff. und W. Busch, England unter den Tudors S. 112 ff., 355.

[2] Über das Datum vgl. Busch a. a. O., S. 355.

lande v. 1181 bezeichnet wird als *Antomedon of Loues Meditacyoun.* Daran scheint sich zunächst auch nichts zu ändern, wenn wir mit Bale (Index Scriptorum) *Antomedon* in *Automedon* verwandeln; auch der Hinweis auf den Inhalt, der durch die Ovid entnommene lateinische Randglosse gegeben wird, scheint zunächst nicht weiterzuführen: Res est soliciti plena timoris amor. Erst die Erwägung von Skeltons humanistischer Tätigkeit als Übersetzer antiker Dichtungen führt zur Lösung. Findet sich doch unter den Dichtern der *Anthologia Graeca,* die den Humanisten des 15. Jahrhunderts wohlvertraut war, ein heute so gut wie unbekannter Epigrammatiker namens Automedon. Unter den 11 Epigrammen, die ihm in der Anthologia zugeschrieben werden, handelt das 10. ganz in dem in der Randglosse angegebenen Sinne von der Liebe:

εὐδαίμων, πρῶτον μὲν ὁ μηδενὶ μηδὲν ὀφείλων.[1]

Ich gebe den Inhalt hier in der lateinischen Fassung der Ausgabe von Dübner (II 294) wieder:

Felix, est primum quidem qui nulli quidquam debet;
dein qui non duxit uxorem, tertio qui est sine liberis.
Si vero insanus uxorem duxerit quispiam, habet gratiam, si defodiat
statim uxorem, dotem nactus magnam.
Haec edoctus sapiens esto; incassum vero Epicurum sine
ubi sit vacuum quaerere, et quae sint monades.

Dieses gewiß nicht bedeutsame Epigramm scheint sich im Zeitalter der Renaissance einer besonderen Beliebtheit erfreut zu haben. Wenigstens findet es sich auch unter den Gedichten, die Ronsard 1560 aus der griechischen Anthologie übersetzte, unter dem Titel: D'Automedon. *Aux creanciers ne devoir rien* &c.[2]

Noch ist über die Rolle, welche die griechische Anthologie in der Entwicklung der lateinischen Dichtung der englischen Humanisten gespielt hat, nichts Genaueres bekannt, aber schon ein flüchtiger Überblick lehrt, daß von Skelton und Thomas Morus bis zu Buchanan von dieser Seite her starke Einflüsse vorhanden gewesen sind. Eine genauere Untersuchung dürfte hier überraschende Ergebnisse zutage fördern.

Freiburg i. B. Friedrich Brie.

Byroniana II.

Der Verfasser von 'Childe Harold in the Shades'.

Bei der Besprechung von Childe Harold in the Shades[1] habe ich in meiner Dissertation[2] schon kurz bemerkt, es spreche vieles dafür, daß Edward Dubois (1774—1850) der Verfasser dieser anonymen Dichtung sei. Wenn ich diesen Punkt dort nicht weiter verfolgt habe, so geschah das nicht etwa deshalb, weil ich die Gründe für Dubois' Verfasserschaft nicht für genügend oder nicht für stichhaltig erachtet hätte, sondern weil ich hoffte, es möchten mir durch englische Bibliotheken einige der zahlreichen

[1] Childe Harold in the Shades. An Infernal Romaunt. London 1819.
[2] Lord Byron im Spiegel der zeitgenössischen englischen Dichtung. Erlangen 1915.

Eintagspamphlete dieses *wit and man of letters* zugänglich werden, um dessen Stil noch weiter zu studieren. Inzwischen ist dies durch den Krieg unmöglich geworden. Ich stehe aber nicht an, den Beweis trotzdem zu führen, indem ich einzig und allein das heranziehe, was das Dictionary of National Biography über ihn sagt.

Childe Harold in the Shades.	Dictionary of National Biography VI, 78, 79.
Der Verfasser macht Sir John Carrs literarische Tätigkeit wiederholt lächerlich. Man beachte, daß er ihn unter Anspielung auf die Titel von Carrs Romane The Stranger in France (1803), The Stranger in Ireland (1806; Prothero I, 235, A. 1) unter dem Namen *The Stranger* (Canto II, Strophe XXV, Zeile 9) und seine Schriften als *lighter quartos* (C. II, Strophe XVIII, Zeile 5) verspottet.	Dubois verspottet Carrs (1772—1832) Reiseromane in einem eigenen Pamphlet: My Pocket-book, or Hints from a Ryghte merrie and conceitede tour, in *quarto*; to be called *The Stranger* in Ireland, in 1805. By a Knight Errant, 1807.
Der Verfasser spottet über die Werke William Godwins, die einen Teil des Thrones für die Göttin der Torheit bilden (C. II, Str. XVIII, Zeile 7).	Dubois verspottet Godwins Roman St. Leon (1799) in dem Pamphlet: St. Godwin; a Tale of the 16th, 17th, and 18th Century, by Count Reginald de St. Leon (1800).
Der Verfasser erteilt Campbell als einzigem ein Lob (*modest Campbell*, C. I, Str. XIX, Z. 7) und reiht ihn unter die größeren Dichter ein.	Dubois war mit Campbell befreundet; ihre Trennung erfolgte erst nach dem Zerwürfnis wegen Colburns New Monthly Magazine (1821).
Der Verfasser kleidet die dem Pamphlet vorgesetzten zwei *arguments* in archaische Sprache.	Dubois wählt für den Titel seiner Spottschrift auf Sir John Carr archaisches Gewand. Vgl. unter Nr. 1 dieser Gegenüberstellung.
Der Verfasser besitzt eine ausgesprochene Vorliebe für klassische Anspielungen und verrät dadurch genauere Kenntnis derselben. Vgl. C. I: III, 4; V, 6; VI, 5; VII—IX; IX, 2; XXI, 4; XLVIII, 9; LII, 7 u. LIV. C. II: XLVI; XLVIII; XLIX; LX; LXVI; LXVIII; LXX.	Dubois besaß ausgezeichnete Kenntnisse der Klassiker; vgl. die im D. N. B. unter Nr. 2 und 8 zitierten Werke Dubois'.
Der Verfasser ist ein Verehrer Shakespeares. Vgl. C. II: XXXI, 7; XXXII, 9; XXVIII; vgl. auch das Motto.	Dubois gibt zu dem im D. N. B. unter 2 zitierten Werk auch *remarks on Shakespeare.*
Der Verfasser war des Italienischen mächtig (vgl. das Motto des Titelblattes); die ganze Anlage und Darstellung des Pamphlets erinnert an Dantes Göttliche Komödie.	Dubois beherrschte das Italienische (vgl. S. 78); vgl. überdies das unter Nr. 6 im D. N. B. zitierte Werk Dubois'.
Der Verfasser führt im Canto II eine Narrenschar ein, die der Göttin Torheit huldigt.	Dubois tut das gleiche. Vgl. Nr. 11: The Tarantula, or the *Dance of Fools.* 1809.
Der Verfasser hat besonderes Interesse fürs zeitgenössische Theater,	Dubois liefert hauptsächlich Beiträge betr. *dramatic criticisms.*

und zwar verrät er deutlich seine Eigenschaft als Kritiker. Vergl. Canto II: XXX; XXXI, 7—9; Note 7 (S. 79); XXXI; XXXII; XXXIII; XXIII, 7—9; XXXI, 3; XXVIII, 5—9; bes. XXXIX, 7—9.	
Des Verfassers grimmigster Haß richtet sich gegen den Kunstfrevler Elgin, den *chief fool*. Daraus dürfen wir schließen, daß der Verfasser ein reges Interesse für Kunst besaß.	Dubois hegte eifriges Interesse für Kunst, schrieb *art notices* für den Morning Chronicle und war bis an sein Ende Kunstkritiker des Observer.
Der Verfasser kennzeichnet sich durch das überaus flüchtig geschriebene, in der Komposition fehlerhafte Pamphlet, das nur zeitgenössische Männer kritisiert und dem Jahre 1819 mehr oder minder nahe liegende Kulturerscheinungen satirisch beleuchtet, als einen nach augenblicklichem Effekt haschenden, oberflächlich arbeitenden Journalisten.	Das D. N. B. charakterisiert Dubois' Werke als flüchtige Machwerke ephemeren Charakters und ihn selber als Schreiber von *verses on the topics of the day.*
Fast jede Strophe des Pamphlets ist ein Beispiel von überladener, derb schmähender Satire.	Das D. N. B. bezeichnet Dubois' Satire als *overcharged.*

Die angeführten Berührungspunkte, deren Zahl sich noch vermehren ließe, sind so auffallend, daß wohl niemand die Annahme, Dubois sei der Verfasser von Childe Harold in the Shades, mit Grund bestreiten können wird.

Ich möchte an dieser Stelle noch auf einen anderen sonderbaren Umstand hinweisen. Der anonyme Verfasser von Childe Harold in the Shades setzt seinen zwei Gesängen von 57 bzw. 74 Spenserstrophen einleitend zwei *arguments* voran. Diese weisen starke Ähnlichkeiten mit dem *argument* auf, wie es Byron ursprünglich für die English Bards and Scotch Reviewers geplant hatte (Coleridge I, 305, A. 2). Die altertümelnde Sprache kehrt in einzelnen Wendungen wieder: beidemal wird eine Göttin eingeführt, beidemal Rosa Matilda erwähnt (Childe Harold in the Shades S. 58, Str. XXXVIII). Byrons *argument* wurde erst 1824 erstmals veröffentlicht, Childe Harold in the Shades erschien schon 1819. Trotzdem dürften diese Ähnlichkeiten kaum auf Zufall beruhen; vielleicht hat der Verfasser von Childe Harold in the Shades direkt oder indirekt Einblick in Byrons *argument* erhalten.

Frankenthal. Fr. Bader.

Fer und *for*.

Da die merowingischen und karolingischen Quellen in *forbannire* und seinen Verwandten über dreihundert Jahre lang in zahlreichen Belegen nur die Präfixform *feri-* und *for-* aufweisen, *foris-* erst in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts auftaucht, da erst weiterhin unzweideutig französische

[1] Ed. Jacobs (1794) II 193.
[2] Ed. Blanchemain VI 404.

foris-Neubildungen auftreten, hatte ich 'Rom. Forsch.' XII, 651 geschlossen. daß die letzteren 'allem Anschein nach' erst durch den Einfluß jener Germanismen hervorgerufen worden seien. Brall in seiner Dissertation 'Lat. *foris foras* im Galloromanischen' (Berlin 1918) S. 57 nennt das 'eine ganz unbegründete Behauptung', er hat den Zusammenhang zwischen Folgerung und Prämissen nicht gesehen. Was er selbst an analogischen (S. 59) und ästhetischen (S. 60) Gründen für Präexistenz der *foris*-Composita geltend macht, kann unerörtert bleiben, es kommt hier nicht darauf an, was lateinisch etwa möglich war, sondern was die direkten Quellen ergeben. Aus diesen glaubt er allerdings entscheidende Belege zu erbringen: 'Bildungen wie *foras nubere* und vor allem *foris facere* um 600'. Das erste meint einmaliges *foras nubere inferdicunt* bei Tertullian, eine Wendung, die bei Cicero und Muret ebenso möglich wäre und von der, trotz reichlicher Gelegenheit, keine Spur zu französischem *fors-marier* hinüberführt. Das andere soll bei Isidor stehen, leider meint Glos. Isid. bei Ducange nicht die Etymologien, wie B. glaubt, sondern Scaligersche Kollektaneen. B. hat aber auch nicht bedacht, daß *forisfacere* des 6. Jahrhunderts nur *foresfaire* ergeben konnte, nicht *forfaire*. *Forbatutus* ist schon 525 gesichert.

Aus der Sachlage ergeben sich von selbst Gesichtspunkte, nach welchen Nyrop, Gr. III, 239 zwischen Nachbildungen und Neubildungen summarisch geschieden hat. Aufgabe der Spezialuntersuchung wäre es gewesen, festzustellen, wie weit im einzelnen die Wortgeschichte dazu stimmt. Bei solchem Verfahren würde B, das rein germanische *forgorpire* (zwei Belege 9. Jahrh. bei Duc.) nicht übersehen haben, = *guerpir* das Auflassen durch rechtssymbolisches Wegwerfen eines Spahns; das schwierige *forcapium*, wohl zu mhd. rechtswörtlichem *vervahen*. Hätte er wohl bemerkt, daß *forbatre* nicht 1. ausklopfen, 'z. B. *les dras*', 2. versperren heißt, sondern daß jenes, einmal spät belegt, schlechthin ein anderes Wort ist als das Synonym des mhd. *verslahen* (übrigens so schon ahd. Otfrid IV, 95), daß Unabhängigkeit einer solchen Begriffsbildung in den Nachbarsprachen ausgeschlossen ist. Allerdings will er auch die handgreifliche Identität von *forfacere* mit *fertôn* (nicht '*fertân*') '*scelcrare*' nicht gelten lassen. Für mich wie für Nyrop steht der Germanismus des pejorativen *for-* außer jedem Zweifel. Von weiteren berichtigungsbedürftigen Einzelheiten sehe ich hier ab.

Ich habe R F XII, 651 und Ztschr. 28, 94 von der Wirkung eines folgenden oder vorausgehenden Labialen auf die nebentonige die Doppelwirkung von vorausgehendem u n d folgendem unterschieden, die durch zwischenstehendes *r* nicht gehindert wird. Sie kommt in allen einschlägigen Fällen vor, auch bei *brebis*, bei örtlich und zeitlich wenig durchsichtiger Verbreitung: es ist klar, daß die alten *gurpir* und *afubler* mit *brumat* vom Bremer Bier sich nur als absolute phonetische Erscheinung zusammenfassen lassen. Ich bin nunmehr geneigt, von der älteren Gruppe mit *provende* und *provost* auch die *forfaire* zu trennen und trotz Otfrid und Isidorübersetzung in *for* die ererbte ripuarische Form zu sehen, die in Gallien salisches *feri* zurückdrängte, wie das bei *heribannus* für *haribannus*, *heriberga* für *hariberga* geschehen ist. Der Germanist hat dazu das Wort. Leopold, 'Die Vorsilbe Ver' (Breslau 1908), hat das niederlateinische Material überhaupt nicht beachtet.

Freiburg. Baist.

Afrz. *estre dou mains.*

Tobler bemerkt zu Prov. au vil. 88, 3, daß *estre dou mains* Verschiedenes heiße, sicher auch ‘unzulänglich sein’, ‘nicht genügen’; er verweist dann noch auf eine Stelle bei B. de Condé und eine aus der Veng. Raguidel 2976 (bei Friedwagner 2980), an denen *e. d. m.* ebenso wie in Prov. au vil. ‘nicht genügen’ bedeutet, und sagt: eigentlich ‘zum Geringeren gehören’. Diese eigentliche Bedeutung ‘zum Geringeren gehören’ bildet natürlich den Ausgangspunkt für die weiteren. Ist sie noch nachzuweisen? Ich glaube sie im Nikolasspiel zu erkennen. Dort sagt Rasoir (Anc. th. franç. S. 183), der, wie es scheint, die anderen freihalten will: *c’est dou mains* und bemerkt nachher: *S’il en fussent venu .X. lot, N’eskievasse jou vostre escot,* also: ‘das Bisherige gehört zum Geringeren’, ‘ist wenig’. Auch Cleomades 7939 dürfte hierher gehören; nachdem Cleomades gesagt hat, daß er allerhand ferne Länder aufsuchen werde, um Clarmondine und ihren Entführer wiederzufinden, fährt er fort: *C’est dou mains, Se je retrouver les cuidoie* = ‘das gehört zum Geringeren’, d. h. ‘das Genannte ist das Wenigste, was ich tun müßte, wenn ich ...’ Von hier aus ist es leicht, zu dem eingangs erwähnten Sinne ‘unzulänglich sein’, ‘nicht genügen’ zu gelangen. Den dort angeführten Beispielen möchte ich noch Lai du conseil ed. Barth S. 48 V. 444 anschließen: *De*[1] *son esploit est ce du mains*; der Herausgeber übersetzt mit ‘zu seinem Nutzen ist das nicht im mindesten’, aber eigentlich scheint es mir doch zu bedeuten: ‘es reicht dazu nicht hin, daß er etwas ausrichtet’, d. h. ‘er hat keinen Erfolg’.

Bei dem Bisherigen ist, wenn ich nicht irre, die Anschauung von der Quantität das Maßgebende. Nun kann aber auch das Geringere als das qualitativ Geringere, mithin Geringwertige, Belanglose gedacht sein, so bei Adam de la Hale (Anc. th. franç. S. 60): *Encor estoit tout che du mains Qui regardoit ches blanches mains,* d. h. alles bisher Geschilderte war belanglos, trat zurück, wenn man die weißen Hände betrachtete. So auch Ipomedon 3812: *Del meins l’en fut, mun escient* ‘es gehörte ihm mit Bezug darauf zum Minderwertigen’, d. h. ‘es schlug ihm zum Schaden aus’. Dolopathos S. 175 heißt es: ‘*Douce suer*’, *fet il,* ‘*c’est del mains*’; der Sprechende kommt mit leeren Händen, bringt also gar nichts, und daher scheint mir nur die Übersetzung ‘das ist eine schlimme Sache’ am Platze zu sein. Ebenda S. 91 sagen die Boten, als sie glauben müssen, daß der junge König stumm ist: *Seigneur, c’est del mains, Ocions nos ci demanois, Qu’aussi nos ocirra li rois* ‘das ist ein Jammer, ein Unglück (für uns)’. Auch Octavian 132—3 ist hier anzuschließen: ‘*Par Dieu*’, *dist ele,* ‘*c’est del*[2] *meins, Je les feroi tot trois morir*; die Alte versichert noch einmal, daß sie die beiden Kinder der Königin und die Königin selber töten lassen werde, nachdem sie ihnen schon vorher den Verbrennungstod zugedacht hat, also: ‘das ist eine böse Geschichte’. Schließlich Dolopathos S. 288, wo der Entwichene bemerkt: *Ne vossisse por .I. mui d’or Q’adonc me tenist a ses mains, Et saichiez bien ke c’est del mains; Ne sai por coi jel vos devis; c’est del mains* dürfte hier kaum etwas

[1] Nur hier habe ich die Konstruktion mit *de* angetroffen.
[2] Die Herausgeber haben mit Recht das *des* der Hs. in *del* geändert.

anderes bedeuten als 'das wäre für mich eine üble Sache gewesen', sc. wenn er mich in seiner Hand gehabt hätte.

Es gibt nun noch ein paar Stellen, für die eine Erklärung von der Annahme ausgehen zu müssen scheint, daß das Geringere als etwas leicht Wiegendes aufgefaßt wurde, und es von da zum Sinne von 'leicht Auszuführendes' und weiterhin 'Selbstverständliches' kam. Wenn es Cleomades 7778 ff. heißt: *C'est dou mains, Puis que li rois l'ot commandé, Car il sera guerredoné Chascune d'eles largement; Ce leur a il bien en couvent,* so paßt hier, wie ich glaube, keine andere Übersetzung als die von 'das war leicht auszuführen', 'wurde selbstverständlich besorgt', und noch deutlicher tritt die Bedeutung 'das war selbstverständlich' Dolopathos S. 83 hervor: *Bien furent servi, c'est del mains; Apres mengier levent lor mains.*

Wie verhält es sich endlich mit den beiden folgenden Beispielen? Dolopathos S. 293 sagt der Riese zu dem Entronnenen, der ihn geblendet hat: '*Amis, c'est del mains, Fait ais trop bele lichcrie.* Heißt hier *e. d. m.* 'das ist eine schlimme Sache (für mich)'? Das würde nicht recht zu dem Ganzen stimmen, denn der Riese will doch sein Mißgeschick nicht unterstreichen, sondern vielmehr seinen Feind glauben machen, daß er kein Gewicht mehr darauf legt, um ihn desto eher mit dem Zauberring, den er ihm zuwerfen will, wieder in seine Gewalt zu bekommen. Andererseits kann es auch nicht einfach bedeuten 'das ist etwas Belangloses', denn als das kann der Riese das ihm Widerfahrene weder an sich bezeichnen, noch auch einem anderen gegenüber hinstellen. Ich möchte hier vielmehr die Bedeutung 'das ist erledigt' erkennen. Letztere Bedeutung liegt zweifellos Trubert 1664 vor: *Iceste chose est do mains*, nur daß es sich hier um etwas handelt, das der Redende eben ausgeführt hat, das für ihn abgetan ist, während dort ein anderer etwas gemacht hat, und der Redende sagen zu wollen scheint, daß es nun einmal geschehen ist, und daß er sich damit abgefunden hat. Zur Erklärung hat man, meine ich, von dem Sinne 'das ist belanglos' auszugehen. Das Geschehene wird zum Belanglosen gestellt, eben weil es getan ist und man sich nicht noch einmal damit zu befassen braucht (Trubert), oder weil der durch das Geschehene Betroffene sich darein fügt (Dolopathos). Könnte man annehmen, daß diese ursprünglichere Bedeutung noch einigermaßen deutlich gefühlt wurde, so wären unsere beiden Beispiele zu den im zweiten Absatz behandelten zu stellen, aber für die Trubert-Stelle wenigstens erscheint mir obige Annahme ausgeschlossen.

Es ist kaum nötig, darauf hinzuweisen, daß *e. d. m.* gewöhnlich in der Gestalt *c'est dou mains* auftritt. Der Umstand, daß diese Gestalt zuweilen auch da erscheint, wo der Zusammenhang ein anderes Tempus oder einen anderen Modus verlangt (Cleomades 7778, 7939, Dolopathos S. 288), beweist, daß die Wendung schon einen formelhaften Charakter angenommen hatte. Bemerkt sei noch, daß im Provenzalischen ein *esser del mens* m. W. nicht begegnet, sondern nur *esser mens* 'fehlen', 'ermangeln', s. Levy, S.-W. V, 199.

Meine Absicht war es nicht, hier eine erschöpfende Studie über *e. d. m.* darzubieten, und es kann sehr sein, daß es Beispiele gibt, die unsere Wendung in noch anderen als den erörterten Bedeutungen erscheinen lassen. Ich wollte nur versuchen, die Hauptlinien zu zeichnen, auf denen sich, wie mir scheint, die Sinnesentwicklung vollzogen hat.

Jena. O. Schultz-Gora.

Nochmals mundartl.-dtsch. *schlamassel, schlamast(ik)* 'Verlegenheit, Unannehmlichkeit'.

Ich habe mich *hier* 1911, S. 159 gegen Schuchardts Erklärungsweise (*Zeitschr. f. rom. Phil.* 31, S. 8) obiger Wörter aus 'Grammatik'+'Schlamm' ausgesprochen und mit Hinweis auf die Form *Schlimasel* Entlehnung aus jüdischdeutsch *Schlimm-Massel* (zu hebr. *masol* 'Stern', 'Schicksal') angenommen. Schuchardt ist nun in *Magyar Nyelv* 1916, S. 293 f. anläßlich des aus dem Deutschen entlehnten ungarischen Wortes *slamasztika* auf seine alte Erklärung zurückgekommen, da er meine Einwürfe — wie er brieflich mitteilt — nicht kannte.

Daher sei noch folgendes zur Begründung meiner Ansicht hinzugefügt, die übrigens schon im *Dtsch. Wb.* und in Frommann, *Zeitschr.* zu lesen ist: der Text bei Kluge, *Rotwelsch* I, S. 417, dem ich *Schlimasel* entnehme, bucht Vokabeln der Wiener Dirnensprache (Anno 1886), unter denen außer *Schlimasel* noch andere jüdischdeutsche Wörter vorkommen, so: *Toches* 'der Hintere', *Schicksel* 'die Prostituierte'. Für das Jüdischdeutsche verweise ich jetzt auf H. L. Stracks *Jüdisches Wörterburch* (Leipzig 1916) S. 195 (ich transkribiere die hebräische Quadratschrift mit lateinischen Buchstaben): *schlim-masol* [sic: mit Bindestrich geschrieben] t [almudisch-hebräisch] 1. 'Unglück', es geht uns š. š.-m. 'sehr schlecht', 2. 'Pechvogel' š. meiner 'du Pechvogel', *schlim-masolnik,* fem. *schlim-masolnice* [mit polnischer Endung][1] 'Pechvogel'. Das Simplex *masol* ist auf S. 102 zu finden: 1. 'Geschick, Schicksal', 2. 'Glücksstern, Glück', m. geht 'es geht vorwärts', *masol tauv* 'Glück auf'. Letzterer Ruf ist die übliche Beglückwünschungsformel der Juden untereinander. *Schlimm Masol* mit seiner sprachlichen Hybridität und dem unflektierten Adjektiv ist nicht auffälliger als *gut jaum tauv* 'froher Feiertag', wo *gut* doppelt, durch das deutsche und das hebräische Wort, ausgedrückt ist. *Schlamassel,* eine Entstellung aus *Schlimm-Massel,*[2] wird schon in der Bedeutung 'Uhnglück, Mallöhr, übler Zustand' [sic!] von Itzig Feitel Sterns *Lexikon der jüdischen Geschäfts- und Umgangssprache* (Leipzig-Meißen) 1858, für 1860 durch Tendlau, *Sprichwörter und Redensarten deutsch-jüdischer Vorzeit* S. 467 belegt, also früher als alle Belege aus deutschen Dialektwörterbüchern, die Schuchardt anführt (zu diesen käme noch das von Schmeller, *Bayr. Wb.* belegte *schlamassel*[3]). Die alte Form *Schlimassel* und nur diese finde ich noch früher bei Castelli, *Wörterb. d. Mundart in Österreich unter der Enns* (1847), während der jüngere Hügel, *Der Wiener Dialekt* (1873) nur *Schlamassel* und daneben

---

[1] Diese Form bespricht Sainéan in *Mémoires de la Société de Linguistique* XII, S. 190. — Kollege M. L. Wagner zitiert mir noch berlin. *vermaseln* 'verderben', in Müllers *Der richtige Berliner* finde ich allerdings ein anklingendes *vermatzen* 'verderben', das mit *Matz* (= Matthias) 'kleines Wesen, unbedeutender Mensch' zusammenzugehören scheint.

[2] Mit dieser Form entfällt auch die zweite Möglichkeit, die bei Grimm angedeutet wird: = hebr. *schello massol* 'Unglück'; ein *schlomassel* findet sich nirgend. Die *schlimassel*-Form ist nicht nur österreichisch (siehe Text), sondern auch pfälzisch (Grimm).

[3] Diezens Etymologie (altfrz. *esclamasse*), die Gartner (vgl. Schuchardt) ablehnt, findet sich auch bei Schmeller in etwas modifizierter Form: ital. *schiamazzo*!

die Neubildung *Schlamastik* verzeichnet, das, an *Gymnastik, Drastik, Bombast(ik)* angebildet (vgl. *Spielastik* 'übertriebene Schauspielerei'), wegen seines sekundären Charakters nichts mit *Grammatik* zu tun haben kann: gibt es doch kein *Schlammatik* (dagegen etwa *Schwachmatikus* 'Schwächling' nach *Asthmatikus, Mathematikus, Grammatikus*)! Daß *Schlamastik* und *Schlamassel* auf Schuchardt keinen 'jüdischen' Eindruck machen, beweist nichts bei der Leichtigkeit, mit der jüdischdeutsche Wörter sich in der Allgemeinsprache einbürgern. *Meschugge* ist heute im Begriffe, allgemeinsprachlich zu werden (ich hörte es so gebraucht im Munde des Berliner Geheimrats Leyden), während *nebich* noch spezifisch jüdisch wirkt, *Schlemiehl* (= biblisches *schelumiel* Num. 1, 6, vgl. Grimm, *Dtsch. Wb.*, Tschirsch Küstriner Progr. 1885/86 S. 12, und Strack S. 195[1]) ist durch Chamisso eingebürgert usw. *Schlamassel* ist weniger 'jüdisch' als *Massel*, weil eben durch die vollzogene Zusammenschweißung der beiden Bestandteile das Gefühl für die etymologische Bedeutung verloren gegangen ist. *Schlamastik* hat durch sein klassisches Suffix die Erinnerung an das ursprüngliche Milieu zu verwischen gewußt. Eine 71jährige Wienerin, die ihren Heimatsdialekt vollkommen beherrscht, über den Stimmungsgehalt von *Schlamassel* befragt, antwortet mir übrigens: 'Das Wort kommt mir eher wienerisch vor, höchstens könnte es jüdisch sein', und ist nicht weiter erstaunt, als ich ihr die Etymologie *schlim-masel* verrate — woraus hervorgeht, daß *Schlamassel* sich vorläufig noch nicht vollständig naturalisiert hat. Dieselbe Dame kennt das Wort *Schlamastik* überhaupt nicht, was — zusamt dem erwähnten Stillschweigen Castellis — für sekundäre Entstehung dieser Form und damit gegen Zusammenhang mit *Grammatik* spricht. Eine 30jährige Wienerin kennt wieder nur *Schlamastik* und nicht *Schlamassel*. Das thüringische *Schlamass(en)* bei Schuchardt zeigt eine weitere Suffixumbildung, die Nebenform *Klamassen* wird von *Klemme*, *Klammer* beeinflußt sein (*im Schlamassel sein — in der Klemme sein*, vgl. die mögliche Einwirkung von *Schlamm* und *Morast* auf *Schlamast*, cf. Grimm: *Schlamaster* 'sumpfiger Boden'). Die von Schmeller als Plural von *Schlamassel* angegebene Form *Schlamassen* zeigt übrigens, daß das Bedürfnis nach einem sichtbaren Plural den *-assen*-Wortausgang herbeigeführt hat. Wie *Schlamasse* 'schlammichte Masse' (bei Grimm) zeigt, hat auch *Masse* eingewirkt. Nach dem Bisherigen kann ich also keineswegs die Erklärung von *Schlamassel* aus dem Jüdischdeutschen als 'phantastisch' anerkennen.

Hierzu kommt, daß das hebräische Wort *masol* in anderen Sprachen Eingang gefunden hat: der 'Stern' ist eben dem Juden als glück- und unglückverheißendes Zeichen von großer Wichtigkeit: *meschaune makom meschaune massol* 'den Ort verändern — den Glücksstern verändern', sagt ein bei Tendlau, *Das Buch der Sagen und Legenden jüdischer Vorzeit* S. 250 zitiertes Sprichwort, *masel wie ein goi* 'Glück wie ein Christ' ist eine weitere sprichwörtliche Wendung, und so gehört denn das Wort *masol* zum Bestande aller jüdischen Mischsprachen (vgl. *hamer* 'Esel', *zona* 'Hure', die jüdischdeutsch, jüdischfranzösisch, spaniolisch usw. sind, Wagner, *Beiträge zur Kenntnis des Judenspanischen von Konstantinopel* S. 170 und Sainéan, *L'argot*

[1] Auch hier gibt es *-i-* und *-a-*Formen: *Schlamil, Schlimiel*: Einfluß von *Schlamm* und *schlimm*?

ancien S. 161): da ist denn das bei Wagner l. c. angeführte judenspanische *mazal* 'Geschick', *desmazalado* 'unglücklich' (vgl. *desmazalado* 'kleinmütig' bei Cervantes) zu nennen. Herr Girolamo Salom, ein gebürtiger Spaniole aus Sarajewo, teilt mir noch folgende im bosnischen Spaniolisch gebräuchliche Verwendungen und Ableitungen von *mazal* mit: *mazalosa que seas! mazal bueno que tengas!* 'sei glücklich!' (als Zuruf meist Mädchen gegenüber mit Bezug auf ihre Ehe). *Mazaltó* (= *mazal tov* 'Glück auf!') ist ein Frauenname, wie denn auch die bei Wagner S. XI abgebildete Märchenerzählerin *Masaltó* heißt. Die Frau des Herrn Salom heißt *Masálta*: es wurde die ungebräuchliche Betonung und Endung den geläufigen romanischen Femininendungen angepaßt. Ähnlich wie *desmazalado* dem span. *desdichado* entspricht (Ascoli, *Sprachwissenschaftliche Briefe* S. 101, Anm.), nannte sich die erwähnte Dame, als sie in Triest lebte, auf italienisch *Fortunata*. Zu den spaniolischen Wörtern kommen nun noch die bei G. Meyer, *Neugriech. Stud.* III, 81 f. angeführten neugriech. *κακομάζαλος* 'unglücklich', *μάζαλος* 'glücklich' und slawisch-jüdischdeutsches *dobre masel* 'Glück' hinzu.

Last not least muß ich für meine Ansicht die Zustimmung Meister Schuchardts selbst anführen, der (brieflich) mit der etymologischen Trennung von *Schlamassel* (aber nicht von *Klamassen*) und *Grammatik* nunmehr einverstanden ist.

Bonn. L. Spitzer.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Kurt Getzuhn, Untersuchungen zum Sprachgebrauch und Wortschatz der Klage. (Germanistische Arbeiten, herausgegeben von Georg Baesecke, 2.) Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1914. Kart. M. 5.

Wort und Formelmaterial der Klage wird hier 'mit möglichster Vollständigkeit' zusammengestellt. Das soll die Grundlage geben für eine Stiluntersuchung. Der Verfasser stellt die Biegersche These, daß die Klage in zwei an Umfang ziemlich gleiche Abschnitte zerfalle, mit in das Blickfeld. Als Vergleichsmaterial wird in erster Linie das Nibelungenlied herangezogen, sodann die zeitgenössische höfische Epik, soweit sie durch vorhandene Materialsammlungen bequem zugänglich war. Die Frage der Zusammengehörigkeit von Biterolf und Klage wird ohne weiteres ignoriert. Eine gründliche Untersuchung könne nur entscheiden, sagt der Verfasser. Aber auch bei der Scheidung der Klage in zwei Teile (einen Grundstock bis 1269 und eine Fortsetzung im höfischen Geschmack) hat der Verfasser nur hier und da Rohstoff für eine neue Untersuchung gegeben, und das hätte er für das Biterolfproblem auch tun müssen. Unterschiede zwischen Klage I und II finden sich in dem Gebrauch der Ausdrücke für die Krieger, für den Herrscher, in der Verwendung der mit *un* zusammengesetzten Adjektiva, in der Zahl der Epitheta usw. Der Vergleich mit Wolfram, Gotfrid, Iwein, den Nibelungen zeigt, daß die Klage auf dem Boden des volkstümlichen Stils steht, höchstens, daß der Text sich hier und da etwas vom Höfischen berührt zeigt. Die Einteilung geht zunächst auf den Stil- und Sprachgebrauch (Traditionelle Ausdrucksformen, Kampfesschilderung, Höfisches Leben, Hervortreten des Dichters, Inneres Leben, Geistliches). Dem folgen poetische Stilformen, bildliche Ausdrücke, Hyperbeln, Umschreibungen usw. Im dritten Teil sind die geläufigsten syntaktischen Erscheinungen gebucht. Dann werden die Reimverbindungen vorgeführt, die der volksepischen Tradition angehören und daher als formelhaft anzusehen sind. Wertvoll ist endlich der Überblick über den Wortschatz, die Adjektiva, Substantiva, Verba, deren Vorkommen zahlenmäßig belegt und mit den Nibelungen, mit Wolfram, Gotfrid, dem Iwein in Vergleich gesetzt ist.

Es versteht sich, daß dieses Repertorium, das im ganzen sehr zuverlässig hergestellt ist, in seinen Gesichtspunkten von dem Programm früherer Arbeiten sehr abhängig war, und daß es für alle zukünftigen Untersuchungen über die Klage zu viel und zu wenig bieten muß, weil solche Aufschichtung des Rohstoffes nicht zweckbestimmt geschehen konnte.

Konstantinopel. Werner Richter.

Paul Hempel, Die Kunst Friedrichs von Logau. (Palästra 130.) Berlin, Mayer & Müller, 1917. M. 8,50.

Diese fleißige Arbeit greift in der Einleitung die Dinge heraus, durch die Logau dem heutigen Geschlecht viel 'moderner' erscheint als Opitz, dessen Ruf zu seinen Lebzeiten lauter erscholl.

Logau ist einer von den einseitig begabten Kleinkünstlern, deren Fähigkeit in der Beschränkung erst erblüht. Richtig hat Hempel gesehen, daß ihm etwas Dilettantisches haften geblieben ist. Die Aufgabe, die sich Hempel stellen mußte, war nun weniger literarhistorischer als philologischer

Art. Denn weder eine Geschichte des deutschen Epigramms zu schreiben, schien ihm wichtig, noch Logau den Platz zu bestimmen, den er in der Literatur seines Jahrhunderts nach Anlage, Aufnahme und Gattung einnimmt. Das Jahrhundert, dem Logau schicksalhaft verbunden war, gab ihm die Fülle seiner Einfälle nicht mit leichter Hand. Aus einem Wust gelehrter Anregungen arbeitete er sich empor. Wenn sich epigrammatische Dichtungen nicht von außen her in gleichem Maße kommandieren lassen wie etwa die Romane des 17. Jahrhunderts, so entzündet sich doch auch Logaus epigrammatische Phantasie viel eher an glücklich andeutenden unausgeführten Vorbildern, als daß er selbst den Funken aus dem Kiesel lockte. Alle Versicherungen aber, wie weit Logau über sein Vorbild hinausgekommen sei, können doch eben nicht den Schulstaub hinwegfegen, der über seiner Dichtung trotz Lessing und Gottfried Keller lagert und ihn uns rein historisch ansehen läßt. Eine Monographie wie die vorliegende war schon lange ein Bedürfnis. Hempel darf sich etwas darauf zugute tun, daß er Euricius Cordus, auch Owen und vor allem zeitgenössische Dichter in nähere Beziehung zu Logau gesetzt hat als seine Vorgänger. Mit den Zeitgenossen teilt Logau denn auch das Verhängnis, keine Entwicklung gehabt zu haben. Aber was bei den Poetastern seines Jahrhunderts ein Vorwurf sein könnte, das fällt doch zu einem guten Teil der Epigrammatik zur Last. In dieser Arbeit wird nun Logaus Stil bis in die letzte Einzelheit gewürdigt und umschrieben: präzis, übersichtlich, vielleicht ein wenig zu ausführlich. Nur die Metrik hat Hempel nicht berücksichtigt, und das wird mit der bekannten Entschuldigung begründet, daß eine Betrachtung der Metrik nicht ergiebig wäre. Auch über Logaus Metrik ließe sich manches in gedrängter Kürze sagen, in einer Kürze, die freilich, wie fast stets bei der Metrik, die Mühseligkeit solcher Beobachtungeu nicht belohnte.

Logau steht viel eher im Banne Owens als Martials, und Lessings Bezeichnung 'deutscher Martial' darf man nicht zu genau nehmen. Fein hat Hempel daran erinnert, daß Logaus Satire im Gegensatz zu der Martials ganz unpersönlich ist. Den Unsitten und Lastern seiner Zeit bringt Logau seine Phantasie und Ironie entgegen und übertrifft an Originalität die Mehrzahl seiner Zeitgenossen. Opitz und Fleming kennt er gut, auch Wenzel Scherffer und Tscherning hat er genau gelesen. Von den drei Stilarten, die Hempel unterscheidet, dem poetisch-rhetorischen, dem pointierten und dem spielenden Stil, hat Logau den pointierten Stil besonders ausgebildet. Hempel bespricht unter der Fülle der stilistischen Eigenheiten besonders die euphuistische Satzarchitektur, die steigende Vorliebe zur Anapher, die Abneigung gegen die Epiphora, die Liebe zur Klangfarbe, die wie bei Fleming auf italienischer Einwirkung beruht. Nicht alles gehört ausschließlich der epigrammatischen Dichtung an. Die syntaktische Verschrobenheit Logaus zeigt den einzigartigen Einfluß der antiken Syntax und gibt eine Ahnung davon, wie man im 17. Jahrhundert in syntaktischer Beziehung die Sprache noch biegen und brechen konnte. Das außerordentlich umsichtige Schlußkapitel handelt von den Namen und ihrer Herkunft. Es wird mit seinen reichen Quellenhinweisen auch anderen Arbeiten aus dem 17. Jahrhundert Dienste leisten können. Was Logau aus der Antike, den Humanisten, der zeitgenössischen Dichtung gewann, wie die redenden Namen bisweilen erst den Witz entwickelten, wie Logau aber auch aus antikem und deutschem Material virtuosenhaft Namen neu bildete, wie ihm die Namen fast wichtiger wurden als das Epigramm, das spiegelt noch einmal Logaus ganze Individualität, und man begreift auch nach dieser Monographie aufs neue, daß Logau nur durch ein paar Perlen seiner Epigramme weiterleben und somit auch fürderhin mehr erhoben als eifrig gelesen sein wird.

Konstantinopel. Werner Richter.

Ernst Baldinger: Georg Herwegh, Die Gedankenwelt der 'Gedichte eines Lebendigen'. Bern, Verlag von A. Francke, 1917. (Sprache und Dichtung, hg. von Harry Maync und S. Singer, Heft 19.) 168 S. Brosch. M. 5,50.

Die Beleuchtung der politischen, religiösen und philosophischen Ansichten des Schwaben Herwegh durch einen Schweizer ist erwachsen aus einer besonderen Neigung für die Geschichte der politischen Dichtung in Deutschland, die erst im großen Rahmen geschrieben werden müßte und für die durch die Umwälzungen der letzten Jahre das Interesse wieder belebt worden ist. Der Verfasser stellt auch eine Biographie Herweghs in unbestimmte Aussicht und gibt ein Inhaltsverzeichnis, aus dem hervorgeht, wie er solche Aufgabe zu lösen gedenkt. Sie böte Probleme die Fülle und würde das Band zur französischen Literatur schlingen müssen, in der die Dichter dieser Zeit von besonderer politischer Leidenschaft beseelt sind. Einstweilen löst Baldinger nur die Ideen einer Dichtung heraus, der 'Gedichte eines Lebendigen'. Er gibt eine knappe, aber materialreiche und die Fakten mosaikartig aneinandersetzende Übersicht über die 'Zustände des Vormärz', läßt dabei auch die wirtschaftlichen Fragen und die naturwissenschaftlichen Probleme zu ihrem Rechte kommen. Vielleicht wird man mehr die Fülle der berücksichtigten Tatsachen lobend anerkennen dürfen als die Fähigkeit, innere geistesgeschichtliche Brücken zu bauen.

In der Philosophie hat sich Herwegh schon zu Anfang bei aller Sympathie für Fichtes Persönlichkeit von dessen System ferngehalten. Er huldigt einer auf Jean Pauls und Börnes Ansichten begründeten Popularphilosophie und pantheistischen Neigungen, die rechter philosophischer Durchbildung noch entraten. Dann aber tritt Feuerbach in seinen Gesichtskreis, der ein für allemal bestimmend wird. Persönlicher Verkehr gestaltet diese Beziehung noch enger. Der letzte Rest Hegelscher Abhängigkeit schwindet unter dem Einfluß des Feuerbachschen 'Wesens des Christentums'. In der Politik geht Herwegh aus 'von nationalen, gesamtdeutschen, demokratischen, sogar revolutionären, nur ausnahmsweise republikanischen und weltbürgerlichen Bestrebungen'. 'Herwegh scheint ein starkes einiges Deutschland, eine Monarchie auf demokratischer Grundlage, eingeschränkt durch ausgedehnte Volksrechte, zu verlangen.' Starken Einfluß übten nach Baldingers Ansicht wiederum Jean Paul und Börne auf ihn, von denen jener stark unter dem Banne Herders in Philosophie und Politik stand. Herweghs Züricher Aufenthalt läßt ihn dann eine ganze Reihe radikal gerichteter Politiker kennenlernen. Er lehnt sich gegen die Staatsidee mit Nachdruck auf, wobei er freilich stets den Staat seiner Zeit im Auge hatte, der die Menschen nicht zu freien Männern erziehe. Das erwartete er von einem 'vernünftigen Staate der Zukunft'. Erst nach den Enttäuschungen der vierziger Jahre wird Herwegh ausgesprochen antimonarchisch und militärfeindlich. Der Flotte sang er selbst dann noch eins seiner wirksamsten Lieder. Höchster Lebenszweck ist ihm die Freiheit, ideologisch gefaßt, so daß sie B. mit dem Absoluten Hegels vergleichen kann. Er predigt die Revolution zur Verwirklichung seiner Ideale. Der Mangel geschichtlicher Kenntnisse tritt oft genug hervor. Er sah aber bereits, daß die 'reale Macht' Preußens für Deutschland unumgänglich sei. In der auswärtigen Politik ist er Gegner Rußlands, er glaubt an einen Entscheidungskampf zwischen Westeuropa und Rußland, begeistert sich einigermaßen für die Polen und will Deutschland und Frankreich in friedlichem Wettkampf verbunden sehen. Nächst Rußland ist ihm England der größte Feind Deutschlands, wie das auch das Flottenlied ausspricht.

Herweghs Ästhetik ist von Börne, Wienbarg, Gutzkow und Wirth geleitet. Die Aufgabe der Politik sei, den Bürger zu emanzipieren, die der

Literatur, den Menschen in uns frei zu machen. Herwegh ist in allen diesen Fragen durchaus Eklektiker, es fehlt die systematische Bildung. Philosophie und Poesie dürfen sich nicht vermischen. Er will eine neue Volksliteratur, aber keine Tendenzpoesie: 'das Ewige ist immer Tendenz'. Am nächsten steht ihm die Lyrik; im Drama spricht ihn Shakespeare und daneben Gutzkow an. 'In Herweghs politischen Ansichten erfolgt keine völlige Versöhnung von Individualismus und Altruismus, auf ästhetischem Gebiete keine befriedigende Synthese von Kunst und Politik.' Als Ästhetiker stellt ihn B. zu den Jungdeutschen.

Die Darstellung holt zur Beleuchtung Herweghscher Gedankengänge naturgemäß weiter aus. Sie beschränkt sich nicht immer auf die 'Geschichte eines Lebendigen' und tut recht daran, zumal sie dies eine Werk herausgreift. Die Nachprüfung kann nur in größerem Rahmen geschehen, wie denn auch Herweghs Bild literargeschichtlich in dieser Monographie erst zu einem bescheidenen Teile verdeutlicht werden konnte.

Konstantinopel. Werner Richter.

Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher. Auf Grund der Biographie Jakob Baechtolds dargestellt und herausgegeben von Emil Ermatinger. Dritter Band. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 1916. 597 S.

Der vorliegende dritte Band hat schneller, als man erwarten durfte, das großzügige Unternehmen, dessen erster Teil an dieser Stelle bereits eine eingehende Würdigung erfuhr, abgeschlossen: ein überragendes Denkmal von Kellers Leben und Schaffen wie nicht minder eine stolze, jederzeit der Erinnerung werte Leistung aus dem Weltkriege. Wenn dem ersten Bande die allenthalben rege Gelehrsamkeit des Bearbeiters, seine eigenen, weiterführenden Forschungen zum Keller-Problem und eine geschmackvoll geübte Auffrischung und Belebung des Ganzen ein glänzendes Gepräge gegeben hatten, so sind die beiden anderen Bände, in denen sich nun Briefe und Tagebücher dieses in seiner Eigenart klassischen Schweizers aus einem Zeitraum von genau sechzig Jahren vereinigt finden, ausgezeichnet und getragen von der Umsicht, dem Fleiß und dem unbeirrbaren Urteil Ermatingers, der sich hier — verheißungsvoll genug für die künftige textkritische Keller-Ausgabe — auch als Herausgeber von der besten Seite gibt. Denn es ist im Falle Keller nicht ohne Belang, daß über zweihundert Briefe neu hinzugekommen sind, und es will gerade auch hier etwas bedeuten, daß Ermatinger kurz entschlossen nahezu ebenso viele fortgelassen hat: solche, in denen geschäftliche Konvenienz den Menschen und Künstler Keller totgeschwiegen hatte. Ich denke, man wird dieser Aussonderung ebenso freudig zustimmen wie anderseits der Freigabe und Wiederherstellung bisher unterdrückter Briefstellen, die Ermatinger, wo irgend angängig, ermöglicht hat. Köster hat darüber ein Kopfschütteln schlecht verhehlen können, und doch sollte mit der ungehemmten Schärfe Kellerschen Urteils, der aufbrausenden Grobheit und selbst gelegentlichen Entgleisung nicht unbekannt gelassen werden, wer nicht bloß die Aristeia dieses Mannes aus seinen Briefen verkünden will. Je tiefer man in diese beiden köstlichen Briefbände eindringt, je klarer hebt sich die Gewißheit heraus, daß Keller der interessanteste Briefschreiber unter den dichterischen Kollegen seiner Zeit gewesen ist. Denn er hat nicht allein, wie etwa Mörike, jene filigranartige Kunst besessen, die auch aus grauem Alltag feierliche Andacht schöpft und dadurch und damit in die Epistel Ewigkeitswerte legt, er hat nicht bloß, gleich Moritz von Schwind, über jene urwüchsige Frische verfügt, die sich zarter in 'onkelhaften Wohlgesinntheiten' äußerte, launiger

ihn sich als 'trut Wingeselle unde Friunt' geben hieß; auch nicht die Häufigkeit der konfessionsartig eingestreuten Äußerungen über Kunst und namentlich eigene Dichtung ist es, was uns ihm den Vorzug geben läßt, sondern jenes offene Bekennertum, jenes rückhaltlose Sichaussprechen des Menschen Gottfried Keller, der nie bloß Dichter und Künstler, immer auch Mann und Persönlichkeit zugleich war. Was er Ludmilla Assing einmal gestand: 'Was ich diesen Augenblick schrieb, habe ich eigentlich bloß für mich gedacht, indem ich meinen Brief vergaß, und schrieb's aus Zerstreuung auf, da ich die Feder in der Hand hielt', hat außer vielleicht gerade für jenen Brief eine gewisse Richtigkeit für alle übrigen. Nur so entstand jene Farbenfreudigkeit in Stimmungen und Gefühlen, Ansichten und Ratschlägen, jener Sprühregen auch in der Diktion, die über Dur und Moll verfügt und das weite Gebiet des Hochdeutschen so voll beherrscht, wie sie in den enger umgrenzten Fluren des Dialekts heimisch ist. Daß uns also die Äußerungen eines solchen 'Lebens-Kunst-Freundschaftsmeisters', wie ihn Storm genannt hat, in jeglicher Schattierung wichtig sind, bedarf zur weiteren Verteidigung Ermatingers so wenig mehr der Unterstreichung, daß man dem Herausgeber eher den Vorwurf machen könnte, er habe wertvolle Briefstücke wie die an C. F. Meyer oder Nietzsche ohne Not dem großen Sammelwerk vorenthalten. Sogar die Federzeichnung zu dem Brief an Johann Müller (II, 9), die doch sogar Baldensperger (S. 468 Anmerkung) verwertet hat, könnte man vermissen, wollte man derartige Ausstellungen gegenüber dem erreichten Resultat überhaupt aufkommen lassen. Nur der Wunsch darf laut werden, in den nächsten Auflagen, an denen es dem verjüngten Werk nicht fehlen kann, neben den nun vollständig vorliegenden Korrespondenzen mit Hettner, Vischer und Storm — diese übrigens ohne nennenswerte Bereicherung gegen die Köstersche Ausgabe des Briefwechsels — auch die vollständige Briefreihe an Heyse statt des bisher einzigen Schreibens enthalten zu sehen.[1]

Berlin. Walter Heynen.

Otto Maußer, Deutsche Soldatensprache, ihr Aufbau und ihre Probleme. Herausgegeben vom Verband deutscher Vereine für Volkskunde. Straßburg, Trübnersche Bibliothek 9. 1917. M. 3.

Das Buch dient doppeltem Zweck. Es will Wesen und Problem der deutschen Soldatensprache der Gegenwart erörtern und es will 'propagandistisch' die weitesten Kreise auf die Wichtigkeit des soldatischen Wortschatzes hinlenken. Es will sie ferner auf die vom Verband deutscher Vereine beschlossene Sammlung der Soldatensprache hinweisen. Im Felde stehende Sammler haben geholfen, den gegenwärtigen Wortschatz zu fixieren, und nahezu alle deutschen Akademien haben dem geplanten Unternehmen ihre Unterstützung zugesagt. Die vorliegende Sammlung von Ausdrücken ist nur eine Abschlagzahlung, ohne Vollständigkeit, ohne erschöpfende semasiologische Ausdeutung, ohne endgültige und abschließende Beantwortung der Frage nach der Herkunft und Verbreitung. Begriff und Wesen der Soldatensprache wird erörtert, dargelegt, 'daß die moderne Soldatensprache aus verschiedenen anderen Spracheinheiten, auf dem Wege der Entlehnung entnommenen Elementen, zusammengesetzt ist'. Ein gewisser Prozentsatz ist anderseits innerhalb der soldatischen Kreise selbst gebildet und gefunden worden. Die Frische und Natürlichkeit wird als Vitalität dieser Sprache gekennzeichnet, die

[1] Seitdem hat Max Kalbeck diese Korrespondenz in einem stattlichen Band vorgelegt (Verlag Georg Westermann, Braunschweig 1918).

humoristisch-satirische Kraft nach verschiedenen Richtungen hin beleuchtet. Dem folgt ein Verzeichnis der Soldatensprache dieses Krieges, die nur eine Auswahl sein will. Der Verfasser rechnet darauf, daß die Leser die Angaben erweitern. Ausdrücke für Truppenteile, Grade, Formationen, für den Feind, für die Waffen und ihre Handhabung, militärisches Leben, Denk- und Gefühlsvorgänge usw. werden gebucht, manche kurz besprochen, die Herkunft und Ätiologie versuchsweise angegeben. Die Belege stammen überwiegend aus Ober- und Mitteldeutschland. Der letzte Teil spricht über die Aufgaben der 'soldatensprachlichen Forschung', die ebensosehr der Lexikographie wie der Volkskunde angehört. Die beigefügten Anmerkungen lassen weitere Probleme dieses Forschungszweiges hervortreten. Der Verfasser mahnt zu sofortiger Aufnahme des Soldatenwortschatzes. Möglichst ausgedehntes Vergleichsmaterial aus nichtdeutschen Sprachen erscheint ihm sehr erwünscht. Für die Franzosen ist schon etwas getan. Aber M. plädiert auch für die Griechen, Polen usw. Und von den Türken heißt es gar: 'Man liest gegenwärtig von den Bemühungen, eine türkische Philologie im osmanischen Reiche zu begründen, man hört von einer Kommission für Schaffung eines türkischen Wörterbuches in Konstantinopel. Diese neue Kommission würde ... eine aktuelle Aufgabe ihrer Bestimmung lösen ..., wenn sie für eine Sammlung der Soldatensprache der osmanischen Truppen Sorge trüge.' Ein frommer Wunsch! Denn die Bemühungen der betreffenden Kommission, die ohne jeden deutschen Rat arbeitet, erstrecken sich lediglich auf den Wortschatz der höchsten literarischen Sprache. Und von einer Soldatensprache im Türkischen wird man schwerlich reden können. F. Giese belehrt mich, daß es allenfalls etwa 100 Wörter geben werde, die der Soldatenjargon gebildet habe. Aber sie sind etwas ganz anderes. Sie haben weder die humoristische Seite noch irgendwelche lebenskräftige Phantasie. Sie sind mehr terminologisch und ohne Bedeutung für die Sammlung der deutschen Soldatensprache. Das mahnt also zur Vorsicht, und gewiß ist der Verfasser mit seinen Wünschen für die fremden Völker zu weit gegangen.

Zum Schluß finden wir einen sorgsam ausgearbeiteten Fragebogen, der es jedem Heeresangehörigen erleichtern wird, die eigenen Erfahrungen auf dem Gebiete der Soldatensprache zu nutzen und damit dem geplanten Unternehmen zu dienen.

Konstantinopel. Werner Richter.

Johannes Müller, Das Kulturbild des Beowulfepos. (Studien zur engl. Philologie, hg. von L. Morsbach, Nr. LIII.) Halle 1914. XII u. 87 S.

Bei einer kritischen Betrachtung des Kulturbildes in einer Dichtung sind die Grundfragen, was für eine Kultur der Dichter seinem Werke zugrunde legen wollte, und falls er sich nicht eine mehr oder minder frei erdachte, also absichtlich von der Wirklichkeit abweichende Umwelt erfindet, was für eine er schildern konnte.

Die Umwelt für seinen Stoff frei zu erfinden, lag dem Beowulfdichter sicher fern. Scheint doch die Versetzung der biblischen oder altchristlich legendären Stoffe der ags. und as. religiösen Epen in die Umwelt germanischer Herrscherhöfe das Unvermögen zu beweisen, im alten Stabreimmaß mit allen seinen vielen Formeln irgendeine andere zu schildern. Er mag idealisiert haben, blieb aber doch im Rahmen der Möglichkeit.

Gekannt hat unser Dichter außer seiner eigenen ags. Kultur vielleicht die wenig verschiedene anderer germanischer Stämme, sei es aus eigener Anschauung oder aus Berichten anderer, dann wahrscheinlich ein paar Gebräuche aus klassischer und biblischer Zeit, soweit er sie aus der Bibel und den gewöhnlichen Schulbüchern der Kirchenschulen, vor allem der Äneis,

kennenlernen konnte. Als mit den Bildungsmitteln dieser wenigstens einigermaßen vertraut müssen wir uns den ersten Germanen, der den großen Schritt von rezitierten Liedern zum Leseepos tat, doch vorstellen, denn ohne Kenntnis solcher Dichtwerke ist kaum anzunehmen, daß ihm die neue Gattung so gut gelang.

Klassische und biblische Anschauungen und Gebräuche mögen sich hier und da vielleicht im Beowulf finden lassen, ihnen im einzelnen nachzugehen, kann nicht in den Rahmen dieser Besprechung fallen. Der Umwelt des germanischen Herrscherhofes haben sie sich jedenfalls so eingefügt, daß sie nicht auffallend sind. Die Frage ist nun aber, ob der Dichter seine heimische oder eine andere germanische Kultur schildert, etwa die durch den Stoff naheliegenden altnord. Letzteres ist bekanntlich von verschiedenen Seiten behauptet worden. Die Frage beantwortet der Verfasser unter Heranziehung zahlreicher Einzelheiten überzeugend zugunsten der ags. in seinem kritischen zweiten Teil.

Der erste Teil will ein Bild der im Beowulf geschilderten Kultur überhaupt geben. Hier wird auch die Frage behandelt, wie weit der Dichter die Welt seiner Helden idealisiert. Im Zusammentragen aller einschlägigen Stellen ist der Verfasser gewiß fleißig, genau und erschöpfend, ja, er geht wohl zu weit, wenn er etwa Seite 3 die auch auf den als Beispiel eines schlechten Königs genannten Heremôd angewendete Formel '*mǣrne þêoden*' (1715) als Zeichen für die einem König stets erwiesene Ehrerbietung anführt. Wie bei Homer werden solche Beiwörter mehr oder weniger gedankenlos angewendet, bis sie zum Versfüllsel werden. Eine gewisse stilistische Schwerfälligkeit aber, welche die Hauptsachen nicht genug hervortreten läßt, bringt es mit sich, daß man von dem Buche nicht die Befriedigung hat, die der dankbare Vorwurf erwarten ließe. Die gut eingeteilten Abschnitte: Königtum und Gefolgschaft, Kampf und Krieg, Recht, Ethos und Seelenleben, Christentum und Heidentum, materielle Kultur, Sport und Vergnügungen werden so keine lebensvollen Einzeldarstellungen, sondern sie zerfallen in mit kritischen Bemerkungen durchsetzte Aufzählungen von Einzelzügen, die sich im Geiste des Lesers nicht recht vereinigen wollen.

Wien, z. Z. im Felde. Karl Brunner.

Josef Bihl, Die Wirkungen des Rhythmus in der Sprache von Chaucer und Gower. (Anglistische Forschungen, hg. von Hoops, 50.) Heidelberg, Winter, 1916. XX, 272 S.

In der Abfolge der durch Tonstärke, Tonhöhe oder durch Länge hervorgehobenen und der nicht hervorgehobenen Silben im Satze eine gewisse Regelmäßigkeit eintreten zu lassen, scheint eine der menschlichen Sprache stets innewohnenden Eigentümlichkeit zu sein. In der zusammenhängenden Rede wird bewußte oder unbewußt gefühlsmäßige Verwendung dieser Gesetzmäßigkeit, des Rhythmus, ein wesentliches Mittel zur Steigerung des Eindrucks, den der Redende auf den Hörer ausübt.

Inwieweit der Drang nach Rhythmus die Sprachform, sei es in der Form des einzelnen Wortes, sei es in der Wortfolge oder der Wortwahl bestimmt hat, wäre ein dankenswertes Gebiet für den Forscher, wenn er Mittel hätte, dies einwandfrei festzustellen. Da wir aber über die älteren Formen der tatsächlichen Umgangssprache nur sehr spärlich unterrichtet sind, ist er nur selten in der Lage, etwa seinerzeit nebeneinander übliche Ausdrucksformen zu finden, von denen sich bis heute nur diejenige in der lebenden Sprache erhalten hat, welche dem Rhythmus der Sprache genehm ist. Im Englischen vollends fehlt uns aus ae. und me. Zeit jede lebenswahre Prosa, die für solche Untersuchungen natürlich in erster Linie in Betracht käme, da in gebundener Sprache die gegebene Form, in gelehrter Prosa oder in Annalen der In-

halt Abweichungen von der im täglichen Leben üblichen Sprache bedingen kann.

Bihls Untersuchung der Sprache Chaucers und Gowers fördert trotzdem für die Geschichte des Einflusses des Rhythmus auf die englische Sprache unbedenklich zu verwertendes Material, da sich, wie er in der Einleitung richtig bemerkt, die gleichtaktigen Versmaße meist nicht allzu weit von der Rhythmik der gesprochenen Sprache entfernen, was besonders für Chaucers wirklichkeitstreuen Sprachgebrauch gilt. In den Abschnitten Silbenmessung, Betonung, in denen über die in Wortbildung[-, Formenlehre und Syntax fallenden Erscheinungen, endlich in dem Anhang über Synonyma führt er eine große Anzahl nebeneinander vorkommender Sprachformen an, deren Verwendung anscheinend der Rhythmus bestimmt. Für die weitere Erforschung, welchen Formen im Verlauf der Sprachgeschichte der Rhythmus zum Siege in der Auslese verholfen hat, ist so ein Ausgangspunkt gegeben. Außerdem wird aber auch der Chaucer-Forscher in allen Fragen der Sprache und Verskunst Bihls Arbeit zu schätzen wissen.

Im Felde. Karl Brunner.

José Maria Gálvez, Guevara in England. Nebst Neudruck von Lord Berners' Golden Boke of Marcus Aurelius (1535). (Palaestra CIX.) Berlin, Mayer & Müller, 1916. XVI, 444 S. M. 16.

Den Hauptteil des Buches (S. 97—444) nimmt der Neudruck des *Golden Boke* ein; damit ist das umfangreiche Werk, das für den Kunststil der englischen Prosa in der Renaissance bedeutsam ist, jedermann bequem zugänglich gemacht. Der Abdruck gibt alle Eigentümlichkeiten des Originals in Schreibung, Abkürzungen, Zeichensetzung getreulich wieder, auch offenbare Druckfehler sind nicht getilgt, sondern nur als solche bezeichnet. Ein wesentlicher Teil am Verdienst gehört Dr. Richard Röhmer, der die Sommerferien zweier Jahre darangesetzt hat, die in Oxford nur ungenügend hergestellte Abschrift mit dem Exemplar der Bodleiana zu vergleichen — der Krieg hat ihm den Gefallen getan, erst auszubrechen, als die letzte Zeile verglichen war. Zeit, Mühe und Kosten sind also wahrlich an der alten englischen Prosa nicht gescheut worden; vielleicht hätte sogar an der Wiedergabe der Titel und der Initialen etwas gespart werden können zum Besten der modernen deutschen Prosa der Abhandlung: die ewigen Abkürzungen nicht nur der Namen, sondern auch anderer Ausdrücke (A. = Auslassung, U. = Umgestaltung) sind für den Leser eine ziemliche Plage.

Auf die sprachliche Form hat der Verfasser überhaupt keinen besonderen Wert gelegt, was wir ihm als Spanier freilich nicht verübeln werden. Er beschränkt sich darauf, die Ergebnisse seiner Forschungen mitzuteilen, und reiht etwas einförmig Satz an Satz. Er berichtet über Guevaras Leben (wobei es S. 33 nicht heißen sollte, daß er 1533 *sein Bistum Mondoñedo* besuchte, da er es erst 1539 erhielt) und geht dann auf die Entstehung des *Libro aureo,* seiner französischen Übersetzung und deren englischer Übertragung ein. Wünschenswert wäre es dabei gewesen, wenn er Guevaras schriftstellerisches Schaffen etwas näher charakterisiert hätte; sein Buch wendet sich an Anglisten, und er kann von ihnen nicht verlangen, daß sie sich ohne weiteres herausfinden zwischen *Libro aureo* und *Reloj de príncipes,* wie sie S. 10 ff. durcheinanderwirbeln. Aber Durchsichtigkeit der Darstellung ist nun einmal nicht gerade Sache des Verfassers: S. 10 verheißt er, bei der Besprechung der Übersetzungen zu zeigen, daß die zwei ältesten vorhandenen Ausgaben des Originals von Paris und Antwerpen Nachdrucke einer Raubausgabe sind; S. 35 wird das erschlossen aus einer Anmerkung

am Schlusse des Textes, die, 'wie vorher gezeigt wurde', von dem Herausgeber des Raubdruckes stamme. Richtig wird das schon sein, aber gezeigt ist es nicht; um dahinterzukommen, daß diese Anmerkung diejenige ist, die auf S. 11 erwähnt wird, dazu gehört einiges Ahnungsvermögen.

Das sind Mängel der Darstellung; sachlich trägt der Verfasser alles an biographischen, geschichtlichen und bibliographischen Daten zusammen, was erreichbar ist; er erörtert Guevaras Verhältnis zur Kyropädie, die philosophischen Grundlagen des *Libro aureo*, seine Stellung zu vorangehenden Fürstenspiegeln — gern würde man auch einiges darüber hören, wie sich denn in dieser Ausprägung des Fürstenideals die Herrscherweisheit mit der Schwäche des Privatmannes verträgt, wie sich vor allem Briefe wie 15—19 mit dem Bilde, das wir sonst von M. Aurelius erhalten, vereinen. Wie Guevara in einer spanischen, so stand Lord Berners in einer englischen Überlieferung; die Aufnahme des *Golden Boke* war durch eine ganze Reihe von Fürsten- und Lebensspiegeln von Alfred dem Großen bis auf Thomas Morus vorbereitet; sie werden auf S. 38—49 charakterisiert und an sie eine dankenswerte Inhaltsangabe des *Golden Boke* angeschlossen, die ruhig noch hätte erweitert und innerlich zusammenhängender gemacht werden können.

Die Untersuchung der sprachlichen Form gliedert sich in zwei Kapitel: *Übersetzungsweise* und *Diktion*. Man kann nicht sagen, daß der Verfasser für jene viel Charakteristisches beibringt; er untersucht den englischen wie den französischen Text auf Hinzufügungen, Auslassungen und Umgestaltungen gegenüber dem Original, dabei wirft er aber sehr verschiedene Dinge in einen Topf. Man hat doch zu unterscheiden zwischen Abweichungen, bei denen der Übersetzer sich seiner Selbständigkeit bewußt war und durch die er ein ganz bestimmtes Ziel erreichen wollte, und einfachen Flüchtigkeiten oder Fehlern! Aber man kann doch nicht nebeneinander aufführen (S. 74) die Wiedergaben *il me souuient chascun iour de lannee et du iour* (für *acuerdome cada año del dia*) und *que le dieu Jano ... les remuneroit de double loyer* (für *que el dios Jano ... los sacaria de toda premia*)! Dort hat der Übersetzer den Ausdruck des Originals gesteigert, hier hat er einfach einen Bock geschossen und *premia* mit *premio* verwechselt. Lord Berners hat im zweiten Fall den Fehler der französischen Vorlage übernommen, im ersten noch einen neuen auf eigene Kosten hineingebracht. Das widerfährt ihm öfters: span. *su hermano deste y muy malo*, franz. *son frere et fort mauluais*, engl. *his myghtye brother* (S. 72) oder span. *como es el que es virtuoso en lo secreto*, franz. *comme est celluy qui est vertueux en secret*, engl. *as it is of hym that is secrete!* Solche Beispiele — und die meisten sind derart — gehörten in einen besonderen Abschnitt mit der Überschrift 'Schnitzer'; man kann durchgängig aus ihnen nur Schlüsse auf den Stand der spanischen Kenntnisse Bertauts, der französischen Berners' ziehen. Dabei sind manche Beispiele übersehen, in denen wirklich bewußte Abweichung vorliegt; erst in anderem Zusammenhang (S. 87) wird z. B. folgende charakteristische Hinzufügung notiert: span. *yo doy gracias a mis dioses de mis buenos hados*, franz. *Je donne graces a mes dieux de mon bon heur*, engl. *I y e l d e and gyue g r e a t graces to my goddess of my good happe.*

Daß Lord Berners manchmal das spanische Original herangezogen hat (S. 73), glaube ich nicht recht; die zwei Belege, die dafür gebracht werden, machen es jedenfalls nicht sehr wahrscheinlich. Wenn statt *la conqueste et gaing de plus cruz et petis enemis* (span. *la conquesta de los mas crudos enemigos*) es engl. heißt *the conquest of the most cruell enemys*, so hat Berners im frz. Text mit *petis* nichts anfangen können und *gaing* wohl auch nicht verstanden und darum beides einfach weggelassen. Daß es ihm nicht darauf ankam, etwas, was ihm klar war, zu unterdrücken, zeigt die unmittelbar vorangehende Stelle (fol. 1 b, Zeile 75 ff. des Neudrucks),

die auf S. 73 besprochen wird. Die zweite Stelle aber: span. *se han de admitir,* franz. *se doiuent receuoir et admettre,* engl. *as shulde be admitted* ist wahrhaftig so geringfügig, daß auf sie kein Schluß gegründet werden kann.

Die Ausbeute für die Diktion ist reichlicher: wir erhalten einen Überblick über die angewandten Stilmittel und ihre Wiedergabe durch Lord Berners; dabei ist es anziehend, zu beobachten, wie der Übersetzer, der sachlich sich manche Blöße gibt, formell durchaus bestrebt ist, die Stileigentümlichkeiten seiner Vorlage zu wahren und sich sogar auch selbständig Gelegenheit schafft, sie anzuwenden. Gilt es, den Einfluß des Lord Berners auf die englische Prosa festzustellen, so wird man hier jedenfalls eine Reihe nützliche Gesichtspunkte finden, unter denen der Stil älterer und jüngerer Schriftsteller zu mustern wäre — der Neudruck erlaubt dann auch bequemes Zitieren, worauf der Verfasser selbst leider verzichten mußte, da seine Abhandlung schon vor der Ausgabe gedruckt war.

Für Band 110 der 'Palaestra' verheißt uns der Verfasser den Text der Übersetzung des *Menosprecio de la corte,* Sir Francis Bryans *Dispraise of the Life of a Courtier* vom Jahre 1548; wir wollen hoffen, daß die Zeitumstände, die der Arbeit bisher nicht günstig gewesen sind, es zulassen, daß dies Versprechen erfüllt wird.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

Liljegren, L. B., Studies on Milton. Lund, Gleerup (1918). XLII, 160 S.

Die Persönlichkeit Miltons steht zur Frage. Durch sie hat er am meisten gewirkt, den folgenden Dichtern Englands ein Beispiel kühner Selbsterschließung gegeben und auf dem Festlande zuerst der englischen Literatur namhaften Einfluß auf die deutsche verschafft, aber auch sich selber in die Gefahr subjektiver Auffassung, ja weitgehender Leidenschaftlichkeit gebracht, so daß Liljegren Veranlassung fand, seine Wahrhaftigkeit zu bezweifeln.

Von einem Bibeldichter, Schönheitsfreunde und Tugendpreiser, als der uns Milton vorschwebte, ist man nicht geneigt, solchen Verdacht leicht zu glauben. Liljegren zeigt in einer größeren Einleitung, daß gerade die religiöse Denkgepflogenheit seiner puritanischen Umgebung ihn verlocken konnte. Luther hatte die Macht der Gnade auf den inneren Menschen betont, Calvin aber mehr die nach außen, auf die Gemeinde; Calvin hat bereits *justice* unter Umständen über *truth* gestellt, Cromwell desgleichen, so daß sich überraschende Parallelen zwischen ihnen und Macchiavelli ergeben; derselbe Hang zu einer rücksichtslosen Zweckmäßigkeit ist bei Milton zu erweisen. So weit die Einleitung.

Die eigentlichen Milton-Studien, die uns dann in den ersten Kapiteln geboten werden, bereiten uns auch nur auf die Hauptsache vor. Sie gelten zunächst seiner Berührung mit Galileo, die sich wohl in seiner Phantasie und Schilderung intimer färbte, als sie tatsächlich sich zugetragen hatte. Liljegrens gewichtigstes Argument ist dabei das Absperrungsgebot, unter dem sich Galileo befand. Er selber weiß allerdings, daß für einen reisenden Humanisten des Auslandes am ehesten eine Erleichterung denkbar war, daß also ein sicheres Urteil über diesen Fall nicht zu erreichen ist.

Indem uns dann Liljegren über Miltons italienische Freunde mancherlei bisher Übersehenes erzählt, kommt er auf das angebliche Motiv zu reden, aus dem er in Neapel umkehrte und heimreiste, nämlich: sobald er vom ersten Bischofskrieg hörte, habe er nicht mehr zum Vergnügen in der Ferne schweifen wollen, während die Freunde daheim für die Freiheit fochten.

Der junge Coleridge hat dies Milton ohne weiteres geglaubt und es in den 'Reflections on having left a place of retirement' 1795 selber nachgelebt. Unser Forscher geht der Chronologie nach und stellt dabei fest, daß der Bürgerkrieg in England erst ausbrach, als Milton schon seit drei Monaten auf dem Heimwege war, und daß Milton sich für einen ungeduldigen Freiheitskämpfer auf der Rückreise sehr lange Zeit ließ, in Rom, Florenz, Venedig und Verona, im ganzen über ein Vierteljahr (S. 16). Die landläufige Bewunderung für seine Opferwilligkeit in dieser Hinsicht werden wir daher etwas einschränken müssen.

Der umfänglichste und gewichtigste Teil des Buches endlich gilt Miltons Haltung gegenüber dem Pamela-Gebet in König Karls I. 'Basilicon'. Der unglückliche Monarch soll es kurz vor der Hinrichtung mit einer Reihe eigener Gebete einem Vertrauten übergeben haben. Es erschien mit diesen Originalgebeten als eine lose Zutat zur 5. Auflage des 'Basilicon', und zwar nach beachtenswerter, von Liljegren scharfsinnig gestützter Angabe auf hämisches Anstiften von Milton selbst, der dann sofort im 'Eikonoklastes' den toten König heftig angriff als einen Plagiator, *borrowing to a Christian use prayers offered to a heathen god*, gesprochen von einer Heidin wie Pamela und geschöpft — fast in der Sterbestunde — aus einem so *vain, amatorious poem* wie Sidneys 'Arcadia' (S. 47). Liljegren vermutet sogar, Milton sei behufs solcher Beantwortung des Basilicon von Cromwells Regierung zum *Latin Secretary* gemacht worden, und faßt sein Urteil in die Worte zusammen: 'As against the king, Milton's conscience was from the beginning eliminated even to the carelessness of a joke by his identification of crime and supposed criminal disposition' (S. 148).

Abgesehen von Vermutungen, mögen sie gut gestützt oder trotz aller Vorsicht durchlässig sein, bleibt die Tatsache unleugbar, daß Milton das Werk Sidneys, dessen vornehmer, höfisch-philosophischer Charakter ihm am wenigsten entgehen konnte, zu einem Produkt eitler Erotik stempelte, um dem gestürzten und geköpften Gegner noch eine Frivolität zuzuschreiben. Das politische Feuer, das ihn vielfach hob und beflügelte, hat ihn also gelegentlich auch zu einem unedlen Hasse getrieben.

Berlin. A. Brandl.

Emma Danielowski, Richardsons erster Roman. Entstehungsgeschichte. Tübinger Diss. Berlin, Mayer & Müller, 1917.

In dieser nach Form und Inhalt überraschend reifen und gehaltvollen, aus Berlin stammenden Erstlingsarbeit werden zunächst gewisse biographische Kleinprobleme erörtert. Die Verfasserin glaubt beweisen zu können, daß die autobiographischen Angaben Richardsons über die Entstehung des Romans angreifbar sind, daß die wahre Geschichte, die der Pamela zugrunde liegen soll, sich nicht mehr nachweisen läßt, daß R. am 'Universal Spectator' mitarbeitete. Für ihre Ansätze bringt sie beachtenswerte Gründe vor, die jedoch nicht immer voll überzeugend wirken, es bei der Lückenhaftigkeit des Materials auch kaum sein können. Eine wesentliche Förderung unserer Kenntnis sind dagegen ihre Untersuchungen über die literarischen Probleme, die der Roman eröffnet, auch methodisch musterhaft durch die scharfe Scheidung zwischen bloßen — dem Autor oft unbekannten — Vorstufen der Geschichte und deutlichen Vorlagen, die ihn nachweislich beeinflußt haben. Das wichtigste und meines Erachtens voll gesicherte Ergebnis ist der Nachweis, daß die Geschichte vom tugendhaften Mädchen aus einfacher Menschensphäre und dem hochstehenden Verführer in der Novellistik des 16. Jahrhunderts wurzelt (Bandello-Painter, Harvey) und dann von den Essayisten zu Anfang des 18. wieder aufgenommen worden ist. Sie ist

eines der ältesten Themata, in denen die demokratische Unterströmung des 16. Jahrhunderts und das religiöse Bewußtsein der Menschheit sich gegen die herrschende Übermenschenmoral zur Wehr setzen. Das Thema ist dann auf dem Wege über die Moralischen Wochenschriften zu Richardson gekommen; die Spuren dieses Durchgangs zeigen sich noch in allerhand Nebenpersonen — wie der gütigen Helferin der Heldin, der etwas überforschen, aber schließlich kreuzbraven adligen Dame vom Lande (Lady Davers), dem guten, aber höchst ungeschickten Kaplan Williams, die sämtlich beliebte Figuren der Essayistik sind. (Auch gewisse biblische Einflüsse der Ruthgeschichte, der Erzählung von Amnon und Thamar werden wahrscheinlich gemacht.) Die Einkleidung in die Tagebuchform wird sehr ansprechend auf die Selbstbiographie der Quäker zurückgeführt. Sonst erweisen sich auch in der äußeren Form die Moralischen Wochenschriften als das für die Richardsonsche Romangattung bestimmende Element: in ihnen ist die Abneigung gegen das Verstiegene und Phantastische des alten Romans und gegen seinen geschraubten Stil zuerst zum Ausdruck gekommen, ist das Alltägliche zuerst als wichtiger Vorwurf der Kunst gewertet worden. Hier liegen also nach Form und Inhalt die Anfänge des Richardsonschen Charakterromans mit seiner tiefschürfenden Psychologie und seiner ganzen Kleinkunst. Was dieser Roman an Neuem bringt, wird mit erfreulicher Deutlichkeit als Gegenbild gegen die tiefeindringende Quellenuntersuchung zum Ausdruck gebracht. Der oft geäußerte und oft mit guten Gründen befehdete Gedanke, Richardson an Marivaux anzuknüpfen, dürfte durch diese Untersuchung endgültig erledigt sein. Vielmehr erscheinen die Moralischen Wochenschriften in ihrer Wichtigkeit für die Literaturgeschichte nur noch gehoben; sie sind in vielem das Bindeglied zu der demokratischen Unterströmung des 16. Jahrhunderts, wie sie in den — uns zum großen Teil noch unbekannten — novellistischen Anfängen jener Zeit vorliegt.

Diese bedeutsamen Ergebnisse dürften unbestreitbar sein. Im einzelnen würde es diese gehaltvolle Arbeit nur gefördert haben, wenn die Verf., die ja über einen bemerkenswert weiten Blick und große Belesenheit verfügt, auch das etwas stärker herausgearbeitet hätte, was abseits dieser so treffend gezeichneten Entwicklungslinie liegt. Lylys Euphues hätte stärker herangezogen werden müssen, der ja mit seinem starken didaktischen Gehalt sowohl seiner Betonung der Reflexion gegenüber dem äußeren Erlebnis trotz seines diametral entgegengesetzten Stils eine ganz seltsame Vorstufe der Romanform Richardsons ist. Auch der heroisch-galante Roman vom Typus der Arkadia zeigt mit seinen langatmigen Reflexionen und psychologischen Untersuchungen verwandte Züge; ihn bekämpft Richardson als phantastisch nach Inhalt und Stil; aber die Entwicklung zum sentimental-bürgerlichen Roman, die er in Frankreich durchgemacht hat, zeigt doch auch, daß das reflektierende Element darin ein kräftiger, auf den Richardsonschen Roman hinweisender Zukunftskeim war. Und so unbedingt ich mit der Verf. den angeblichen Einfluß von Marivaux auf Richardson ablehne, so sehe ich doch auch jetzt noch in dem französischen sentimentalen Roman der Zeit unmittelbar vor Marivaux mit ein sehr starkes stimmungschaffendes Element, das den gewaltigen Erfolg der Tat Richardsons erklären hilft. Die Verfasserin weist selbst schlagend nach, wie Richardsons als revolutionär empfundene Neuerung tatsächlich fast in allen Punkten durch frühere literarische Entwicklungen vorbereitet war — diese finden sich aber nicht nur in den Moralischen Wochenschriften, sondern auch im Roman selbst. Auch die Rolle Drydens, der in seinen theoretischen Forderungen nach Einfachheit und Wahrscheinlichkeit zwischen Renaissance- und rationalistischer Literatur steht, hätte nicht übergangen werden dürfen, und manche etwas reichlich bestimmt klingende Urteile über gewisse Vorstufen von Richardsons Nebenfiguren hätten wohl eine Einschränkung erfahren, wenn auch die Mög-

lichkeit einer Einwirkung des Dramas auf die Erzählungsliteratur mit in Rechnung gestellt worden wäre: zu den Vorstufen der älteren Schützerin der verfolgten Unschuld gehört sicher auch eine Figur wie die Paulina (S. 122) in Shakespeares 'Wintermärchen', und zu den ältesten geistlichen Helfern der Heldin ist auch Shakespeares Pater Lorenzo zu rechnen.

Da die Verf. dieser schönen Arbeit uns noch eine weitere Untersuchung über die Beziehungen zwischen der Pamela und dem autobiographischen Quäkerroman in Aussicht stellt, möge schließlich noch der Wunsch nach einer Tabelle der zitierten Werke und einer etwas umfangreicheren Inhaltsangabe hinzugefügt werden.

Bonn, z. Z. Berlin. Wilhelm Dibelius.

Ferdinand Tönnies, Der englische Staat und der deutsche Staat. Eine Studie. Berlin, Karl Curtius, 1917. VIII, 212 S.

'Von ganz unmittelbarem Nutzen für das Leben ist eine Vergleichung der englischen Staatseinrichtungen mit denen des Festlandes, namentlich auch der konstitutionellen deutschen Staaten'; so schrieb Robert von Mohl in der 'Geschichte der Staatswissenschaften' II, 8 schon 1856. In der Tat hält nur der Fremde für erklärungsbedürftig, was dem Eingeborenen, weil altgewohnt, als selbstverständlich gilt; und nur der Vergleich hilft das ideell Notwendige zu scheiden vom geschichtlich Zufälligen. Manche einzelne Einrichtung Englands ist zwar oft mit ihrer deutschen Entsprechung verglichen worden; zwischen den ganzen Staaten aber stellt wohl Tönnies als erster den Vergleich an. Er bezeichnet sein Buch bescheiden als 'Skizze zu volkstümlicher Belehrung'; will nun ein Zeitungsleser von nur allgemeiner Bildung ernstlich lernen, die ihm täglich begegnenden weiten Begriffe des Staates mit bestimmtem Inhalt zu füllen und die von anderen Politikern ihm vorgedachten Schlüsse gründlich zu sichten, so darf ihn hier nicht die etwas schwerfällige Form abschrecken. Möge eine zweite Auflage statt juristischer Abstrakta ihm lebendige Beispiele bringen, wie derselbe Konflikt hier und drüben auftritt, entweder historische (etwa Zabern verglichen mit den Ulster-freundlichen Offizieren) oder zu erfindende; möge dann, als hoffentlich nicht mehr zeitgemäß, mancher schmähende Ausdruck gegen den Feind fortbleiben, der Satzbau gekürzt, der Begriff in vieldeutigen Wörtern, wie Volk, konservativ, Aristokratie, klar geschieden und auch sonst manche in der Eile rauh gelassene Stelle stilistisch geglättet werden! Die hinter dem löblichen Namen- und Sachverzeichnis zum Schlusse beigefügten drei Seiten 'Worterklärungen' genügen nicht: wer den Begriff 'ständisch' nicht versteht, kann es aus zwei Zeilen nicht lernen. Das Wort Bundesstaat will Verfasser für den Staat aus verbündeten Gliedern vorbehalten; umsonst: die Sprache gebraucht es nun einmal auch fürs Einzelglied.

Ein Philosoph und Soziolog wie Tönnies, der gerade auch um die englische Staatslehre, so durch seine Arbeiten über Hobbes, sich verdient gemacht hat, muß auch die Wissenschaft des Staatsrechts und die sozialpolitische Geschichte neuester Zeit, wenn nicht durch neue Offenbarung über wichtige Einzelpunkte, so doch durch tieferes Verständnis allgemeiner Zusammenhänge anregen. Mit vorsichtigem Urteil nutzt er die wenigen Darstellungen englischen Staatsrechts aus, die Bücher von Hatschek, Redlich, Low, Dicey, May, Lowell, Ostrogorski, Hobson. Leider sind Maitlands Essays und Mac Kechnies Schriften nicht verwertet. Über England bringt Verfasser dem allgemeinen Leser viel Neues und den bekannten Stoff reichhaltig, deutlich und in der Hauptsache richtig; zur Erklärung des deutschen Staates kann er natürlich weniger Eigenes beitragen, da dieser, anders als der englische, bewußt gemacht, vernunftmäßig durchdacht, in Verfassung und Gesetzbuch

schriftlich bestimmt und durch wissenschaftliche Forschung systematisch dargestellt worden ist. Für England legt Tönnies zu viel Gewicht auf die amtliche, von Juristen vorgetragene, ja sogar auf vergangene, Verfassung: Zuständen um 1820 dürfte nicht deutsches Heute, sondern Fritz Reuters Elend verglichen werden. Freilich führen nirgend in Europa so sehr legale Formen des Mittelalters ein Greisenleben fort wie in England; aber vielleicht nirgend flutet das wirkliche Leben, auch der Politik, und das Zukunftstreben so amerikanisch dahin. Juristen und Beamte haben sechs Jahrhunderte lang gelernt, hellen Menschenverstand, oft nur durch die Hintertür der Fiktion, ins Gerümpel der Rechtsüberlieferung hineinzulassen, und, trotz einzelner haarsträubender Vorkommnisse, sich hohe Achtung erhalten: gewiß nur dank menschlicher Klugheit und Ehrenhaftigkeit. Der Verfasser beschränkt sein Thema absichtlich, indem er das britische Imperium ausschließt und unter Staat wesentlich Rechtsverfassung versteht, also die Gesellschaft weniger berücksichtigt. Diese freilich zu schildern bedürfte es langjähriger Berührung mit Briten verschiedener Klassen und ihrem wirtschaftlichen Leben samt ihrer Lokalverwaltung, oder doch des eingehenden Studiums der führenden Tagesliteratur aller Parteien für einen längeren Zeitraum. Nur aber durch Erweiterung jenes Verfassungsbegriffes auch auf soziale Zustände würde Tönnies das eine Ziel seiner Vergleichung erreichen, 'daß der Deutsche seine Verfassung liebe': allein so nämlich würde dieser begreifen, wie die gepriesene Demokratie drüben zur tatsächlichen Plutokratie geführt hat. Keineswegs trifft freilich jener Satz zu, den nicht Tönnies, aber noch letzthin ein anderes treffliches Werk wiederholte, das englische Volk [d. h. ohne König, Kirche, Adel und — Zufall?] habe seine Verfassung selbst geschaffen, so daß sie ihm heute wie die Haut auf dem Körper sitze. Männer des Staatsrechts, Fortschritts und der Sozialreform, der gesamten politischen Intelligenz, soweit sie nicht der Parteimaschine als Rad dient, sie alle begreifen in England vielmehr die Unvollkommenheit der öffentlichen Zustände klar genug. Freilich die heutige Diktatur seit Ende 1916, die Tönnies weitblickend vorgeahnt hat, sollte nicht von Englands Feinden als Schwächezeichen bejubelt werden; sie bedeutet vielleicht nicht für die Dauer eine Zersetzung der Verfassung, sondern nur eine zeitweilige Aufhebung der Parteiherrschaft in der Stunde der Todesgefahr; nur diese, nicht, wie T. meint, ein etwaiger Sieg Englands, versöhnt m. E. die Parteien. (Die Verfassungsumwälzung wertete rechtsgeschichtlich S. Low in 'Fortnightly Review' Febr. 1917.) Zum ersten Male gilt jetzt nicht mehr, daß der Premier die Mehrheitspartei führt. — Tönnies nennt als das andere Ziel seiner Schrift, daß der Fremde unseren Staat nach dessen Leistungen würdigen lerne. Haben nicht aber bereits Frankreich seit 1871, England seit 1907 in Heer, Erziehungswesen und Sozialpolitik uns nachgeahmt? Und wie viele staatssozialistische Notstandsverordnungen im Kriege!

Der praktischen Politik zur Erfüllung eines Einzelzweckes ein fremdes Muster zu empfehlen, lehnt Verfasser ausdrücklich ab. Nachdem er aber in je einem Kapitel die englische, deutsche und preußische Verfassung sowie die Verwaltung vorgeführt hat, überschreibt er Kapitel 5. 7: 'Freiheit und Freiheiten' bzw. 'Staatsbegriffe und Staatsideen'. [Die dazwischenstehenden 'Geschichtlichen Rückblicke' gehören natürlicher an den Anfang; viel Historisches findet sich aber auch an manchen anderen Stellen des Buches, dessen Anordnung überhaupt sich nicht immer klar durchschauen läßt.] In jenen allgemeinen Abschnitten nun und in der schließlichen 'Zusammenfassung' tritt Tönnies als ein warmherziger Staatssozialist demokratischer Parteifarbe hervor: Preußens Abgeordnetenhaus bedürfe einer Reform in der Richtung auf gleiches und allgemeines Wahlrecht. Für sich allein, ohne Verbindung mit tieferer Politisierung des deutschen Volkes, scheint es mir

dessen Glück nicht zu gewährleisten. Ja, er empfiehlt sogar das Referendum als der deutschen Reichs- und den Einzelverfassungen leicht einfügbar. Mir erscheint letzteres als ein zur Demagogie reizender, für einen Großstaat unpassender Rückfall in Urzustände vor Erfindung der Volksvertretung. — Beachtung verdienen die Vorschläge zur erwünschten Vertretung der Minderheit. Das Wahlrecht will Tönnies nicht schon (wie in England) bei 21 Jahren, aber unverheirateten Frauen gewähren und dem Ehepaar drei Stimmen geben. [Wenn nun der Mann liberal und die Frau konservativ stimmt?] Einen Zusammenstoß des nach links gerückten Abgeordnetenhauses mit Krone und Herrenhaus befürchtet er; auch letzteres schlägt er vor, vernünftig umzubilden und dann Ständehaus zu nennen. Er wünscht 'die Formen der Erbmonarchie wie ihren Inhalt dem schlichten Wesen eines Schirmherrn des Rechtes angeähnlicht'; manch überzeugter Monarchist möchte, aber keineswegs bloß aus Rücksicht auf 'Abneigungen' des Arbeiters und Bourgeois, den Kronenträgern raten, sich zu begreifen zwar als Führer des Volkes in jeder gesellschaftlichen, nicht bloß rechtlichen Beziehung, jedoch als dessen Teil, sich also innerlich zu befreien von jeder Spur feudal- vasallitischer Überlieferung, daß das Volk ihnen privatrechtlich oder außerstaatlich zugehöre. Ausgestattet mit der Regierungsmacht des nordamerikanischen Präsidenten, aber kraft der Ewigkeit ihres Staatsamts vom Macht- oder Güterstreben der Parteien oder Klassen unabhängig, würden sie dann, dank täglicher Gewöhnung, zwischen den Ratschlägen der Staatsmänner im Hinblick allein auf das dauernde Volkswohl zu entscheiden, sich dem erhabenen Ideale nähern, selbst oder durch den leitenden Minister Ziele der Emporentwicklung dem Volke weisen zu können. Im Gegensatz zu 'einem bedeutenden Nachfolger Gierkes', womit er H. Preuß meint, urteilt Tönnies: 'Viel weniger von einem Volksstaat als der unsere hat der englische Staat.' (Preuß münzt das Wort Volksstaat nicht auf die landesväterliche Fürsorge für breite Massen, die hier unrichtig 'demokratisch' heißt, sondern auf den Anteil des Volkes an der Staatslenkung.) Falsch: in England bestimmt Volksmehrheit, welche Partei, und die Versammlung ihrer Abgeordneten, welcher Parlamentarier als Premier den Staat regieren soll; in der täglichen Regierung von ihr nur noch formell abhängig, bleibt er doch durch sie beaufsichtigt und, wenn von ihr verlassen, des Sturzes sicher; während in Deutschland Reichs- oder Landtag das Ministerium beraten, unterstützen, anregen, beaufsichtigen und hemmen, aber weder ein- noch absetzen kann. Es wird hier vom Monarchen tatsächlich (nicht bloß, wie in England, allein der Form nach) berufen und entlassen, manchmal gegen den Volkswillen; es ist zunächst ihm verantwortlich; es vollzieht noch immer neben Staatsdienst auch Dynastieberatung.

Richtig betont Tönnies die politischen Schwächen des englischen Ministeriums: der Premier muß die Posten teilweise, weil er Partei- oder Gesellschaftsmächte braucht, ohne alleinige Rücksicht auf Tüchtigkeit vergeben; und das so entstandene Ministerium ist, außer im Ausnahmefalle der Koalition, zugleich oberste Ratsversammlung der herrschenden Partei. — Das System der beiden Parteien wird durchsichtig geschildert; doch ist es mehr ein historisches Ergebnis des 17. Jahrhunderts als für den englischen Staat denknotwendig; schon jetzt weicht es der Parteien-Vielheit. Es hängt, wie Verfasser zeigt, organisch mit der Wahl durch einfache Mehrheit zusammen, wie solche auch in der deutschen Stichwahl zur Entscheidung zwischen nur zweien zwingt; die jetzt in England für die Großstädte vorgeschlagene Verhältniswahl sei also systemwidrig.

Die 'oligarchische' Farbe trägt Tönnies seinem Bilde vom englischen Staate zu stark auf. Sie trifft ganz nur das 18. Jahrhundert, die Zeit seit Viktoria nur noch teilweise, und heute zwar wohl die Leitung der Gesellschaft, aber bloß spurenhaft auf diesem Umwege den von letzterer abhän-

gigen Staat. Sie müßte auch jene Grundlinien hervortreten lassen, durch die sich der englische Adel vor festländischem auszeichnet. Er kennt nicht Ebenbürtigkeit als Eheerfordernis oder gar Ahnenprobe, kein geschlossen Goldenes Buch, hebt nicht eine ganze Familie, sondern nur deren Haupt aus der Gemeinfreiheit heraus; und dessen Geburt begründet, nur indem sie dem Erbeigen sich verbindet, ein politisches Vorrecht. Herrschten zwar im 18. Jahrhundert wenige Familien, so bildete es doch eine seltene Ausnahme, daß Vater und Sohn Premier waren. Der Adel hielt sich gesellschaftlich, geistig, wirtschaftlich (nicht bloß als Grundeigner) in Heer, Kirche, Richter- und Selbstverwaltungsamt in stetem Verkehr und Bunde mit breiten Klassen höherer Stände und an der Spitze der Nation; er sank nie gesellschaftlich zum höfischen Schmuck oder politisch zur Autokratiestütze eines Despoten hinab. Freilich im ganzen konservativ wie jede machtbesitzende Klasse, war er doch zu lange staatsmännisch geschult, um den volksfreundlichen Fortschritt länger als nur vorübergehend zu hemmen. — Zweitens aber spricht gegen die Einordnung des englischen Staates unter Oligarchien die Art, wie man seit Jahrzehnten den Premier und Parteiführer wählt. Rechtlich brauchte er nie dem Oberhause oder durch Geburt einer Peers-Familie oder dem ererbten Grundbesitz oder auch nur der Geistes- oder Amtsaristokratie anzugehören. Jetzt, und schon gemäß mehreren Fällen bei Vorgängern, steht der heutige Diktator jenen Klassen fern. Unter seinen Kollegen reiht sich Cecil, der Hochadlige, dem demokratischen System einfach unter, während umgekehrt bei uns Hans Schulze nicht lange Reichskanzler oder Minister bliebe, wenn er, sogar mit Willen des Monarchen, volksfreundlich regieren wollte, ohne den Adel zu befriedigen und auf die Bureaukratie sich zu stützen, zu der er mindestens durch Staatsexamina sich qualifiziert haben muß. Deutsche Konservative konnten dem Monarchen zumuten, mit Heer, Bureaukratie und Adel zu regieren gegen die ungeheure Volksmehrzahl der Bürger, Bauern und Arbeiter samt Intelligenz, Industrie und Finanz. Rühmt Tönnies die deutsche Verfassung, weil ihr ein aristokratisches Element fehlt, so lebt letzteres um so kräftiger in den Verfassungen mehrerer Bundesstaaten. Längst schon sieht dagegen der intellektuelle Patriot in England die Gefahr für sein Volk nicht mehr in der Aristokratie, d. h. dem politischen Vorrecht des Oberhauses und dem gesellschaftlichen der erblich besitzenden und guterzogenen Gentry, sondern in der Mehrheitsdespotie der demokratisch verhüllten Geld- und Zeitungsherrschaft, die das Volk in anwalthafter Beweisführung mit vieldeutigen Phrasen kürzester, ohrgefälliger Fassung leidenschaftlich aufpeitscht und mit der Aussicht auf materiellen Nutzen als einzigem Ideale umgaukelt.

Daß das höhere Staatsideal den breiten Massen voranleuchte, bleibt aber auch bei uns nur von der Zukunft zu erhoffen. Einstweilen gehört es auch in Deutschland nur der geistigen Aristokratie. Hier freilich behält Tönnies recht, daß unsere Staatsphilosophie tiefer geschaut hat als die englische. Britanniens feinster Rechtshistoriker und -dogmatiker, Maitland, hat Gierke übersetzt. Wie manche Kriegsschrift, so führt auch Tönnies deutlich aus, daß sich dem Briten der Staatszweck verengt zum Schutze des Individuums an Leben, Eigen und persönlicher Bewegungsfreiheit, besonders der wirtschaftlichen. Eine geistvolle Antithese drückt das kurz so aus: der Engländer frage, w o v o n das Volk frei sei, und der Deutsche, w o z u. Jener steckt, seit dem Verfassungskampfe gegen die autokratische Krone, noch in der Polarität zwischen den Regierten und Regierenden. Deutschland fühlt sich in weit mehr als nur zwei Gegensätze gespalten; und deren Grund scheint uns gefährlicher als bloß politisch, nämlich auf Wirtschaft und Gesellschaft aufgebaut. In frommem Glauben ersehnt es einen gottbegnadeten Staatsmann, der, auch ohne Parteihäuptling zu sein, an unserer starken Monarchie so lange seine Stütze fände, bis er die Volksvertreter für

seine neuen Ziele gewonnen hätte. Als frei preisen wir nur die Verfassung, die dem oder den an Geist und Herz (vielleicht nicht an Geburt, Gelehrsamkeit, Geld oder Volksgunst) Höchststehenden erlaubt, den als lebendigen, ewigen Organismus des Volkes aufgefaßten Staat zu einem Ziele emporzuentwickeln, das vom hohen deutschen Idealismus gewiesen und in dem freilich nicht zu unterschätzenden materiellen Wohlbefinden der Staatsbürger-Mehrzahl nicht allein beschlossen ist.

Tönnies teilt die Freiheit ein in persönliche (ganz eng: nur die der Sklaverei entgegengesetzte), politische (wo 'ein gewisses Verhältnis zur Regierung' die Despotie ausschließt) und bürgerliche. Zur politischen Freiheit gehört das Wahlrecht samt der Verantwortlichkeit des Ministeriums vor dem Volke. Diese versucht Tönnies erfolglos in England herab- oder deutscher Verfassung gleichzusetzen. Unter der bürgerlichen Freiheit kehrt die vom Despotismus wieder und erscheint der Schutz gegen willkürliche Verhaftung und Polizeieingriff, die Versammlungs-, Vereins-, Preß-, wirtschaftliche und geistige Freiheit. Passivem Wahlrecht beizuordnen wäre aber auch die Freiheit, als Tüchtigster dem Staate in höchster Stellung dienen zu dürfen. Sie ist bei uns rechtlich zwar nur durch Prüfungen beschränkt, die immerhin auch erst auf kostspielige Vorbereitungsjahre folgen, tatsächlich aber kraft stillschweigender Regel durch Ernennung und Zuwahl, die, bisweilen ganz offen, sich kastenhaft, plutokratisch, traditionell und konfessionell bindet. Daß ein Publizist staatsmännischen Blickes, ein zum Menschenführer begabter Parlamentarier, ein geschäftskundiger Leiter eines großen Unternehmens, ein im öffentlichen Ehrenamt bewährter Charakter Minister oder Gesandter werde, ist in Großbritannien, aber nicht in Deutschland möglich. Das deutsche Volk empfindet diese aus der Ständezeit nachschleppende Unfreiheit um so bitterer, als es, die beste Überlieferung der Monarchie mit der pädagogischen Forderung der Geisteshelden vereinend, dem Sohne des armen Unbekannten Schulbildung und, wenn er zum tüchtigen Manne erwächst, verantwortungsvolle Stellung in Wirtschaft, Selbstverwaltung und Abgeordnetenhaus gern zugesteht.

Mit gerechtem Stolze rühmt Tönnies, wie der englische Individualitätsliberalismus vor deutschem Staatssozialismus, den auch Nichtarbeiter ohne Selbstsucht verfechten, weicht ('der Rhein fließt in die Themse'), wie ferner Verwaltungsrecht und Beamtenvorbildung bei uns höher entwickelt sind. Daß der festländische Justizminister drüben im Lordkanzler keine vollkommene Entsprechung findet, war zu erwähnen. — Höchst zeitgemäß übersetzt Verfasser Cobdens Lobeserhebung von 1838 über die Lebensführung, Bildungsideale und Volksfürsorge des preußischen Beamten. Fallen Polizeigeist und Bureaukratismus drüben weniger lästig, so führt Verf. diese Freiheit zurück auf die mittelalterlich rückständige Enge des sozialen Aufgabenkreises im englischen Staat, der allerdings, wie ich 1872 in Manchester sah, eine in Deutschland unmögliche Vertierung der Arbeiter zuließ; diese wurde dann aber dank der drüben mächtigen Presse und öffentlichen Meinung gebrandmarkt und entrüstet hinweggefegt. Wenn Tönnies hofft, Polizeigeist und Bureaukratismus werden durch höhere Bildung sich in Deutschland mindern, so scheint mir daneben eine Steigerung des Rechtsgefühls, auch wo bloß der Nachbar betroffen ward, und des moralischen Mannesmutes (physischer mangelt nicht) sowie die Gewöhnung breiter Massen an staatliche Mitarbeit erforderlich. Die Kluft zwischen den Klassen hält Tönnies drüben tiefer als bei uns. Mir dagegen scheint schlimmer der vom mißverstandenen 'Herrenmenschen' beförderte, nicht geschaffene, deutsche Hochmut des Kleinadels, Offiziers, Beamten, Gelehrten, Farbenstudenten, Gutsbesitzers und der Dienstherrschaft gegen Mittelbürger, Handwerker, Arbeiter in Stadt und Land, bzw. Gesinde.

Bemerkenswert ist das allgemeine Urteil, daß der Schotte tiefere Bil-

dung als der Engländer erstrebe. — Einleuchtend wird aus dem Wirtschaftssystem der Arbeitsteilung erklärt, daß als normale Berufstätigkeit des Soldaten vor 1915 der Krieg galt, der [doch neben Schutz und Herrschaft] für Englands Waren und Kapital Raum schaffte.

Weil ich Tönnies' Weltanschauung, politische Gesinnung, weite Bildung und philosophische Ergründung so hoch schätze, möchte ich die Punkte, wo ich abweiche, kurz hervorheben, damit er sie vor zweiter Auflage überprüfe. — Zunächst Historisches: Skandinavisches Blut überwiegt keineswegs unter Britanniens Germanen. Wilhelm I. war kein Seeräuber. Nur den Vollfreien, nicht jeden Engländer, schützte Magna charta vor willkürlicher Verhaftung. Das Parlament war nicht zu Anfang hauptsächlich Gericht zur Auslegung des Landrechts, woraus die Gesetzgebung sich erst entwickelt habe. Der englische Bauernstand fand bisweilen, der deutsche nicht immer gegen die Feudalherren Rückhalt bei der Regierung; heute planen dort Agrarreformer Herstellung von Dörfern. Die Vereinigung mit Schottland geschah nicht durch Eroberung. Wilhelm III. war kein unbedeutender Fürst. *Writ* bedeutet königlichen Befehl ans Gericht zur Prozeßeinleitung. King's Bench sollte ein halbes Menschenalter nach Viktorias Tode nicht mehr Queen's Bench heißen. — Ein Buch über Englands Verfassungsgeschichte müßte das um diese hochverdiente Manchester neben den zwei Universitäten, die allein es als 'Stätten der Wissenschaft' rühmt, mitnennen.

Ein Königtum auf Lebenszeit darf nicht echt deutsch heißen; denn die Germanen wählten den König meist aus derselben Familie; und das spätere Wahlkönigtum aus verschiedenen Dynastien trug zum Verfall des Reiches wesentlich bei. — Daß die — noch bei Georgs V. Antritt vermehrte — Ohnmacht der englischen Monarchie an der Dynastie Hannover-Koburg persönlich lag, machen die paar Jahre wahrscheinlich, in denen ein geschickter Weltmann auf dem Throne auf die auswärtige Politik einen nur zu verhängnisvollen Einfluß gewann. Das Verhältnis des Kabinetts zur Krone nennt Tönnies eine Unwahrheit: aber auch in jedem anderen Großstaat ist vom Regieren des Monarchen, und wenn er ein Arbeitsriese wäre, ein gut Teil Fiktion. Ebenso stimmt zwar zur Verfassung, widerspricht aber dem Leben, daß es statt einer deutschen Reichsregierung nur verbündete Regierungen gebe. — Gegenüber deutscher Staatssouveränität mit einer Monarchie kraft eigenen Rechts weist Tönnies darauf hin, wie in England das Unterhaus allein allmählich Souverän wird. Daß aber der Deutsche jene Hemmung der Machtvereinheitlichung, die aus dem Bundescharakter des Reiches entspringt, als organischen oder praktischen Vorzug liebe, scheint mir zuviel verlangt; mancher möchte den Bundesrat zum Staatensenat umgebildet und die Zuständigkeit des Einzelstaats beschränkt sehen auf Lokalverwaltung weitesten Sinnes samt Kulturaufgaben, worin eigener Stammesgeist sich ausleben könnte. Einstweilen aber stimmt es nicht, wenn Tönnies sagt, der Gliedstaat verhalte sich zum Reiche wie der Selbstverwaltungskörper zum Staatszentrum. Zum kleinsten Teile aus dem Sonderdasein der einstigen Volksstämme, zum weitaus größten aus feudalen und dynastischen Ursachen rührt Deutschlands Zersplitterung her. Walliser und Schotten bildeten Volk und Staat, bevor es ein Großbritannien gab; die Königreiche in Deutschland sind dagegen ohne völkischen Grund weit später als das einstige Deutsche Reich aus dessen Teilen gebildet worden. Dennoch trifft es schwerlich allgemein zu, daß jene beiden ihr Britentum erst hinter dem Sonderstammgefühl empfinden, oder der Bayer das Deutschenbewußtsein stets voranstelle. Ein Streben Englands zum Bundesstaat nach deutscher Entsprechung hin würde eine Verselbständigung etwa von Wessex oder Northumbrien bedeuten: niemand träumt davon. Mit Recht bemerkt freilich Tönnies, daß der Name, vielleicht sogar der klare Begriff, für die britische Staatsnation fehlt; allein das Einheitsbewußtsein von England mit

Wales, Schottland und Ulster gegenüber dem britischen Imperium in Politik, Wirtschaft und Überlieferung lebt kraftvoll genug. Daß der Dissident Englands zur Beherrschung der Nebenländer sich der anglikanischen Kirche willig bediente, gilt wenigstens nicht allgemein. — Die Iren haben materiell Schlimmeres als die Polen erduldet, aber nicht den Verlust einer Staatsnationalität mit einer noch in der Neuzeit ruhmvollen Überlieferung; man darf also den Vergleich nicht ganz, so wie Tönnies tut, zugunsten Preußens ziehen; auch vergißt er den Polen-Aufstand von 1848.

Daß der britische Abgeordnete mehr seinen Lokalkreis als das ganze Volk vertrete, was früher zutraf, stimmt wohl nicht überall; und auch unser Abgeordneter muß oft genug örtliche Wünsche der Wähler verfechten. — Jetzt sind nicht mehr alle britischen Minister Parlamentarier, und von den Peers werden einige, allerdings nur durch Genossen, gewählt. — Ein preußischer Minister kann Mitglied des Herren- oder Abgeordnetenhauses sein. — Die Parteigänger des Oberhauses riefen ein Referendum an, um sein Veto nicht zum bloß aufschiebenden herabgedrückt zu sehen: die Aussicht auf augenblicklichen Vorteil ließ da die Systemwidrigkeit außer acht. Beim Vergleich mit dem Herrenhause verdient Erwähnung, daß doch auch im Oberhause, neben geborenen Peers, Richter, höchste Beamte im Ruhestande und unter den mit einem Bistum belohnten Geistlichen Spitzen der philosophisch-historischen Wissenschaft sitzen. — Für die Kriegstreiberei trägt die Oligarchie sowohl wie die Handelseifersucht nur teilweise die Verantwortung, die ich zumeist vielmehr dem Imperialismus zuweise. Auch in England macht wesentlich der engste Ministerrat, und nicht das Unterhaus, die auswärtige Politik, wie das von der Geheimdiplomatie erfordert wird.

Weil England unser grimmster Feind ist und unser gefährlichster Nebenbuhler bleibt, gilt es seine den meisten 1914 unglaubliche äußere und innere Kraftentfaltung möglichst zu verstehen, so unendlich vieles auch, wie an jeder geschichtlichen Erscheinung, unerklärlich scheint. Um den Staat aber zu begreifen, bedarf es ein Bild der politischen Volksseele. Nur einzelne Züge davon zeichnet Tönnies, und sie weichen, wie bei zwei verschiedenen Beschauern nie ausbleiben wird, von meinem Bilde teilweise erheblich ab. Ein solches kann immer nur einen Typus, d. h. nicht jeden Einzelnen in jedem Zuge und vielleicht keinen in allen Zügen, treffen, noch auch die überragenden Genien umschließen. — Der Engländer erscheint mir willenskräftig, zielbewußt, kaltblütig und zäh, von klarem, folgerichtigem, aber nicht scharf kritischem oder tief schürfendem oder großartig systematischem Denken, ohne Phantasieschwung oder leichte Beweglichkeit, von starker und ehrfürchtiger Empfindung für überlieferte Zucht und Moral samt Wahrheits- und Vertragstreue, für gesellschaftliche Ordnung und staatliches Recht. Er fühlt sich gekränkt auch durch Unrecht, das Dritten geschieht, und neigt durch stolzes Bewußtsein von solchem Gefühl dazu, sich als Moralrichter der Welt aufzuspielen, ja sogar, dank seiner Kirchlichkeit, mit dem Wahne göttlicher Berufung. Ungerechte Gewalt bemäntelt er gern mit Heuchelphrasen. Den Landesfeind behandelt er bis zu dessen Überwindung als Geächteten: ihm zollt er nicht Wahrheit oder Treue. — Er mißtraut jeder Änderung des Bestehenden zugunsten der Theoreme oder unabsehbarer Neuerung; er haßt eine unvolkstümliche oder gar geheime Regierung und wehrt sich gegen noch so wohlgemeinten Eingriff ins Alltagsleben von oben her. — Er ist tapfer und mutig, auch im moralischen Widerstande gegen den gesellschaftlich oder amtlich Höherstehenden, eifersüchtig auf persönliche und britische Ehre und Unabhängigkeit, strebensfreudig und, wenn fürs Vaterland vorteilhaft, kampfesfroh, sonst selbstbeherrscht und der Segnungen des Friedens bewußt. — Er rühmt, daß sein Volk und Staat von der Freiheit die höchste Idee und weiteste Ver-

wirklichung besitzen und hält demgemäß Britannien für von Gott bestimmt, den Erdball in Politik und Kultur samt Sprache zu führen, wenn nicht überall zu beherrschen. Jeden Weißen anderer Rasse, der sich anglisiert und eine Art von Monotheismus äußerlich bekennt, nimmt er rückhaltlos auf; Fremde aber schätzt er sich weder gleich noch ein Eindringen in ihre Volksseele der Mühe wert; einer Farbigen sich geschlechtlich zu verbinden, entwürdigt. — Das Ringen um irdische Güter übt und schätzt der Brite gern, teilweise um der Arbeit selbst willen; als Folge des Besitzes achtet er weniger den Lebensgenuß als persönliche Freiheit und gesellschaftliche Macht, und er kennt die Pflichten des Reichtums wohl. Dem Unterworfenen oder Abhängigen schenkt er, in den Grenzen eigenen Vorteils und Herrscherwillens, menschliche Fürsorge und Selbständigkeit, er stützt Anspruch und Grundsätze der Imperiumspolitik auf langgewohntes Regieren von weiten Ländern und zahlreichen Menschen. Erwachsene Weiße läßt er, da sie ihren Vorteil selbst kennen, ihr eigen Leben führen, sofern sie Staat und Gesellschaft nicht stören; den Staat als Erzieher kennt er nicht. — Vom Widerspruch zwischen dem Sonntagsgebet und dem Alltagsgeschäft fühlt er sich nicht bedrückt. Zumeist glaubt er ein Christentum überlieferter (nicht philosophisch modernisierter) Form, kennt und verehrt die Bibel, auch das Alte Testament; er schätzt auch als Unverheirateter Keuschheit hoch und verbirgt ängstlich die geschlechtliche Unmoral, die auch Literatur und Theater verpönen; er freut sich ehelichen Kindersegens, dessen gewollte Beschränkung als Sünde gilt, stolz und bisweilen der Rasseausdehnung bewußt froh. — Eine Religion jenseits des kirchlichen Bekenntnisses ahnt er kaum und hält er jedenfalls abseits des völkischen und staatlichen Lebens, während unter uns bereits viele vom ersten leisen Hauche einer deutschen, die Weltanschauung samt dem Staat umschließenden Religion sich umweht empfinden. In diesem Sinne stimme ich zum Schlusse Tönnies bei, daß 'der Staat das Wesen der Kirche als menschliche und Volksgemeinschaft erneuert'.

Berlin. F. Liebermann.

J. Haas, Französische Syntax. Halle a. S., Niemeyer, 1916. XV, 513 S.

Das nach den 'Grundlagen zur französischen Syntax' mit Spannung erwartete Werk liegt vor, und es muß von vornherein gesagt werden, daß es durch die überlegene Bezwingung des gewaltigen Stoffes, durch die Klarheit der Erklärungen und historischen Entwicklungsreihen, endlich durch die Reichhaltigkeit der wertvollen Beispielsammlung aus allen Zeiten der Sprache die Erwartung bei weitem übertrifft und sich den Werken würdig einreiht, ohne die keiner, der sich für die französische Sprache interessiert, fürder arbeiten kann.

Ein einleitendes Kapitel gibt uns zunächst Aufschluß, was der Verfasser unter Syntax versteht, worin er den Unterschied zwischen Syntax und Stilistik erblickt ('Stilistik die Lehre des Sprachgebrauchs und der Sprachkunst, Syntax die Lehre der durch Verständlichkeit und Sprachgebrauch begrenzten Sprachmöglichkeit': § 3), über den 'musikalischen' und den 'dynamischen Akzent' u. a. Grundlegend für den weiteren Aufbau des Werkes ist der Leitsatz: 'Es entsprechen die Gruppen von Wörtern, die zu einem Satztakt vereinigt sind, Gruppen von Vorstellungen, deren Gruppierung die Folge der logisch-begrifflichen Zusammengehörigkeit ist' (§ 9). Er nennt das 'syntaktische Komposition'. Ferner grundlegend für das Folgende sind seine Ausführungen über den Dualismus des Satzes, der sich in der Neben-

einanderstellung von 'Gegenstands- und Merkmalsvorstellungen' darstellt und zu dem Dualismus von Subjekt und Prädikat führt. Unter 'Satz' versteht Haas jedoch nicht nur nach der üblichen Definition ein Gebilde mit einem Verbum finitum, sondern er unterscheidet und behandelt nacheinander: a) Ungegliederte Nominalsätze wie: *Dont estes vos? De Grece. — Oui. — Ruse grossière! — Merchi au roi Ihesu. — Le temps de faire un bout de toilette et je suis à toi. — Penser qu'il pourrait partir sans nous dire adieu*, sowie überhaupt die Infinitive (vgl. Anm. 1, S. 151). b) Ungegliederte Verbalsätze: unpersönliche Verben wie *il fait chaud*, usw., sowie Kompositionen wie *nécessité sera, point n'est question* u. a. c) Gegliederte Nominalsätze wie *Moi heureux? — Nouveau prince, nouvelle loi. — Impossible de se rendormir.* d) Gegliederte Verbalsätze, d. h. die üblichen Sätze mit Subjekt und konjugiertem Verb als Prädikat. Die letzteren nehmen natürlich und mit Recht den bei weitem umfangreichsten Teil des Buches ein und geben bei der Besprechung von Subjekt, Prädikat, Objekt usw. Gelegenheit zur Erörterung der verschiedenartigsten syntaktischen Erscheinungen. Die Einteilung des ganzen Buches nach diesen Gesichtspunkten hat ihre Bedenken, insofern Zusammengehöriges sich oft getrennt behandelt findet (z. B. der Infinitiv ohne Präposition § 152, mit Präposition § 407 ff.).

Im allgemeinen sei von vornherein bemerkt, daß der Verfasser vielfach auf eigenem Standpunkt steht und verschiedentlich von der sanktionierten Toblerschen Auffassung abweicht, ohne daß dies als Tadel angemerkt werden soll. Seine Gesamtauffassung wie seine Einzelauffassungen bringen das oft mit sich. Und wer will gerade bei schwierigen syntaktischen Problemen immer streng urteilen, auf welcher Seite das Recht liegt? Ein starres Festhalten selbst an den genialsten Errungenschaften syntaktischer Forschung wäre nie im Sinne unseres großen Altmeisters gewesen. Ferner sei hervorgehoben, in welch wohltuender und feinstes Sprachgefühl verratender Weise selbst bei einem solchen Buche streng historischer Sprachforschung, das alle Erscheinungen vom ältesten Altfranzösisch bis auf den heutigen Tag verfolgt und belegt, nicht bei der rein historischen Deutung haltgemacht, sondern das jeweilige Sprachempfinden, in dem syntaktische Erscheinungen oft eine ganz andere Rolle spielen, als man ihrem historischen Ursprung nach urteilen möchte, Berücksichtigung gefunden hat. Ein paar bunt herausgegriffene Beispiele dafür. So gelten ihm ursprünglich gegliederte Sätze wie *force est que ..., bien m'en a pris, m'est avis, nécessité sera* usw. (§ 40) für das heutige Französisch als ungegliederte, desgleichen Ausdrücke wie *mention fut faite* (§ 41), weil *faire mention* heute zu einem Ausdruck erstarrt ist. So sieht er Sätze wie *garo* (§ 51), *passe pour le ruban* (§ 52) u. a., die natürlich früher Verbalsätze waren, für die heutige Sprache als Nominalsätze an. So sagt er, daß das Sprachempfinden in *mout de chevaliers, beaucoup de chevaliers*, selbst in *bien des chevaliers* das Nomen *chevaliers* nicht mehr als Attribut zu *mout, beaucoup, bien* auffaßt, sondern *chevaliers* als Gegenstandsvorstellung, zu der *mout, beaucoup, bien* Merkmalsvorstellungen sind (§ 204, 205); so faßt er in *il feroit que sages* (§ 215) das *que* nicht mehr als Relativ, sondern als Vergleichspartikel; so wird *ce qui* und *celui qui* (§ 237) für die heutige Sprache als ein einziges Pronomen aufgefaßt; so wird das Pronominaladverb *en* schon für das 12. Jahrhundert als richtiges 'direktes Objekt' angesprochen (§ 244), desgleichen das Adverb *dont* für das 12. Jahrhundert als 'Relativpronomen' (§ 271). U. a. m.

Groß endlich ist die Anzahl mustergültiger Einzelabhandlungen, die in einer in sich abgeschlossenen Weise eine grammatische Erscheinung in ihrem gesamten Werdegang liebevoll verfolgen, eingehend belegen und sie fein-

sinnig nachfühlend zu deuten sowie ihren Werdegang zu begründen suchen. Man vergleiche die Abschnitte über *a (por) poi que* (§ 33), *presque* (§ 34), *voici* und *voilà* (§ 55—59), das er übrigens nicht mit Tobler als ursprüngliche Frageform, sondern, wie meist üblich, als Imperativ deutet, über *il y a* (§ 90—92), *il faut* (§ 93), wo freilich die Erklärung von *il le faut* sehr kühn erscheint, *faire laisser* usw. mit Infinitiv (§ 165), den Teilungsartikel (§ 174 ff.), artikellose Kompositionen wie *à cheval* (§ 210), Artikel bei *tout* (§ 217), *ce qui, celui qui* (§ 237), die dreifache Art der 'Analysierung der Doppelfunktion des Relativs' (1. *des gens, des quelx j'en ay veu plusieurs.* 2. *Prendés le quel que vos vaurés.* 3. *Nus hom n'i passe, qu'il ne soit desrobés*; § 275) u. m.

Im einzelnen sei bemerkt: hinsichtlich der Einwirkung des Affektes auf die Sprachgestaltung und die Scheidung von verstandesmäßiger und affektivischer Sprache stellt er sich in bewußten und ausgesprochenen Gegensatz zu Gröber u. a. Er leugnet den Einfluß nicht, sträubt sich nur gegen die Möglichkeit einer Scheidung beider Redeweisen (S. 25). Nicht ersichtlich ist, warum er bei *C'est doulz mestiers? — De quoy? — D'amer* (§ 30) nicht an *c'est une honte que de mentir* erinnert. Bezüglich des *de* in solchen Sätzen steht er übrigens seinen ganzen Anschauungen entsprechend und im Gegensatz zu denen, die auch für die heutige Sprache nur die Deutung rein historischer Sprachforschung kennen, auf dem Standpunkt, daß es für die heutige Sprache als bedeutungslose Partikel anzusehen ist; so faßt er in Sätzen wie *quel plaisir que de flâner* (§ 44) und *impossible de se rendormir* (§ 46) *quel plaisir* und *impossible* als Prädikat und *de flâner* und *de se rendormis* als Subjekt auf. Man vergleiche über dieses *de* besonders die interessanten Ausführungen S. 103—108, wo er sich allerdings ganz auf antitoblerschen Standpunkt stellt. Ob es außerdem ratsam ist, das eben erwähnte *c'est doulz mestiers — De quoy? — D'amer* mit *pas de quoi?* zusammenzubringen (§ 30) und ferner *pas de quoi?* als ungegliederten Satz und dagegen *quoi de nouveau* als gegliederten Satz (§ 45) zu bezeichnen? —

In dem Abschnitt über den gegliederten Verbalsatz hören wir auch etwas von grammatischem und logischem Subjekt. Grammatisches Subjekt ist nach Haas das Subjekt, insofern 'eine Beziehung morphologischer Art zwischen ihm und dem Prädikat besteht' (§ 64), daher auch das sogenannte grammatische Subjekt *il*. Das logische Subjekt ist das Sinnsubjekt. Das, was der Meinung des Sprechenden nach Kernpunkt der Aussage ist, wird psychologisches Prädikat, der Gegenstand der Aussage psychologisches Subjekt genannt. Grammatisches, logisches und psychologisches Subjekt, desgleichen logisches (grammatisches) und psychologisches Prädikat fallen nicht immer zusammen (z. B. *une lettre est arrivée* : *lettre* = grammatisches, logisches und psychologisches Subjekt; *il est arrivée une lettre* : *il* = grammatisches Subjekt, *une lettre* = logisches Subjekt, *il est arrivé* = psychologisches Subjekt; *une lettre* = psychologisches Prädikat [§ 65 f.]). Ebenso zerlegt er Sätze wie *c'est un grand trésor que la santé* (§ 67), wo *ce* grammatisches Subjekt, *la santé* logisches Subjekt ist. Er geht darin so weit, daß er überall, wo bei invertiertem Subjekt eine Partizipialflexion des vorangehenden Verbs unterbleibt, auch wenn ein eigentliches grammatisches Subjekt nicht zum Ausdruck gebracht ist (*Par des dames est avenu L'aventure dont li lais fu*: § 67), er von einem grammatischen und einem logischen Subjekt spricht.

In dem Kapitel über das Subjekt interessieren die Untersuchungen über das Alter des Personalpronomens als Subjekt (S. 87 f.), sowie besonders die über den Unterschied von *il est* ... und *c'est* ... (§ 80 ff.). Fraglich erscheint, ob er recht hat, daß Wendungen wie *c'est probable que tu viendras* ('statt *il est* ...': § 81) 'auf Übertragung' beruhen sollen,

wenn man bedenkt, daß gerade in der volkstümlichen und in der Umgangssprache heute Wendungen mit *c'est* ganz besonders beliebt sind. Es ist wohl dabei der Umstand wirksam, daß in dieser Sprache der Affekt stärker wirkt als in der ruhig reflektierenden und analysierenden Buchsprache und daher eine affektvolle Vorwegnahme des Subjekts, der dann eine nachträglich notwendig erscheinende Erläuterung folgt, häufiger auftritt. Auch in der modernen Sprache sind *il est probable que tu viendras* und *c'est probable que tu viendras* entschieden nicht dasselbe. Im ersten Fall wird ruhig entwickelt: *il est probable*, und nun folgt, was wahrscheinlich ist; im anderen Fall erscheint dies bereits als bekannt vorschwebend, und der eigentliche Satz heißt nur *c'est probable*, worauf nachträglich zur Verdeutlichung die Berichtigung hinzugefügt wird: 'nämlich *que tu viendras*'. Einen ähnlichen Unterschied gibt der Verfasser selbst auf S. 94 und S. 99 an.

Bei der Behandlung der unpersönlichen Verben ist es interessant, daß der Verfasser auch Wendungen wie *N'est mervoille se je faz duel* und *Ce n'avint onques Que fame tel forfeit feïst* (§ 81) als unpersönlich auffaßt.

Die unpersönlichen Ausdrücke teilt er ein in eigentliche, die ungegliederte Sätze sind, wie *il pleut, tans est de couchier*, und uneigentliche, die gegliederte Verbalsätze sind, bei denen von einem in neutraler Form erscheinenden Subjekt etwas ausgesagt wird: *mais encore une fois, c'est un enfant* (§ 80 und 83).

Das Kapitel 'Prädikat' stellt das Objekt als mit dem Verb eine mehr oder minder enge Komposition bildend dar. Der Verfasser spricht ferner auch von einer 'Kopula' und von 'Hilfsverben'. Interessant sind die Ausführungen über die Entstehung und den Werdegang der zusammengesetzten Zeiten. Bemerkenswert ist, daß er in *ils allaient ainsi conversant* (§ 120) das *conversant* als Partizip und nicht wie oft als Gerundium anspricht. Aus § 334 freilich geht hervor, daß er das natürlich nur für das heutige Sprachempfinden, nicht aber hinsichtlich des historischen Ursprungs tut.

Das Kapitel 'Objekt' zeigt eingehend, wie nahe verwandt oft 'Prädikatsnomen' und 'Objekt' sind. Er zeigt das u. a. an Beispielen wie *elle fait la sourde, il sent quelque peu le fagot* (§ 152), wo das Objekt einem Prädikatsnomen sehr nahe kommt. Er zeigt ferner, wie eng Ausdrücke wie *trouver moyen, faire des progrès* (§ 94) verschmolzen sind. Bedenken wir nun endlich folgendes: In Sätzen wie *le chien court vite* und *le chien est une bête* nennt man einmal das Prädikat *court*, das andere Mal *est une bête*, und zwar angeblich deswegen, weil *courir* einen selbständigen Begriff bildet, *être* dagegen nicht, sondern *est* mit *une bête* eng zusammengehört. Ist nun aber in Sätzen wie *Il a un chien* oder *Il fait des progrès* usw. der Sachverhalt etwa so, daß *avoir* oder *faire* ohne das Objekt irgendeinen Sinn ergäben? Hängt *avoir un chien* und *faire des progrès* weniger eng zusammen als *être une bête*? Warum entschließt man sich da nicht einfach, nur eine einzige Sorte von (grammatischem) Prädikat anzuerkennen, d. h. das Verb, ganz gleich, ob es einen selbständigen Begriff bildet oder nicht, und auf die sogenannte Kopula (§ 142) ganz zu verzichten? Um so mehr, als es zwischen der Selbständigkeit des Verbs in *le chien meurt* und der Unselbständigkeit in *le chien est une bête* oder *j'ai un chien* unendlich viele Nuancen von Abstufungen gibt. Das 'Prädikatsnomen' ist ein Satzteil, der genau auf derselben Stufe steht wie das Objekt, und es käme nur darauf an, einen Namen dafür zu finden. Der Verfasser zeigt uns ferner (§ 157 ff.), wie nahe verwandt auch oft Objekte mit adverbialen Bestimmungen sind. Als bedeutsam aus diesem Kapitel hervorgehoben sei noch, daß er das Reflexivpronomen der nur reflexiv gebrauchten Verben nicht als Objekt, sondern als 'mit dem Verbum syntaktisch komponiert' ansieht (§ 161).

Das nächste Kapitel, 'Die Determination', bringt die Lehre von den Artikeln. Das Kapitel erscheint weniger gelungen als die anderen. Man vgl. Fredenhagen. Haas unterscheidet einen 'individuellen unbestimmten Artikel' (un, une) und einen 'generellen unbestimmten Artikel' (Teilungsartikel). Hervorzuheben ist der lehrreiche und interessante Abschnitt über das Alter der verschiedenen Artikel (§ 174 und 197), ferner sei als auf etwas Bedeutsames darauf hingewiesen, daß der Artikel nach Haas zur bedeutungslosen Partikel herabsinken kann (§ 191). Zur Erklärung des bloßen *de* vor Substantiv mit vorangehendem Adjektiv geht er auf Beispiele wie *Suz ciel n'ad homme plus en ait de meillors* zurück, von denen der Gebrauch herstammen soll. Ob das das Zutreffende ist? Ebenso bedürften die Untersuchungen über den Artikel bei der Anrede (*Que dictes vous, la belle?* [§ 178]) sowie vor Ländernamen (§ 185) noch der Klärung. In § 194 spricht der Verfasser von der schwankenden Verwendung des bestimmten Artikels vor Abstrakten und Allgemeinbegriffen. Das Schwanken im Gebrauch, sowohl innerhalb des Altfranzösischen wie zwischen Altfranzösisch und Neufranzösisch soll nicht bestritten werden. Die Beispiele aber, die dieses Schwanken beweisen sollen, sind sehr verschiedener und zum Teil nicht beweiskräftiger Art. Von den 13 Beispielen, die keinen Artikel aufweisen, sind allein 9 solche, wo es sich nicht um den bestimmten, sondern den Teilungsartikel handeln würde, der in der Tat auch nfr. oft stehen müßte (vgl. *Mallour reclaiment que il ait d'aus pité. — au vavasor cui Deus doint et joie et enor. — mout avrai joie* usw.). In den 4 anderen Fällen handelt es sich in einem wohl um eine der altfr. und neufr. üblichen Verbindungen von Verb + artikellosem Objekt (*Coment dame Heleine eüst pais et pardon envers son seignor*); in einem anderen um den besonderen Fall eines substantivierten Adjektivs (*Ne croiras pàs que voir en die*); in dem dritten um eine Art Prädikatsnomen, wo altfr. und neufr. der Artikel auch sonst fehlen darf (*et dictes que blanc signifie foy et bleu fermeté*). Nur in einem einzigen Beispiel haben wir ein Abstraktum ohne Artikel, wo neufr. der bei dem Abstrakt übliche Artikel stehen müßte (*N'est pas merveille s'il ont de mort peor*); und da könnte altfr. unter Umständen noch das *de* an dem Fehlen des Artikels mit schuld sein. Fraglich erscheint auch die Erklärung, nach der der Ausgangspunkt für den Artikel vor Abstrakten solche Fälle sein sollen, wo das Abstrakt infolge einer Determination den Artikel erhalten mußte (*De la douleur qu'ele ot fu pale et esplorée*). Ebenfalls um Beispiele ganz verschiedener Art handelt es sich in § 195. Haben wir es z. B. in *Plus fine et fresche ... Que la rose quant ele est nee* wohl mit einem Gattungsnamen in allgemeinem Sinne zu tun, so braucht das bei *Lors li a on le vin plain un pot aporté* nicht der Fall zu sein; hier kann es sich für den Sprechenden um 'den' bestimmten herbeigebrachten Wein handeln; ähnlich in anderen Beispielen. Auch *omelette au lard* und *tasse à café* sind wohl nicht gleicher oder auch nur ähnlicher Natur. — Daß der Teilungsartikel vor Zahlbegriffen wie *pour vous demander des cinq ou six cents pistoles — il avait parcouru déjà plusieurs rues, escaladé des cinq étages* immer 'eine affektivische Bezeichnung für eine ungewöhnlich groß scheinende Summe oder Menge' sein soll, will mir auch nicht einleuchten. Sollte man nicht, um an das erwähnte Beispiel anzuknüpfen (wenn ich es auch im Augenblick nicht belegen kann), z. B. von einem schon alt und schwach gewordenen armen Arzt, der nur noch mit Mühe seine Patienten aufsuchen und sehr hohe Treppen überhaupt nicht mehr erklimmen kann, sagen können: *il ne pouvait plus escalader que des deux étages?* Nur das wiederholte Auftreten gleicher Mengen soll der Teilungsartikel bezeichnen. — Sehr interessant und lehrreich ist, wie er nachweist, daß das artikellose Substantiv in Kompositionen aufhört, eine eigentliche

Gegenstandsvorstellung darzustellen, d. h. also, aufhört, substantivischen Charakter zu haben (§ 197 ff.). — Zweifelhaft wieder erscheint, daß die Artikellosigkeit nach *de* in Ausdrücken wie *D'or et d'argent trossez trente somiers* (§ 198) auf 'historischen Gründen' beruhe, d. h. daß dies Verbindungen seien, die schon zu einer Zeit Kompositionen bildeten, ehe 'die mit *de* zusammengesetzten Artikel gebräuchlich' waren. Das könnte man allenfalls von Verbindungen wie *assez de ..., trop de ..., tant de ...* usw. annehmen, aber wohl schwer von freieren Wendungen wie *charger de ..., orner de ..., rêtir de ...* usw., zu denen doch ständig Neubildungen treten könnten, die man dann sämtlich als Analogiebildungen deuten müßte. Warum bleibt der Verfasser nicht bei seiner Erklärung, daß hier das Substantiv eben infolge der Komposition seinen substantivischen Charakter verloren hat? Man denke an deutsche Wendungen wie 'freudvoll, kornbeladen' usw., die den Charakter solcher Erscheinungen klarmachen. Zuweilen waren bei der Setzung des Artikels auch sicher euphonische Rücksichten tätig. Man denke an das neufr. *en l'air*; so könnte auch das altfr. *de l'eve* (§ 198) zu erklären sein. — Sehr wertvoll ist wieder, wie er nachweist (§ 204), daß die Konstruktion nach *bien* 'sehr viel' durchaus nicht so einfach ist, wie sie nach den üblichen Schuldeutungen (*j'ai bien des amis* = 'ich habe wohl — Freunde') erscheint, daß die Konstruktion nach *bien* oft gewechselt hat, und daß *bien* jedenfalls schon sehr früh mit dem betreffenden Substantiv und dem Teilungsartikel zu einer regelrechten Mengeangabe verschmolzen ist. Sehr lehrreich und wertvoll ist auch der § 205, der den schwankenden Entwicklungsgang des Teilungsartikels zeigt. — § 209 stellt auch Haas die mehrfach geäußerte Behauptung auf, daß Wendungen wie *prêter serment, avoir faim* usw., bei denen er ganz richtig die Artikellosigkeit aus dem Charakter der festen Komposition und daher der Abschwächung des Substantivwesens erklärt, als eine Art erstarkter Wendungen anzusehen sind. Ebenso wie bei den im nächsten Paragraphen besprochenen präpositionalen Kompositionen wie *à cheval* usw. finden doch täglich Neukompositionen statt (vgl. *en chemin de fer, en automobile*). Warum soll man die alle als Analogiebildungen und nicht aus dem erwähnten Wesen des artikellosen Substantivs heraus erklären? Jedenfalls ist für diese Erklärung äußerst bezeichnend, daß, während sonst die Setzung des Artikels im Neufranzösischen dem Altfranzösischen gegenüber zugenommen hat, die Zahl solcher artikelloser Kompositionen nach der heutigen Zeit zu im Gegenteil im Wachsen begriffen ist, wie aus den Beispielen des § 210 deutlich hervorgeht. — In § 212, wo der Artikel beim Prädikatsnomen besprochen wird, vermißt man eine deutende Scheidung der Fälle mit und ohne Artikel, um so mehr, als eine solche Scheidung nach des Verfassers Auseinandersetzungen über die Apposition (§ 210) selbstverständlich ist. — Die Beispiele (§ 215) dafür, daß nach *ne ... que* ein artikelloses Substantiv folgt, ebenso wie nach vergleichendem *que*, sind nicht beweisend, da ohne *ne ... que* auch der Artikel fehlen könnte (*vous n'estes que racaille*; ebenso würde es heißen: *vous estes racaille*). — Das nächste Kapitel 'Das Korrelat der Gegenstandsvorstellung' gibt wenig zu erwähnen. Es wird darin behandelt: das Substantiv, das substantivierte Adjektiv usw., der Infinitiv als Substantiv (die paar Beispiele, § 230, wo altfr. der Infinitiv mit *à* Subjekts- oder Objektsfunktion haben soll, verdienen genauere Prüfung, beweisender sind die Beispiele in § 410, 1b), substantivische Komposita wie *affaire* (§ 232), die substantivischen Pronomina sämtlicher Arten. Als Fälle, wo im Altfranzösischen eine 'den Relativsatz regierende Präposition ausbleibt' (§ 237), werden Beispiele angeführt wie: *car peine perdue seroit qui des meilleures choisiroit* u. a. Darunter gehört also nicht *Qui fait ce qu'il puet, on ne li doit rien demander.* Hier handelt es sich um die absolute Herausstellung eines Satzteiles, von dem

etwas ausgesagt werden soll, wie es auch neufr. ganz gewöhnlich ist: *le pauvre enfant, on ne lui donne rien,* und der angeführte Satz gäbe auch einwandfreies Neufranzösisch. — Daß die heute unbetonten und nur noch mit dem Verb verbundenen Personalpronomina altfranzösisch noch selbständig vorkamen (§ 242), ist nicht verwunderlich; wohl aber hätte das dort erwähnte Beispiel *Et j'aussi* aus den Miracles de Nostre Dame wohl eine besondere Deutung verdient. — § 250 ist das prädikative Personalpronomen (*Je le suis*) besprochen. Lassen sich aus dem eigentlichen Altfranzösisch keine Beispiele nachweisen? Es wäre sehr interessant, gerade diese Erscheinung mit dem obliquen Kasus statt eines Nominativ historisch recht weit zurückzuverfolgen. — Das folgende Kapitel behandelt die adjektivischen Pronomina, das nächste das adjektivische Korrelat im allgemeinen: das nachgestellte Adjektiv faßt er als nahezu gleichwertig dem prädikativen auf (§ 292 ff.). In der Bezeichnung 'Prädikatsnomen' geht er entschieden zu weit, wenn er z. B. auch *où, d'où* in *où il est, d'où il est* (§ 294), die Angabe des Besitzers in Beispielen wie *tout est a moy* (ibd.) so bezeichnet. Zweifelhaft scheint daher auch die Deutung von *je ne fus pas longtemps sans voir arriver au galop l'ami Germain* (§ 294), wo er *sans voir arriver* als 'Prädikatsnomen' und *longtemps* als 'Bestimmung zum Prädikat' (d. h. nach seiner Auffassung nicht zu der sogenannten 'Kopula', sondern zum ganzen 'Prädikat') bezeichnet. Ausgezeichnet sind die Abschnitte über Wendungen wie *que de nouveau, rien de nouveau* (§ 306 ff.), wo er *que de nouveau* nicht mehr als *quid novi* empfunden auffaßt, sondern *de* nur als bedeutungslose Partikel ansieht, die zu *que* die Merkmalsbestimmung *nouveau* fügt. So findet er eine sehr feine und endlich gänzlich zwanglose Erklärung der vielbesprochenen Wendungen wie *Il y aurait bien des poissons de cuits* (§ 307), *en voila des idées* (§ 307a), *un crime de plus* (§ 307b), entschieden ein großer Fortschritt. — *Le quel* hätte wohl ausführlicher behandelt werden können. Kapitel 14 handelt über die Apposition, Kapitel 15 über das Partizip, woraus besonders die Abschnitte über das Partizipium Perfekt hervorgehoben seien. Kapitel 16 bringt den nominalen Nebensatz, d. h. Sätze wie *Je ne sais que faire* u. a. Der Infinitiv findet sich, trotzdem man es nach den einleitenden Kapiteln hätte annehmen können, hier nicht behandelt. Kapitel 17 bringt die adverbiale Bestimmung. Als besonders interessant und gelungen sei auf die Abschnitte über das Adverb in Adjektivform (§ 353 ff.) hingewiesen. Nicht alle diese Formen erklärt er als ursprüngliche Neutra. Neutrum z. B. *dire voir, vestir noir,* aber nicht z. B. *porter suef* usw. — Wie er mit Erklärungen oft sparsam ist, so bleibt *il fait bon faire qch.* (§ 363) unerklärt, dagegen wird *avoir beau faire qch.* (§ 363) historisch wie dem Sprachempfinden nach gedeutet. Interessant und bezeichnend für des Verfassers allgemeinen Standpunkt (vgl. oben) ist es, daß, wenn auch *avoir beau faire* ursprünglich aus den beiden Einheiten *avoir* + *beau faire* bestand, das heutige Sprachempfinden den Ausdruck als die zwei Einheiten *avoir beau* (= vergeblich) + *faire* auffassen soll. — *Il y a* ist für den Autor eine Präposition, ebenso wie *naguères* ein Adverb geworden ist (§ 371). — In Kap. 18 spricht er über die Steigerung. In § 380 wird erwähnt, daß von den lateinischen Komparativformen (*pire, pis* etc.) in alter wie in neuer Zeit häufig die Adverbialform in adjektivischer Verwendung vorkommt. Es wäre sehr interessant, ausführlich historisch belegt zu finden, in welchem Umfang und welchem Entwicklungsgange das geschehen ist. Der § 380 hat nur zwei Beispiele. Noch interessanter wäre es, durch zahlreiche Beispiele Belege zu haben, wie weit im Altfranzösischen *de* neben *que* als Vergleichungspartikel auftrat. Der betr. § 383 enthält nur die Angabe ohne Beispiele und den Verweis auf neufrz. *plus que* und *plus de,* das doch beides eine

ganz verschiedenartige Spracherscheinung darstellt. — Kap. 19 bringt die präpositionalen Bestimmungen und damit die Lehre von den Präpositionen. Von größter Bedeutung und größtem Interesse ist sein Nachweis (§ 391), daß 'die überwiegende Verwendung der Präposition *de* dazu geführt haben dürfte, daß *de* verwendet wurde, auch wenn eine Beziehungsbedeutung zwischen zwei Substantiven nicht zum Ausdruck gebracht wird'. Dadurch findet er eine endlich ganz zwanglose Erklärung für allerlei Fälle wie *la ville de Paris* (§ 391), *deux francs de plus* (ibd.) und vieles andere. Interessant sind auch die Ausführungen über die Übergänge zwischen Adverbien und Präpositionen (§ 399). In dem Kapitel findet sich auch die Lehre von dem Infinitiv mit Präpositionen abgehandelt. Bezeichnend ist hier seine Auffassung, daß 'der Infinitiv häufig durch *de* oder *à* eingeleitet wird, ohne daß man immer von einer Bedeutung (der Präposition) sprechen könnte' (§ 409). — Sehr interessant ist die Zusammenstellung von Verben mit schwankender Konstruktion (*de* oder *à*) im Alt- oder Neufranzösischen. Eine Schlußfolgerung, die aus den zahlreichen Beispielen gezogen werden könnte, aber nicht gezogen ist, ist die, daß im Neufranzösischen der Infinitiv mit *de* gegenüber *à* im Altfranzösischen da zugenommen hat, wo der Infinitiv Objekt ist (*commander, ordonner, oublier, promettre, redouter* altfrz. *à*, neufrz. *de*), dagegen der Infinitiv mit *à* neufrz. gegenüber *de* im Altfranzösischen vielfach da eingetreten ist, wo ein präpositionales Verhältnis mit *à* näher liegt (*être, s'apprêter, condamner, tendre* altfrz. vielfach *de*, neufrz. *à*). Das würde dann allerdings dafür sprechen, daß zwar *de* zur vollkommen bedeutungslosen Partikel herabgesunken ist, die nur zur Verbindung dient, *à* dagegen seine selbständige Bedeutung mehr bewahrt hat.

Es folgen nun die entschieden hervorragendsten Kapitel: Kap. 20 über die konjunktionalen Bestimmungen (Konjunktionen), 21: Tempora, 22: Modi. — Kap. 20 bringt u. a. eine zwanglose Erklärung von *que ... ne* 'ohne daß', *pour* (+ Adj.) ... *que* 'wie sehr auch' u. m. Die Subjekt- und Objektsätze mit *que* unterscheiden sich von anderen Nebensätzen (Temporal-, Kausal- usw.) dadurch, daß die Konjunktion 'keine Beziehungsvorstellung zum Ausdruck der Subordination' bringt (§ 421). Ließe sich nicht daraus irgendein einheitlicher Terminus für die ihrem Wesen nach gleichartigen Subjekt- und Objektsätze finden, der besser ist als der zuweilen gebrauchte, wenig zutreffende Terminus 'Substantivsätze'? — Bezeichnend wieder für seine Auffassung ist, daß er Sätze wie *malheur qu'il soit déjà mort* 'Hauptsätze' nennt (dem heutigen Empfinden nach natürlich!). — Aus dem ausgezeichneten und einwandfreien Kapitel 21 über die Tempora sei nur hervorgehoben, daß er das Imperfekt des Futurums nur in der indirekten Rede als Tempus ansieht, sonst aber als Modusform betrachtet. Umgekehrt (§ 451) sind das Futur zur Bezeichnung einer ungewissen Aussage und das Imperfekt im Konditionalsatz nach *si* Modusformen, sonst aber stets Tempusformen. — Besonders klar und durchsichtig ist auch die Lehre vom Konjunktiv (Kap. 22). Er teilt den Konjunktiv nach zwei Gesichtspunkten ein: 1. Fälle, in denen der Konjunktiv logisch berechtigt ist (Wunsch, Einräumung, nach negierenden Ausdrücken usw.); 2. Fälle, in denen er logisch nicht berechtigt erscheint (nach Ausdrücken des Affekts, nach *concevoir, comprendre,* nach Superlativen im Relativsatze). Mit den Konzessivsätzen, die zu Fall 1 gehören, wird er dabei so fertig, daß er sagt: 'Die Irrealitätsvorstellung ist entweder dadurch bedingt, daß der Grad einer ausgesagten Eigenschaft in beliebiger Weise zugegeben wird und darum für den Sprechenden unwirklich erscheint (*qui quel tiengne a folie,* § 460), oder aber dadurch, daß er, obwohl dem Sprechenden als wirklich bekannt, trotzdem, weil nebensächlich, für den Tatbestand des negierenden Satzes als

nicht in Betracht kommend vorgestellt und ausgesagt wird (*quoique, bien que* usw.): § 460. — Anderer Meinung kann man sein hinsichtlich der Deutung des Konjunktivs nach Ausdrücken des Affekts, wo er den Konjunktiv so erklärt, daß 'der Lustaffekt die Vorstellung des Wunsches auslöse, daß der Tatbestand sein möge, der Unlustaffekt, daß der Tatbestand nicht sein möge'. Wenn das der Fall wäre, so wäre es mindestens sehr merkwürdig, warum nicht einmal im Laufe der Sprachentwicklung man dazu gekommn ist, nach Unlustgefühlen dem Konjunktivsatz ein *ne* beizufügen, wie es nach *craindre, empêcher* usw. geläufig ist; dann hätte man sicher einmal gesagt: *je me fâche qu'il ne soit venu.* Das ist meines Wissens nie geschehen; denn die vereinzelten Fälle von *ne* nach *ne pas être étonné* (Plattner IV 119) erklären sich in ähnlicher Weise wie die Beispiele mit *ne* nach *ne pas douter.* Näher liegt die Deutung, daß der Konjunktiv die subjektive Auffassung zum Ausdruck bringen soll. Daß der Verfasser dies nicht als Erklärung beigebracht hat, ist um so verwunderlicher, als er den Konjunktiv im Relativsatze nach Superlativen gleich darauf als subjektive Äußerung erklärt.

Gezwungen erscheint die Erklärung des Konjunktivs nach *comprendre* (*ce front de femme aimée, qui souvent m'avait fait comprendre que Caligula tranchât la tête à sa maîtresse*); der 'Tatbestand' soll, 'weil unmöglich oder unwahrscheinlich, also außerhalb des Erwarteten liegend, als nicht wirklich erscheinen'. Das trifft wohl für das einzige zitierte Beispiel zu, aber durchaus nicht immer; vgl. die Beispiele bei Oetkin, Modus des Objektsatzes im Französischen, Diss. Göttingen 1911, S. 132—133. Auch hier, wie in allen den drei Fällen 'nicht logischen' Konjunktivs, haben wir es wohl mit subjektiver Äußerung zu tun. — Über Kap. 23, 'Negation', ist nichts weiter zu sagen, ebenso über Kap. 24, 'Koordination', das die koordinierenden Konjunktionen behandelt, und wo in § 489 interessante Übergänge von Adverbien zu Konjunktionen besprochen werden. — In dem 25. Kapitel, 'Direkte Fragesätze', findet sich § 508 der Vermerk: 'In nfrz. Zeit ist in den Fragesätzen mit Fragewort gegenüber den anderen (d. h. ohne solches) ein Unterschied, nämlich daß ein substantivisches Subjekt auch nach dem Verbum stehen kann, was altfrz. und mfrz. in allen Fragesätzen der Fall sein kann.' Altfrz. und neufrz. besteht doch aber insofern ein großer Unterschied, als Sätze mit einfacher Inversion des substantivischen Subjekts, wie sie § 501 fürs Altfrz. zitiert werden (*Est Orenge si riche? — Est li chevaliers si vilains que … — Est la viande preste? — Vous sembloit le repos meillur?*), doch neufrz. auch mit Fragewort in dieser Form unmöglich wären (etwa: *Depuis quand est Orange si riche?*'). Das Subjekt kann nur ans Ende des Nebensatzes (nicht einfache Nachstellung hinter das Verb!) treten, wenn es psychologisches Prädikat ist. Die Wortstellung *Est Orenge si riche?* stellt also eine Ausdrucksform dar, die neufrz. gänzlich verschwunden ist.

Weniger geglückt erscheint endlich das letzte Kapitel über die Wortstellung. Daß die neufrz. Wortstellung nach *peut-être, aussi, à peine* usw. einfach mit der altfrz. Inversion nach Adverbien usw. (*or as tu trop duré*) zusammengebracht wird (§ 511), genügt nicht, da sich daraus die Fragestellung (*aussi le roi dit-il*) noch nicht erklärt. Gerade für diese Wörter wäre es äußerst interessant gewesen, recht zahlreiche historische Belege zu finden, um den Werdegang dieser Erscheinung verfolgen zu können. — Ebenso kann man die Inversionen *Quand est arrivé ton père?* und *Quand est-il arrivé?* nicht ohne weiteres gleichstellen, wie es in § 511 geschieht, da sie psychologisch zwei verschiedenartige Gebilde darstellen. Mit substantivischem Subjekt heißt der einem *Quand est-il arrivé?* psychologisch entsprechende Satz: *Quand ton père est-il arrivé?*). — Die in § 514 angeführte Weisung: 'Wenn das logische Subjekt einer Frage auch psychologisches Subjekt ist, so ist die Stellung zu allen Zeiten der Sprache

Subjekt — Prädikat' dürfte wohl in Widerspruch mit den soeben erwähnten Beispielen aus § 501 stehen; denn wenn auch aus den Zitaten ohne Zusammenhang sich das psychologische Satzverhältnis nicht immer sicher erkennen läßt, so ist doch in dem Beispiel *Est li chevaliers si vilains Que il n'a de nullui merchi?* ganz sicher *si vilains que* ... psychologisches Prädikat und damit *li chevaliers* psychologisches Subjekt, das nach dieser Weisung nicht invertiert werden dürfte.

Der gewissenhafte alphabetische 'Index' könnte zu Nachschlagezwecken noch ausführlicher sein, was besonders wegen der nicht ganz gewöhnlichen Einteilung des Buches von Nutzen wäre. An Druckfehlern ist mir aufgefallen: S. 6, Z. 26 *gibt* statt *gibst* — S. 15, Z. 27 *sondern* st. *sonderu* — S. 22, Z. 28 *d. h.* mit Punkt — S. 36, Z. 37 *de courroux* st. *d ecourroux* — S. 67, S. 24 Punkt nach *'Infinitiv'* — S. 68, Z. 33 Das Beispiel *nouveau prince, nouvelle loy* gehört zu 1, nicht zu 2 — S. 88, Z. 2 *ai* st. *an* — S. 91, Z. 2 *quoique* st. *guoique* — S. 156, Z. 25 *cent* st. *ccnt* — S. 218, Z. 4 *furent* st. *fnrent* — S. 230, Z. 31 *finden* st. *fiinden* — S. 235, Z. 16 Komma vor *'vielleicht'* — S. 235 ff. stimmt die Paragraphenbezeichnung nicht (§ 237 und 238 sind doppelt) — S. 248, Z. 13 *appeler* st. *apppeler* — S. 264, Z. 14 *lesquelles* st. *lesquellles* — S. 265, Z. 12 *ceux* st. *ceuss* — S. 268, Z. 28 *un* st. *ue* — S. 268, Z. 33 *des* st. *de* — S. 275, Z. 40 *faßt* st. *fast* — S. 290, Z. 30 *et* st. *ct* — S. 326 Kapitelüberschrift XVII st. VII — S. 343, Z. 18 Klammer hinter *'usw.'* fehlt — S. 352, Z. 10 *häufig* st. häüfig — S. 401, Z. 1 fehlt *'das Beispiel'* hinter *'und'* — S. 469, Z. 19 *Nachstellung* st. *Voranstellung* — S. 471, Z. 11 dgl. — S. 473, Z. 2 und 4 *dernier* st. *dernir* — S. 478, Z. 22 *Voranstellung* st. *Nachstellung*.

Berlin-Wilmersdorf. Fritz Strohmeyer.

Strempel, Alexander, Giraut de Salinhac, ein provenzalischer Trobador. Rostocker Dissertation 1916.

Dem jungen Romanisten, der im Schützengraben unter dem Feuer der russischen Batterien von Gostawy die Korrektur der von ihm herausgegebenen provenzalischen Gedichte gelesen hat, an die sein Lehrer Zenker dann die letzte Hand gelegt, wird dankbare Anerkennung um so lieber gezollt werden, als die Schrift den Anforderungen, die man billigerweise an eine Erstlingsarbeit stellen darf, entspricht und dartut, daß der Verfasser über eine gute Kenntnis des Provenzalischen und der einschlägigen Literatur verfügt und sich in seinen Urteilen einer vorsichtigen Zurückhaltung befleißigt. So wird man dem, was er über die Attribution und den Wert der Gedichte sagt, zustimmen dürfen. Ob man aber guttut, den Namen, je nach der Heimat des ihn führenden Trobadors, bald *Giraut*, bald *Guiraut* zu schreiben, scheint mir nicht ausgemacht; wie soll man denn verfahren, falls die Heimat des Dichters unbekannt ist, wie in der S. 29 erwähnten Tenzone mit Uc de S. Circ? Und gewiß verdient S. keine Zustimmung, wenn er S. 25, unter Hinweis auf Zenkers Arbeit über die prov. Tenzone, behauptet, daß für Gedicht Nr. 2 'Tenzone' die allein richtige Bezeichnung sein könne, während doch der Dichter selbst das Gedicht *partimen* nennt. Zu dem von Übersetzung und Anmerkungen, die allerdings den Anfänger mehrfach zu deutlich verraten, begleiteten Text möchte ich folgendes bemerken:

I, 6 *E 'smirles montadors Voill eu, e pro de renda Am que mel'e despenda, Qu'enaissi m'er honors.* *Am*, das er 'ich liebe' übersetzt, hat L. dem Text in Rochegudes Gloss. occit. entnommen; die Hss. haben *an* und *au*. Es ist *an* zu bewahren = *am* = *ab*.

I, 10 ff. *Bos levrers volvedors, Liamers fresadors Voill e los venadors E chins de sers odors.* Schreibe *leurers* und ändere *bos* statt *los*. Die

letzte Zeile übersetzt S. 'Hunde mit der Witterung der Hirsche'. Das scheint mir unmöglich. Hs. D hat *de sers edors*; lies *de sers e d'ors*.

I, 20. *Palafres ambladors, Beus e p l a n s portadors.* Alle drei Hss. haben *plan*, das zu bewahren ist; nicht 'sanfte Träger', sondern 'die sanft tragen'.

I, 27 ff. Ich glaube nicht, daß die von Zenker in der Anmerkung gegebene Erklärung genügt. Etwas sicher Überzeugendes vermag ich leider auch nicht vorzuschlagen. Ist etwa V. 31 in Parenthese zu setzen und V. 32 *Qui·s voill'a mi s'atenda* zu lesen? Aber wie wäre dann *se atendre* zu verstehen? Dürfte man 'sich messen' zulassen?

I, 36. Nach der Anmerkung soll *se defendre* hier 'sich auflehnen, revoltieren' bedeuten, aber S. 24 wird 'Widerstand leisten', in der Übersetzung 'sich verteidigen' gedeutet. Die Angabe der Anmerkung ist abzulehnen.

I, 37. *Los livres.* Schreibe *liures.* — Die in der Anmerkung vorgeschlagene Interpungierung und Deutung scheint mir die bessere.

I, 40 ff. *Res no·m faill mas amors. O genser, c u i port benda! Voilla c'a mi se renda, Si tot s'es caps e flors De totas las gensors. — De mi merces v o s prenda!* Statt *O* haben Da K *Oi*, statt *cui* alle Hss. *qui*. Sicher ist *qui* zu bewahren; 'die Schönste, die eine Binde trägt', und nicht 'deren Binde ich trage'. *O* oder *oi* als Interjektion befriedigt mich nicht; kor. *La?* Subjekt von *voilla* wäre *amors*, und nach *benda* wäre nicht zu interpungieren. — Das *vos* in der letzten Zeile ist doch recht auffällig; kor. *li?*

II, 4. Zu *gara·us* = *garatz vos* wäre eine Anmerkung angezeigt gewesen.

II, 6, 21 und 35. *Cor.* Der von der Mehrzahl der Hss. gebotene Nomin. *cors* 'das Herz' war beizubehalten.

II, 16. Lies *dreitz* mit den Hss. A und a³.

II, 18 ff. *Car cel non es ges bons ad ops d'amia Que, qan la ve, es d'amoros estatge, E pois de lieis no·il soven nuoich ni dia.* Übersetzung 'Denn dies ist gar nicht zum Vorteil der Geliebten, daß einer ...'. Nein. sondern 'Derjenige ist nicht gut geeignet für eine Geliebte, der ...', d. h. derjenige ist kein wahrer Liebhaber oder fördert die Liebe nicht, der ...

II, 21—22. *Per que lo cors manten mout mieils joven Qe ve de loing, e·l oill pres solamen.* Wegen der Bedeutung der ersten Zeile vgl. V. 5. *Que* bezieht sich nicht auf *joven*, wie die Übersetzung annimmt, sondern auf *cors*. Oder ist es 'denn' zu deuten?

II, 26. Statt *per* ist das von Hs. A überlieferte *pelz* aufzunehmen.

II, 37. Die in den Text gesetzte Lesart dürfte schwerlich genügen. Es wird die von den Hss. T f a³ gebotene, der auch Gaston Paris in seiner in der Anmerkung mitgeteilten Übersetzung folgt, aufzunehmen sein.

II, 39. *E ses los huoills pot lo cor francamen Amar c e l l a q'anc non vic a presen, Si cum Jaufres Rudels fetz de s'amia.* So nur Hs. f; Hs. T *celi*, Hss. A Da a³ *celui*. Nach der Anmerkung verlangt der vorletzte Vers *cella* statt *celui*. Das scheint mir nicht richtig. Das in den beiden ersten Zeilen Gesagte bezieht sich auf alle Verhältnisse, auch auf die Liebe einer Frau zu einem Mann. Ich meine also, daß *celui* in den Text zu setzen ist.

II, 42. *Si·l huoill mi son salvatge De ma dompna, j a · l c o r p r o n o m ' e n s i a.* Übersetzung 'wird mir ihr Herz nimmermehr zugetan sein'. Aber wie sollte der prov. Text das bedeuten können? Varianten: *Ja lo cor prop nom sia* a³, *Ja mais ab leys nulha res pro nom sia.* Ich sehe nicht, wie zu lesen und zu deuten ist.

II, 52. *Lo milhor tenc per bon que qu'ela·n dya* kann doch nicht bedeuten 'was auch immer sie für das Beste erklären mag, das (werde) ich für gut halte(n)'. Auch hier weiß ich leider keinen Rat.

II, 56. Lies mit a³ *cals razos.*

III, 15. Man darf doch nicht sagen, daß *fau* des Reimes wegen für *fauc* stehe, und ebensowenig darf man in bezug auf *di* neben *dic* von einem 'analogen Abfall des *c*' sprechen.

III, 20. *Francha, de bella paria, Gen parlan, de belh solatz La trobaretz quascun dia. Francha* wird 'edel' übersetzt; es ist hier doch 'freundlich, gütig'.

III, 42. *Enojar* ist doch nicht 'betrüben'.

III, 43. Die Anmerkung, die von einer Auslassung der Präposition spricht, verstehe ich nicht.

IV, 16. Was soll hier *empero* 'dennoch'?

IV, 19. *E s' a u t r e p r o n o · m t e, No·m tengua dan, S'ieu vos die ma clamor.* Übersetzung 'und wenn anderes mir nichts nützt, möchte es mir nicht schaden, wenn ...'. Nein, sondern 'wenn es mir auch nichts nützt, so möge es mir doch nicht schaden'. Es handelt sich hier um die bekannte Verwendung von pleonastischem *autre.*

IV, 25. *Nom tenguan dan ab vos ... lauzengier, cuy Dieus d e m a l a s t r e* (:*se*). Hs. R liest *don malastre*; dann liegt Akzentverschiebung vor wie z. B. in *vostré.* Hs. C hat *de malestre*; schreibe *de mal estre* (= 3. Präs. Konj. von *estrenar*).

IV, 45—47. *Bell'amia, de vos puese d i r e l v e r Que de fin pretz ... Creisetz tot jorn ..., Car hom non pot far meills son benestan.* Kann *dir el ver* 'in Wahrheit sagen' bedeuten? Soll man *dire·l ver* schreiben 'die Wahrheit, das was wahr ist, sagen'? Besser ist wohl, mit Hs. C *en ver* zu lesen. — *Faire son benestan* heißt nicht 'Wohlanständigkeit pflegen', sondern 'das tun, was einem wohl ansteht'.

1, 5. *Jogaire* heißt in der Stelle, die in der Anmerkung angeführt wird, gewiß nicht 'Schauspieler'.

1, 14. *Que pert me* bleibt mir unklar.

1, 18. *Mas i pres.* Kor. *M'a si pres.*

1, 26. *Et ieu am la m i e l s e may No fes Piramus Tibe. Miels* ist hier doch wohl eher 'mehr, in höherem Grade' als 'besser'.

1, 29. Weder Text noch Übersetzung genügen. Die Lesart von Hs. C ist gut verständlich, steht aber allein. Ich sehe nicht, wie der Text herzustellen sein mag.

1, 36 ff. *Et er grans desmezuransa, Si·m faitz mal, pus no·m defen: Qu'eu non t r a e a u t r e g u i r e n, Mas f r a n x e fis vos serai Miels qu'eu mezeis dir no sai. Traire guiren* kann hier doch nicht 'Bürgschaft leisten' bedeuten. Auch kann *franx* hier nicht 'edel' sein; etwa 'aufrichtig ergeben'.

2, 7. *E quan eugei penre mon jauzimen, P r e s s o r d e y o r e mi mes eu soan.* Übersetzung 'empfing ich das Schlechteste'; nein, sondern 'wählte sie einen Schlechteren'.

2, 11. *Amistat.* Nicht 'Freundschaft', sondern 'Liebe'.

2, 25. Schreibe *si tot* statt *sitot* und kor. *s'amistat* statt *l'amistat.* — Intransit. *malmenar* 'schlecht handeln' ist nicht zulässig; es ist mit der Hs. *no·s malme* zu lesen.

2, 27. *Quez ieu l'am tant bialmen, so·l eove*; Übersetzung 'daß ich sie so treu liebe, das kommt ihr zu'. Es wird *co·l* oder *co·s* zu ändern sein.

3, 17. Daß stets *acoindansa* zu lesen sei, wie nach der Anmerkung Salverda de Grave gezeigt haben soll, ist ein Irrtum.

3, 30. Wozu die Anmerkung?

E m i l L e v y (†).

Heinrich Stiefel, Die italienische Tenzone des XIII. Jahrhunderts und ihr Verhältnis zur provenzalischen Tenzone. Halle, Niemeyer, 1914. XIV, 152 S. 8⁰. (Romanistische Arbeiten, herausgegeben von Carl Voretzsch, V.)

An dieser Arbeit kann man trotz mancher Mängel eine ehrliche Freude haben. Das Thema ist so wichtig, so anziehend, daß man sich wieder und

wieder fragt, warum es nicht früher behandelt wurde. Und der Verfasser war der rechte Mann, den kleinen Schatz zu heben; denn überall zeigt er Sachkenntnis, Verständnis für größere Zusammenhänge und eine natürliche Frische und Gewandtheit der Darstellung. So ist es ihm gelungen, eine Geschichte der italienischen Tenzone des XIII. Jahrhunderts zu schreiben, die im einzelnen gewiß Ergänzungen und Berichtigungen verträgt, als Ganzes aber nicht bald veralten wird, und er hat sich zum mindesten redlich bemüht, für die Entwicklung der Gattung einen deutlichen, wenn auch nicht sonderlich festen Zusammenhang mit der provenzalischen Tenzone nachzuweisen. Auch die Eigenart der einzelnen Persönlichkeiten und die Bedeutung ihrer ansprechenden oder abstoßenden, selten gleichgültigen Leistungen tritt ziemlich scharf hervor. Bedauerlich ist nur, daß er auf die Analysen der Gedichte nicht noch mehr Sorgfalt verwandt hat, und daß manche durchaus nicht den Anforderungen genügen, die man an den Bearbeiter eines solchen Stoffes stellen muß.

Die sizilianische Schule hat nur zwei 'wirkliche' Tenzonen hervorgebracht. Die eine besteht aus 5 (oder nur 4?) Sonetten, die der Abt von Tivoli und der Notar Giacomo da Lentino miteinander wechseln, und behandelt die Frage nach der Göttlichkeit Amores.[1] In der anderen Tenzone treten Jacopo Mostacci, Pier della Vigna und wieder Giacomo da Lentino mit je einem Sonett auf und erörtern ernsthaft und trocken das Wesen der Liebe. Stiefel findet S. 36 an dem Gedicht eine Ähnlichkeit mit dem Partimen, es fehlt aber das ausschlaggebende Moment der Auswahl, da schon Jacopo Mostacci einen Standpunkt hat und die anderen um den ihrigen befragt. Sonst haben wir es immer mit einer fingierten Tenzone zu tun, und zwar einem Gespräch zwischen der Dame und dem Dichter und Liebhaber, also einem Contrasto. Die Gattung ist in Italien so reich vertreten, daß man sie national genannt hat. Der Verfasser hält es für ausgemacht, daß sie aus der provenzalischen Dichtung entlehnt sei, wenn auch nicht in dem Sinne, daß die Italiener die wenigen Tenzonen der Troubadours, die ihren Contrasti entsprechen, nachgeahmt hätten; vielmehr hätten sie selbständig den Stoff der Kanzone in die Form der Tenzone gekleidet, Kanzone und Tenzone aber seien ja beide provenzalischen Ursprungs. Das ist scharf gedacht und elegant formuliert; nur übersieht er, daß in den Contrasti noch anderes steckt als 'Kanzonenstoff'. Z. B. in dem Kaiser Friedrichs II. (Monaci, Crest. S. 72), den er ganz falsch auffaßt. 'Er läßt die Dame ihrem Buhlen sagen, er möge sie verlassen' (S. 23). Das ist nicht gerade herauszulesen aus ihren Worten: *Dolze meo drudo, e vatène; Meo sire, a dio t'acomando,* [so ist natürlich bei Monaci schon aus syntaktischen Gründen zu interpungieren und nicht Semikolon hinter *dio* zu setzen] *Che ti diparti da mene, Ed io tapina rimanno.* Und weiter: 'Im übrigen ist der Liebhaber mit dem Entschluß der Dame sofort einverstanden. Nach seinem eigenen Willen glaubt er nicht handeln zu dürfen. Er meint vielmehr, daß es sich für ihn gezieme, derjenigen (!) zu gehorchen, die ihn in der Gewalt habe.' Und dabei steht ausdrücklich da: *Dolcie mia donna, lo gire Nonn è per mia volontate; Ché mi convene ubidire Quelli che m'à'n potestate.* Er scheidet, weil sein Herr ihn ruft, und die Geliebte muß sich

[1] E. Monaci, Crestomazia italiana dei primi secoli, Città di Castello 1912, S. 60. Mir ist keineswegs sicher, daß das letzte Sonett noch zu der Tenzone gehört. Vielleicht leitet es eine neue Tenzone ein. Es steht nur in einer von den beiden Hss., und unmittelbar darauf folgen anonym zwei Sonette (Le antiche rime volgari secondo la lezione del codice vaticano 3793 pubblicate per cura di A. D'Ancona e D. Comparetti, vol. IV, Bologna 1886, S. 6 ff.), von denen mindestens das letzte die Antwort des Notars vorstellen muß.

fügen. So betrachtet, wirkt der Contrasto keineswegs als ein rein höfisches Produkt. Wenig oder gar nicht unter fremdem Einfluß stehen die *Giema laziosa* des Ciacco dell'Anguillaja[1] und besonders die ganz eigenartige *Rosa fresca aulentisima* des Cielo d'Alcamo.

Daß die toskanische Schule noch mehr als die sizilianische die Troubadours nachgeahmt hat, ist bekannt, und so nimmt es nicht wunder, auch die Zahl der Tenzonen nach provenzalischer Art anschwellen zu sehen. Für einen regeren Austausch von Meinungen und Wünschen, von Lob und Spott waren jetzt auch in den äußeren Verhältnissen, in dem bewegten Parteileben der Kommunen, die Voraussetzungen gegeben, wie in der wachsenden Zahl, Bildung und Gewandtheit der Dichter. Zunächst fallen die poetischen Korrespondenzen von Guittone d'Arezzo und seiner Schule auf; in ihnen sieht Stiefel S. 149 den Gipfel in der Entwicklung der italienischen Tenzone. Manche behandeln literarische Dinge, z. B. der Sonettenwechsel zwischen Guido Guinicelli und Guittone, dem Schüler und dem Meister, der Angriff des Bonagiunta Orbiciani aus Lucca und Guido Guinicellis treffliche Verteidigung der neuen, noch dunklen Art. Bloße Zänkereien zwischen zwei Poeten sind nicht selten, doch kommen leicht dabei Gegensätze der Weltanschauung zum Ausdruck. So in der Tenzone zwischen dem Giudice Ubertino di Giovanni del Bianco d'Arezzo und dem in den Orden eingetretenen Guittone. Sie ist im einzelnen schwer verständlich, aber als Ganzes ziemlich klar: Ubertino macht sich über Guittones Mönchtum lustig, Guittone verteidigt sich würdig.[2] Auch die zwischen Orlanduccio Orafo und Ser Cione Notajo würde Stiefel wohl unter die persönlichen gestellt haben, wenn er sie nicht gänzlich mißverstanden hätte. Aus dem Sonett, das er abdruckt (S. 49), geht doch deutlich hervor, daß Orlanduccio Orafo dem Gegner vorwirft, in der Not lasse er den alten Freund im Stich. Bemerkenswert und zum Vergleich mit provenzalischen Vorbildern willkommen sind naturgemäß solche Gedichte, in denen die Liebe der Gegenstand des Streites ist oder wenigstens über sie Erfahrungen und Ratschläge zwischen den Männern ausgetauscht werden. Dabei werden die Contrasti, das Erbe der Sizilianer, bewahrt; nur büßen sie mehr und mehr von ihrer ursprünglichen Frische ein und passen sich der konventionellen Manier an,[3] werden spitz-

[1] Auch bei dieser (Monaci, Crest. S. 273) hat Stiefel manches mißverstanden. Der Dichter fürchtet, vor Liebe zu sterben; die *villanella* antwortet ihm kühl, in dem Falle werde sie Messen für ihn bestellen. Darauf bittet er sie, es lieber nicht so weit kommen zu lassen: *O villanella adorna, fa sì ch'io nom perisca: Che l'ommo mortto non torna per fare poi cantare messa*, d. h. 'handle so, daß ich nicht umkomme; denn der Tote kehrt nicht zurück, weil man nachher eine Messe lesen läßt'. Nach Stiefel S. 25 soll es freilich bedeuten: 'Das Messebeten (!) weist jener aber von sich. Diese Zeremonie erscheine ihm nicht nötig. Ein Mann, der plötzlich [wo steht das?] sterbe, ohne die Messe zu hören, kehre auch nicht zurück, um das Versäumte nachzuholen.'

[2] Monaci, Crest. S. 192. Stiefels Deutungsversuche sind nicht gerade glücklich (S. 41). Er übersetzt den Anfang: 'Wenn dein Name (nämlich Guittone = der Unsaubere) sich nach deinen Taten richtet [umgekehrt: wenn dem Namen die Tat folgen soll], Bruder Guittone, dann ist dein Leben das richtige. Wenn dein Name zu wissen bedeutet, wie ein Verrückter zu leben hat [vielmehr: wenn es Weisheit ist, das Leben eines Verrückten zu führen], auch dann ist deine Lage [dein Stand] noch eine gute.' Usw.

[3] Das gilt nun nicht von den beiden Gedichten des Compagnetto da Prato (Monaci, Crest. S. 94), die wegen ihrer volkstümlichen Motive unbedingt hier, wenn nicht früher, hätten besprochen werden sollen. — Das reizvolle anonyme Gedicht von dem Sperber (Monaci, Crest. S. 288), das so auffallend

findig oder grob (beides schon bei Guittone). Es finden sich Zwiegespräche zwischen Amante und Amore wie bei den Provenzalen, und auch die äußere Form der *coblas tensonadas* ist deutlich nachgeahmt, besonders bei Ser Jacopo da Leona.[1] Wirklich neu für Italien, aber unzweifelhaft von den Provenzalen beeinflußt sind die Partimens. Wenige von ihnen stellen eine Frage aus der Kasuistik der Liebe, und bloß sie will Stiefel als echte Partimens gelten lassen, was mir zu weit geht. Chiaro Davanzati und Pacino di Ser Filippo Angiolieri (D'Ancona e Comparetti IV 367 ff., s. S. 95 ff.) streiten über die Göttlichkeit Amores wie einst der Abt von Tivoli und 'der Notar', nur länger und breiter, höflich und schwächlich; ähnliche, aber auch ganz fernliegende Fragen werden behandelt, z. B. das Verhältnis von Leib und Seele.[2] Wenn Pacino im vorletzten Sonett dem Gegner sagt: *Partire volglio ormai di questo gioco, Poi ch'io v'ò detto assai del mio parere; Enteso s'agio da voi*[3] *il vostro volere, La verità rimangnasi im su' loco,* so klingt, wie sonst auch, eine gewisse Gleichgültigkeit heraus. Gelegentlich tritt die Frage ganz zurück, ist nur ein Vorwand für gegenseitig gespendete Schmeicheleien; ein Anonymus geht so weit, dem Bonagiunta Orbiciani aus Lucca zu sagen: *Di ciausire motti Folchetto tu' pari Nom fu nè Piero Vidale nè l buono Dismondo.*[4]

Unter den Tenzonen der 'Übergangszeit' erfreuen die des Chiaro Davanzati durch einen eigenen, frischen Ton. Wichtiger noch sind die jetzt einsetzenden politischen Korrespondenzen florentinischer Bürger, Richter und Notare, die Stiefel, nicht mit Unrecht, den provenzalischen Sirventesen vergleicht. Monte Andrea tritt, als Konradins Ankunft bevorsteht, in erbittertem Federkrieg für Karl von Anjou ein; in einer schier endlosen Reihe gekünstelter Sonette[5] kämpft er gegen fünf Gegner, von denen sich Lambertuccio Frescobaldi als der ausdauerndste erweist.

Die Tenzone des *dolce stil nuovo* bespricht Stiefel ziemlich kurz. Die

---

an des Kürenbergers Lied von dem Falken erinnert, ist S. 70 nicht ganz in seinem pikanten Nebensinn verstanden. Wo sagt übrigens die Dame: 'Jetzt aber, wo ich dich fliegen gelehrt habe, bist du meinen Krallen (!!) entwichen und entflohen wie das flüchtige Meer'? Soll das eine Übertragung sein von *Or se' salito sicome lo mare, Ed à'rotti li geti e sc' fugito*?

[1] Da diese Fälle S. 77 anscheinend mit dem Anspruch auf Vollständigkeit aufgezählt werden, so möchte ich noch an die späteren *coblas tensonadas* des Cecco Angiolieri aus Siena erinnern.

[2] S. 99 ist das Sonett des Meo Abracciavacca nicht ganz verstanden. Bei der Frage *Per chè poi pene pate, ed è schernita* handelt es sich um Strafen und Verurteilung der Seele im Jenseits.

[3] So ist zu lesen, und nicht *E'ntes'ò, sagio, da voi,* was kaum einen befriedigenden Sinn gibt.

[4] Monaci, Crest. S. 308. Bei Stiefel S. 82 übersetzt: 'Nach Art Folchettis, deines Freundes, zu dichten, lag aber niemals in dem Wesen Peire Vidals noch des guten Dismondo.' So richtig das an sich gewiß wäre, so steht doch nur da: 'Im Wortewählen [prov. *de motz chausir*] war Folquet [de Marseilla] nicht deinesgleichen noch Peire Vidal noch der gute Dismondo.' Über diesen guten, aber unbekannten Dichter s. eine Vermutung von G. Bertoni, I Trovatori d'Italia S. 132.

[5] Gleich im ersten Sonett des Monte Andrea (Monaci, Crest. S. 263) ist Karl selbst *que' c' à l gilglio ne l'azuro campo,* 'der die Lilie im blauen Felde führt' (ganz mißverstanden S. 111). Wer mit ihm kämpft, meint sein Anhänger, wird doch unterliegen, und wenn er mehr Gold hätte, als Wasser im Po ist. Wiedergegeben: 'Ein goldenes Gefäß möge ihn mit mehr Wasser versorgen, als der Po führt.' So verwegene Wünsche muß man doch nicht bei unserem Dichter annehmen.

Tatsachen sind zumeist bekannt, aber das Bekannte erscheint in wirksamer Beleuchtung, indem es im Zusammenhang der Entwicklung der Gattung, gewissermaßen als Abschluß vorgeführt wird. Es ist klar, daß der neue Stil auch der Tenzone sich bemächtigen und sie edlen Zwecken dienstbar machen mußte, aber seltsam berührt es, wenn es auch aus den Zeitverhältnissen erklärlich ist, daß in den Gedichten bedeutender Vertreter und gerade Dantes die persönlichen Streitigkeiten so stark und wild wieder hervorbrechen.

Die letzten Kapitel des Buches handeln von Form und Metrik der italienischen Tenzone und von der Art ihrer Abfassung. Auf die Einzelheiten will ich nicht eingehen; nur möchte ich eine Tatsache erwähnen, die der Verfasser zwar keineswegs übersehen, aber nach ihrer entscheidenden Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte nicht gewürdigt hat, den formalen Unterschied zwischen der provenzalischen und der italienischen Tenzone. In jener wechseln Rede und Gegenrede von Strophe zu Strophe, von Tornada zu Tornada; die Einheit des ganzen Gedichtes bleibt dabei stets erhalten. Diese besteht im allgemeinen aus zwei oder mehr Sonetten, also aus verhältnismäßig abgeschlossenen und selbständigen Stücken, gelegentlich auch aus Balladen. Das provenzalische Verfahren, unzweifelhaft das ältere, haben wir nur in den Contrasti der sizilianischen Schule, in einigen späteren, ebenfalls fingierten Tenzonen, endlich in dem politischen Streitgedicht zwischen Provenzano und Rugieri aus Siena (1262). Wenn ich recht sehe, ist es das einzige Beispiel, daß zwei Dichter wirklich im Rahmen desselben Gedichtes reden. Wie das den Troubadours möglich war, wie deren Tenzonen zustande kamen, bleibt auch für Stiefel ein Problem. Bei den italienischen ist es von vornherein klar, daß sie nicht improvisiert sind, und daß die einzelnen Stücke schriftlich zugestellt wurden, und dafür sind Zeugnisse reichlich vorhanden.

Da Stiefel sich vor allem auf italienischem Gebiet ausweist, so wird man sich nicht wundern, daß er auf provenzalischem nicht ebenso gut zu Hause ist. Eine ganze Anzahl älterer und neuerer Ausgaben kennt er nicht.[1] Ich bedauere das, verdenke es ihm aber nicht; nur mußte er für seine Zwecke z. B. die Ausgabe des Sordel von De Lollis kennen. Von darstellenden Werken fehlt auch manches: nirgends habe ich den Einfluß der 'Origines de la poésie lyrique en France au moyen-âge' gespürt, und dabei hatte Jeanroy ihm nach jeder Richtung viel zu sagen, namentlich auch nach der volkskundlichen, und dessen Ansichten in dem Kapitel 'La poésie française en Italie' verdienten wohl eine Auseinandersetzung. Unter diesen Umständen wäre bei der Skizze der Geschichte der provenzalischen Tenzone eine gewisse Vorsicht am Platz gewesen, auch gegenüber den Jahreszahlen, und die an sich geschickte und kluge Erörterung von Ursprungsfragen, an denen sich schon andere ihre auch ziemlich kräftigen Zähne ausgebissen hatten, fördert nicht viel.[2] Doch das sind am Ende nur Schönheitsfehler. Die Hauptsache ist, daß er sich nach Kräften bemüht hat, die provenzalischen Tenzonen alle heranzuziehen und durchzuarbeiten.[3] Auch

---

[1] Eine Ausgabe, die ihn sicherlich interessiert hätte, lag ihm noch nicht vor: Henry Carstens, Die Tenzonen aus dem Kreise der Trobadors Gui, Eble, Elias und Peire d'Uisel. Königsberger Diss. 1914. Vgl. Schultz-Gora in diesem *Archiv* 133, 258.

[2] Die Behauptung, 'daß die Provenzalen selber sich des Unterschiedes beider Gattungen [Tenzone und Sirventes] nicht so sehr bewußt waren, daß vielmehr erst die Forschung den Unterschied geschaffen hat' (S. 4), ist eine arge Übertreibung.

[3] Die erste Tornada des vielerörterten Sirventeses von Calega Panza ist S. 116 mißverstanden. *Don Enrics* ist nicht ein König von Kastilien, son-

eingehendere Studien würden kaum etwas an dem Ergebnis ändern, daß der provenzalische Einfluß auf die italienische Tenzone unleugbar ist, aber nicht allzu tief geht, und daß direkte Nachahmungen im einzelnen kaum erkennbar sind.

Auf einen Punkt möchte ich noch hinweisen. Stiefel spricht S. 14 und noch mehrfach von einer fingierten Tenzone des Albert (oder besser Albertet) de Sestaro, die in Italien hätte bekannt sein müssen, weil er sich dort bestimmt aufgehalten hat, und sieht in ihr ein Vorbild schon der sizilianischen Contrasti. Dieses anonym überlieferte Gedicht *Dona, [a] vos me coman*, worin ein *amicx*, in den beiden letzten Strophen *marques* genannt, und eine *dona* kurze, spitze Wechselrede halten, ist bei Bartsch, *Grdr.* 16, 10 durch ein bloßes Versehen unter Albert de Sestaro geraten. Die älteren Herausgeber und die späteren Forscher schreiben es dem Albert marques de Malaspina zu, der in einer berühmten Tenzone mit Raimbaut de Vaqueiras streitet, übrigens von ihm stets *Albert marques* angeredet wird. Ein äußerer Anlaß liegt hierzu vor, indem unsere Tenzone in der einzigen Handschrift R f. 24 unmittelbar auf *Ara·m diatz, Raymbaut, si·eus agrada* folgt, aber der Anlaß ist bei der bekannten Unordnung von R noch kein Grund. Bertoni, I Trovatori d'Italia, S. 50 bezweifelt daher stark die Richtigkeit der Attribution und bringt in der Anmerkung 6 eine Vermutung von mir, die ich seit Jahren habe und hier kurz begründen will. Die zierliche Form und die abgehackte, zugespitzte, etwas dunkle Sprache deuten auf einen Epigonen hin: es ist ein weiter Abstand von der kraftvoll fließenden Rede des Malaspina. Ich denke daher an einen anderen Marques, der Marques selbst hieß (Name, nicht Standesbezeichnung), Marques de Canillac.[1] Von ihm hat uns gleichfalls die Handschrift R und nur sie drei Tenzonen erhalten, alle Partimens:[2] eine mit Guiraut Riquier allein *Grdr.* 296, 2, eine mit ihm und Enric II. Grafen von Rodez 248, 75 und eine mit den beiden und Guillem de Mur 226, 1. Zu ihnen würde sich gut die unsere stellen. Derselbe Mann, der sich dort als seiner Dame und seinen Grundsätzen treu, ein wenig eingebildet und steif zeigt, würde hier den hartnäckigen, schließlich belohnten Liebhaber machen. Freilich nehme ich an, was ich auch bei einem anderen Verfasser annehmen würde, daß ihm nur die ersten fünf Strophen gehören, wo er die Dame *amicx* zu sich sagen läßt, und daß er mit ihrem Verse *Amicx, ye·us retenc bayzan* am Ziele seiner Wünsche und seines Gedichts angelangt ist. In den beiden letzten Strophen redet sie ihn mit Marques an, wehrt den allzu Stürmischen ab und lacht ihn aus. Ich denke, diese sind wohl als eine Art Parodie von einem anderen Mitgliede des Dichterkreises von Rodez hinzugefügt; darum ist auch hier der Name eingeführt, während er selbst ihn aus besonderer Diskretion verschwiegen hatte. Wie dem auch sei, habe ich ein Recht, ihm das Gedicht (ohne die letzten Strophen — oder mit ihnen) zuzusprechen, so folgt daraus, daß es viel zu jung ist, um schon auf die sizilianische Schule gewirkt zu haben. Ohnehin steht die Vermutung, daß es in Italien bekannt gewesen sei, auf schwachen Füßen, da es nur in einer südfranzösischen Handschrift aus dem 14. Jahrhundert überliefert ist.[3]

Königsberg i. Pr. Alfred Pillet.

---

dern der Infant Don Arrigo, den Stiefel selbst S. 13 als italienischen Dichter erwähnt.

[1] Chabaneau, Hist. gén. de Languedoc[2] X, 366; Anglade, Le troubadour Guiraut Riquier, S. 175.

[2] Ein viertes Partimen, wohl auch mit Guiraut Riquier, stand in R auf dem verlorenen Blatt 73.

[3] Bertoni druckt das Gedicht S. 469 von neuem ab und untersucht S. 159 die Sprache. Er kommt an dieser zweiten Stelle zu dem Ergebnis,

Textes catalans avec leur transcription phonétique, précédés d'un aperçu sur les sons du catalan par J. Arteaga Pereira, ordenats i publicats per Pere Barnils. Biblioteca filològica de l'Institut de la Llengua Catalana V. Barcelona, Institut d'Estudis Catalans, 1915. 84 S. 8°.

Mit der Veröffentlichung der Textes catalans erfüllt das Institut d'Estudis Catalans eine Ehrenpflicht gegenüber einem Manne, der sich viele Jahre hindurch mit anerkennenswertem Eifer dem Studium der katalanischen Phonetik gewidmet hat, der aber selbst die Früchte seiner Arbeit nicht mehr der Öffentlichkeit übergeben konnte. Der 1913 verstorbene Arteaga Pereira wollte ein phonetisches Handbuch des Katalanischen schreiben, das aus zwei Hauptteilen bestehen sollte: einer Darstellung der katalanischen Laute und einer Sammlung von phonetischen Umschriften. Er hat eine vollständige Textsammlung hinterlassen, die ohne Verbesserungen und Ergänzungen von der philologischen Abteilung des Institut d'Estudis Catalans verwertet werden konnte. Der erste Teil der geplanten Arbeit hingegen ist unvollendet geblieben. Der Verweser des von Arteaga Pereira hinterlassenen wissenschaftlichen Gutes, der Leiter des phonetischen Laboratoriums zu Barcelona, Pere Barnils, fand nur vereinzelte Notizen vor, die zu einer Skizze des katalanischen Lautstandes verwertet wurden. Die Struktur des von Arteaga Pereira begonnenen Werkes ist demnach in der vorliegenden Schrift beibehalten worden. Sie enthält eine knappe 'Définition et classification des sons', eine Übersicht über die 'Prononciation du catalan' und schließlich die 'Transcriptions phonétiques'. Der Hauptwert des Buches liegt in diesem letzten Teil. Trotz der Überarbeitung durch Barnils ist in den beiden ersten Abschnitten mancherlei stehengeblieben, was der Verbesserung oder Ergänzung bedarf.

Die Lautbeschreibungen sind sehr kurz gefaßt und werden von jemand, der mit dem katalanischen Lautstand nicht gut vertraut ist, wohl nur mit Mühe verstanden werden. Hinzu kommt, daß die Vergleiche mit fremden Lautsystemen falsche Vorstellungen erwecken.[1] Wir dürfen z. B. cat. [đ] nicht mit kastil. '*d* à la fin du mot (quand il ne devient pas muet)' (p. 15) vergleichen. Bekanntermaßen hat das auslautende kastilische *-d* gar verschiedene Lautwerte, die m. W. nicht alle im Katalanischen begegnen. Auch der Vergleich von [r] 'consonne roulée gingivale (ou dentale) sonore' (p. 14) mit französisch (muß heißen provinzialfranzösisch) *r, rr* ist nicht gut gewählt; ob man *-rr-* in *rorro* usw. mit französisch, etwa südfranzösisch *-rr-* in *nous courrons* gleichsetzen darf, will mir zweifelhaft erscheinen. Die zum Vergleich gebotenen englischen Transkriptionen haben zum Teil ein sonderbares Aussehen: *abound* [əbẹönd] (p. 11), *mouth* [mẹös̥] (p. 11), *sorry* [-i] (?) (p. 12). Einige Lautzeichen sind, soweit ich sehe, in der Einleitung nicht erklärt: der mallorkinische *ŋ̮*-Laut (p. 25); *ţ* (p. 27); *d̦* (p. 27); *r̠* (p. 24). S. 14 und S. 15 wird sowohl unter Nr. 9 wie unter Nr. 14 eine 'consonne glissante gingivale (ou dentale) sonore' mit verschiedenen Lautzeichen beschrieben.

---

es könne wegen zweier Fehler nicht von Alberto Malaspina sein, höchstens aus seiner Jugendzeit stammen, *quando egli non era ancor giunto a quella maestria, che si palesa in più punti della tenzone con Rambaldo.* Der eine, ein nom. sg. *dan* statt *dans,* erklärt sich bei meiner Datierung ganz natürlich als Zeichen des Verfalls der Deklination; der andere ist vielleicht nur eingebildet und Vers 8 schlecht überliefert.

[1] Auf das Gefährliche dieses Verfahrens habe ich an anderer Stelle (Bull. de dialectologie romane VI [1914], p. 100—101) bei Besprechung des Buches von Prof. Geddes, French Pronunciation (New York 1913) hingewiesen.

Doch sind dies vereinzelte Versehen, die angesichts der willkommenen und, wie es scheint, sehr sorgfältig ausgeführten 'Transcriptions phonétiques' zurücktreten. Zwar ist in dem Buche nicht gesagt, wessen Aussprache die Umschriften wiedergeben; doch darf aus eben diesem Stillschweigen wohl geschlossen werden, daß der Phonetiker Arteaga Pereira die Texte nach seiner eigenen (Barcelonaer) Aussprache niedergeschrieben hat. Darauf deutet übrigens auch die überraschende Einheitlichkeit der Transkription.[1] Den Lesestoff bilden Stücke aus der neueren katalanischen Literatur verschiedensten Inhalts: Auszüge aus Dramen, Novellen, ferner Gedichte, Rätsel und auch vereinzelt Abschnitte aus der wissenschaftlichen Literatur. Dem Phonetiker bieten die Texte ein interessantes Beobachtungsmaterial. Die wichtigen Angleichungserscheinungen (Elision und Assimilation) können an vielen Beispielen verfolgt werden. Mancherlei kann den phonetischen Umschriften entnommen werden, worüber wir bisher nicht oder doch nur ungenau unterrichtet waren. Auffällig ist die starke Neigung zur Angleichung auslautender Konsonanten an den Anlautkonsonanten des folgenden Wortes. Zum wenigsten erfolgt eine Sonorisation des auslautenden Konsonanten: *en la cançó obre de bat a bat les portes del cor* (p. 43): đẹ bat ẹ bad łẹs portəz đẹł kor; *vaig dir* (p. 44) bág đí; *vesteix l'arrel caduca* (p. 55) bẹstẹj ł ẽręł ... Zu einem noch weitergehenden artikulatorischen Ausgleich neigt *-s* vor [j-], wie folgende Beispiele lehren: *mes jo li he dit* (p. 45) mẹj jó łi ẹ́ đit; *no temis ja lo que és passat* (p. 46) nọ tẹmij ja ...; *es juny* (p. 54) ẹ́j juŋ. Man wird hier an den Wandel von *sb* > [ƀƀ], *sm* > [mm] im Spanischen von Chile erinnert, auf den L e n z, Phon. Studien, aufmerksam macht. Vollständig ist -s (n a c h K o n s o n a n t vor j-) geschwunden bei *ni els jòcs de paraules* (p. 43) ni ł jógz đẹ pẹraułəs. Mit Recht vermißte T a l l g r e n, Neuph. Mittlg. 1909, p. 223 ff., in S c h ä d e l s *Manual de fonètica catalana* einen Hinweis auf die Angleichung von *-s* an *r-*: 'l's précédant l' *r-* n'affecte-t-il donc point dans le catalan entendu par M. Schädel ce son curieux très dinstinct et du [z] et de l'[s] qui se produit sous ces conditions en castillan (*dos reales* etc.)?' Arteaga Pereira verzeichnet Schwund des *-s* vor *r-*: *per les roques grises* (p. 41) pẹr łẹ r̄okəz grizəs; *en aquestes regions* (p. 41) ẹn ẹkẹstə r̄ẹjionz; *les rondalles* (p. 42) łẹ r̄undałəz; *les antigues regions* (p. 47) łẹz ẹntigə r̄ẹjionz; *els records* (p. 65) ẹł r̄ẹkorz. Ich selbst habe beobachtet, daß ein Katalane aus Barcelona im spanischen Vortrag regelmäßig *-s* vor [r-], auch [l-] schwinden ließ.[2] Die Frage des Schwundes von *-s* vor *r-* verdient im Zusammenhang mit einer Betrachtung der Veränderung im Kastilischen eine genaue Prüfung. *-s* neigt im Katalanischen und besonders im Spanischen zu einer Abschwächung. Diese findet insonderheit vor folgendem stimmhaften Konsonanten statt. In diesem Zusammenhang wäre auch die Reduktion des *-s* vor *r-* zu betrachten. Vgl. zu der Entwicklungstendenz meine *Studien zur Lautgeschichte westspanischer Mundarten,* Hamburg 1914, S. 299—339, insbesondere S. 332 ff. — *-ts* vor stimmhaftem Anlaut des folgenden Wortes wird [d][3] in Nachbarschaft von Konsonanten, [dd] zwischenvokalisch: *he trobat els passeigs arreu fangosos* (p. 44) ... ẹłs pẹsẹjd ẽręu ...; *an els meus sentits admirats* (p. 41) ẹn ẹłz mẹu sẹntidd ẹmmiratt; *tots a l'hora* (p. 60) todd ẹ ł

[1] Diese schon in den von Arteaga Pereira im Maître phonétique herausgegebenen Texten beobachtete Gleichartigkeit der Transkription hat zu prinzipiellen Auseinandersetzungen zwischen S c h ä d e l und T a l l g r e n (Neuphilologische Mitteilungen 1909 und 1910) geführt.

[2] In dem von B a r n i l s seiner Dissertation *Die Mundart von Alacant* (Barcelona 1913) beigegebenen v a l e n c i a n i s c h e n Probetext finde ich leider kein Beispiel für *-s* vor *r-*.

[3] Stimmhafte dentale Affrikata nach Auffassung der Secció filològica de l'Institut d'Estudis Catalans. Vgl. Butlletí de dialectología catalana I, p. 5.

ǫrə; *ets el cel blau, ets l'arbre verd, ets el meu sol* (p. 46) ẹ́dd ẹł seł ƀlau, ẹ́d ł aƀrə bert, ẹḍḍ ẹl mẹu sǫ́ł. — Nachkonsonantisches *r* (*rependre, altre*) wird durchgängig als Reibelaut (consonne glissante gingivale [ou dentale] sonore) wiedergegeben. Entspricht dies der Wirklichkeit? Wird nicht vielmehr oft ein Vibrant (mit einer Schwingung) gesprochen?[1] — Aus den oben angeführten Beispielen ist schon zu ersehen, daß vortoniges *e, a* mit [ẹ], nachtoniges *-e, -a* mit [ə] wiedergegeben wird. [ẹ] wird als 'voyelle mi-linguale neutre ample relâchée', [ə] als 'voyelle mi-linguale neutre moyenne relâchée' bezeichnet. Auch hier scheint eine mit der Wirklichkeit nicht zu vereinbarende Vereinheitlichung vorgenommen zu sein. — Dentales *l* hat Arteaga Pereira in sein Lautsystem nicht aufgenommen; demgemäß findet sich in den Texten nur velarer Lateral. Auch hier fragen wir: Ist nicht unkorrekt verallgemeinert?[2] — Der Wirklichkeit kommt die Wiedergabe des Auslauts in Fällen wie *s'ha amagat* sa-mẹgatt (p. 66), *discret* diskrett im Reim mit *fret* frẹtt (p. 45), *marit* mẹritt im Reim mit *dormit* durmitt (p. 63), *no té bec* nǫ́ tẹ ƀẹkk (p. 77) nahe. Man hat bisher der Tatsache, daß *-t* insbesondere am Ende einer Expirationsgruppe oft einen von wortan- und inlautendem [t] in seiner Dauer recht verschiedener Laut ist, in phonetischen Transkriptionen wenig Rechnung getragen. Wie mir scheinen will, ist der [-tt] vorausgehende Vokal besonders kurz. — Bemerkenswert ist die Wiedergabe von *i* durch [i̯] in dtsch. *Tisch, bitten* (also in Gegensatz zu frz. [i] in *pire* usw.) und *u* durch [u] (in dtsch. *Mutter*, engl. *put* in Gegensatz zu frz. [u] in *amour* usw.). [i] und [u] kommen in den Texten nicht vor. Demnach besäße das Katalanische von Barcelona die uns in dem Romanischen so bekannten Laute [i], [u] nicht?

Die willkürlich herausgegriffenen Beispiele zeigen, daß die aufmerksame Lektüre der Lautumschriften von Arteaga Pereira recht anregend ist. Der Lauthistoriker entdeckt allerlei Probleme entwicklungsgeschichtlicher oder rein phonetischer Art, die noch der Lösung harren. Einige Ansätze zur planmäßigen Bearbeitung der katalanischen Phonetik sind allerdings in den letzten Jahren schon gemacht,[3] doch sehr viel bleibt noch zu tun übrig. Darum ist es zu begrüßen, daß unlängst von dem Institut d'Estudis Catalans zu Barcelona ein Laboratori de Fonetica Experimental geschaffen worden ist, in dem Katalanen und, wie man wohl hoffen darf, nach dem Kriege auch Ausländer experimentell fundierte Untersuchungen anstellen können. Zahlreiche Probleme sind bei der dialektologischen Arbeit im katalanischen Sprachgebiet aufgetaucht, viele andere werden sich noch ergeben. Man darf darum auf die Ergebnisse der Studien in dem jungen Laboratori gespannt sein.

Hamburg. Fritz Krüger.

---

[1] Barnils, der sich auf experimentalphonetische Untersuchungen stützt, spricht 'Revue de phonétique' II, 62 von einer 'faiblesse de la vibrante' bei nachkonsonantischem *r*.

[2] Soweit ich sehe, ist in den katalanischen Lautstudien der letzten Jahre stets [l] neben [ł] festgestellt worden (Barnils, Griera, Krüger, Salow, Schädel), insbesondere von Barnils, R. Ph. II, 59—61 auf die zahlreichen Varianten des Laterals gewiesen worden.

[3] Vgl. z. B. Bull. de dial. rom. II (1910), 1—29; ferner verschiedene Aufsätze in Bolletí del diccionari de la Llengua Catalana VI, VII (auch später?), Revue de Phonétique II (1912), 50—68; III (1913), 268—278 (von Barnils) und in Estudis Romanics (Bibl. filol. de l'Institut de la Llengua Catalana VI), p. 1—28.

Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften.

Neuere Sprachen.

Die neueren Sprachen, hg. von W. Viëtor. XXVI, 1/2. April—Juni 1918 [K. Voßler, Über das Verhältnis von Sprache und Nationalgefühl. — Ph. Aronstein, George Merediths Romankunst I. — H. Schmidt, Beiträge zur französischen Syntax X. — Zum Gedächtnis. A. Rambeau †. Von E. Stengel. M. Krummacher †. Von F. D. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXVI, 3/4. Juli—September 1918 [W. Küchler, Ernest Renans Abkehr vom Glauben. — E. H. Budde, Probleme und Entwicklungsmöglichkeiten des englischen Unterrichts. — W. V., Zum gleichen Thema. — Ph. Aronstein, George Merediths Romankunst II. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXVI, 5/6. Oktober—November 1918 [W. Viëtor †. — M. Lederer, Grillparzer und das Theater. — Ph. Aronstein, George Merediths Romankunst III (Schluß). — H. Meißner, Der 'dramatische Monolog' und Robert Browning. — H. Schmidt, Beiträge zur französischen Syntax XI. — E. Hanisch, Ein Beitrag zum Byronismus Lermontows. — Vermischtes. — Anzeiger].

Romanisch.

Zeitschrift für romanische Philologie, hg. von E. Höpffner. XXXIX, 3. 1918 [W. Meyer-Lübke, Beiträge zur romanischen Laut- und Formenlehre. — F. Settegast, Die Odyssee oder die Sage vom heimkehrenden Gatten als Quelle mittelalterlicher Dichtung. — F. Gennrich, Die Musik als Hilfswissenschaft der romanischen Philologie. — Vermischtes: W. Meyer-Lübke, 1. Prov., kat., span., port. *arrancar* 'ausreißen'; 2. Pikard. *mèšwé* 'Backtrog'; 3. Ital. *ridolo* frz. *ridelle* 'Wagenleiter', ital. *gavio* 'Radfelge'; 4. Delph. *kniví, kneivá* 'kehren'. — Th. Braune, Prov. *grim*, frz. *grime, grimer, grimaud, grimoire*, span., ptg., prov. *grima.* — L. Spitzer, Frz. *charivari.* — Besprechungen]. XXXIX, 4. 1918 [E. Richter, Die künstlerische Stoffgestaltung in Chrestiens 'Ivain'. — W. Meyer-Lübke, Zur Geschichte der Labialen und Palatalen vor *u* der Endung im Französischen. — P. Menge, Poème moral (letzter Teil). — E. Höpffner, Zu den altfranzösischen Dichtungen von den drei Toten und drei Lebenden. — A. Stimming, Zu dem altfranzösischen Mathelin-Leben, hg. von M. Rösler. — Vermischtes: W. Meyer-Lübke, Vokalumstellung im Französischen. — *Carisx ticinne: choffa todarmaziu* (Kasseler Glossar). — F. Holthausen, Zu den germanischen Wörtern in Meyer-Lübkes romanischem Wörterbuch. — L. Spitzer, Span. *esconce.* — Span. *escolimoso, escolimado.* — Besprechungen]. XXXIX, 5. 1918 [M. L. Wagner, Mexikanisches Rotwelsch. — E. Höpffner, Die Berner und die Oxforder 'Folie Tristan'. — M. Friedwagner, Die 'Vengeance Raguidel' nach der Middleton-Handschrift. — P. Skok, Ortsetymologische Miszellen. — Vermischtes: L. Spitzer, Span. *de soslayo* 'schief'. — H. Gelzer, Zur Inschrift der Jungfrau von Walcourt. — K. Lewent, Drei altprovenzalische Gedichte auf Johanna von Este. — E. Höpffner, Crestien de Troyes und Guillaume de Machaut. — L. Spitzer, 1. Zu afrz. *si bele de li* 'so schön wie sie'; 2. Umbr. *nuo madre* — deutsch mutter(seelen)allein — frz. *Dieu possible.* — Besprechungen].

Französisch.

Tobler, A., Altfranzösisches Wörterbuch. Aus dem Nachlaß hg. von E. Lommatzsch. 4. Lieferung, Sp. 434—591 (*apartir—assez*). Berlin,

Weidmann, 1918. M. 4. [Hoffentlich erscheint das Wörterbuch, das offenbar einen viel größeren Umfang erhalten wird, als ursprünglich angenommen worden, nunmehr in erheblich schnellerem Tempo. Hier nur eine Bemerkung zu *argu*. Bei diesem Worte wird eine abgeschwächte Bedeutung 'Sache', wie sie Scheler im Bastart de Bouillon 4413 erkennt, nicht angegeben, vielmehr findet sich dies Beispiel unter 'Rede' gestellt; ob mit Recht? Ich meine, daß es auch 'Art und Weise' geheißen hat, so Baud. d Sebourc XIII, 643: *la monstra une chiere de si fellon argu* (fehlt bei Tobler), vielleicht auch ebenda XII, 444: *aions vraie creanche, morons en bon argu*. Unter der Glossierung 'Zeichen' 'Zauber' (füge hinzu Folque de Candie 1118) heißt es in Klammern: 'vermengt mit *agur*'. Tobler meint offenbar, daß eine Kreuzung schon stattfand, als im Norden der Reflex von *agurium* noch *agur* lautete, aber müßte letztere Form nicht ein Sternchen erhalten? Vgl. übrigens *argur* bei Levy, S.-W.]

Süßmilch, H., Die lateinische Vagantenpoesie des 12. und 13. Jahrhunderts als Kulturerscheinung. Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance, hg. von W. Goetz, Band 25. Leipzig, Teubner, 1917. X, 104 S. M. 4,80. [Mit guter Sachkenntnis und sorgsam abwägendem Urteil geschriebene Untersuchung. Schon die Überschriften der einzelnen Abschnitte zeigen, von wie vielen Seiten der Gegenstand angefaßt worden ist: die Verfasserfrage — Wesen und Geist des Vagantentums und seiner Poesie — die Natur in der Vagantendichtung — die erotische Poesie der V. usw. Das Kapitel 'Die Antike in der Vagantenpoesie ist vielleicht das am meisten geglückte, nur hätte Verf. S. 94 (s. auch S. 98, Anm. 3) sich nicht zu sehr auf Schrötter, 'Ovid und die Troubadours' stützen sollen. Sehr zutreffend wird der ganz individuelle Zug der Vagantenpoesie dargetan sowie ihr religionsloser, vorwiegend ästhetischer Charakter. Durchaus richtig ist auch der Unterschied zwischen den Naturschilderungen der Vagantendichter und denen der Trobadors, zwischen den Hirtenliedern der ersteren und der *pastorela* der letzteren gekennzeichnet. S. 65 wäre die Anführung von Figueiras großer Rom-Satire am Platze gewesen.]

Leo, U., Die erste Branche des Roman de Renart nach Stil, Aufbau, Quellen und Einfluß. Greifswald, Bruncken. 1918. 187 S. Romanisches Museum ed. G. Thurau. XVII. Heft.

Vettermann, E., Die Balen-Dichtungen und ihre Quellen. Beiheft 60 zur Zeitschrift für roman. Phil. Halle, Niemeyer, 1918. VIII, 311 S. M. 12.

Brall, E., Lat. *foris, foras* im Galloromanischen (besonders im Französischen). Berliner Diss. Berlin, Mayer & Müller, 1918. XXII, 119 S. M. 4. [Im ganzen sorgfältige und nutzbringende Arbeit. Der Versuch, die Ausführungen von Baist zu entkräften (S. 58 ff.), kann schwerlich als geglückt gelten; über *forisfacere* u. a. wird sich vermutlich Baist selber äußern.[1] Warum erfährt die german. Form *for-* (s. *forbrihhit* in den Eiden) keinerlei Erwähnung? Der vierte Absatz auf S. 59 wäre besser fortgeblieben. Die Ableitung von *forbourg* < *foris* — *burgus* (S. 77) ist nicht überzeugend; gegen *vorburc* spricht doch nichts Ernstliches, am wenigsten die frühen Beispiele von *forbourc*, höchstens ein *horsborc*, aber in welchem Texte begegnet dies eigentlich (es wird als Quelle nur das Wörterbuch von Lacurne angeführt)? Die Entstehung der Verwendung von *fors* im Sinne von 'sondern' (S. 23 f.) läßt sich vielleicht auch anders deuten, nämlich aus Kontamination von Vorstellungen: in dem Satze z. B. *nul home vivant n'i troverent Fors le bref qu'il ont escrit* können sich zwei Gedanken fast gleichzeitig zum Ausdruck gedrängt haben, 1. sie fanden dort keinen lebenden Menschen, 2. sie fanden dort nichts als ein Schreiben; beide vermischen sich im

---

[1] S. jetzt oben in diesem Heft S. 231.

Ausdruck derartig, daß der zweite mit *fors* angeknüpft wird, als ob vorher gesagt worden wäre: 'sie fanden dort nichts'. Die Erklärung des *h* in *dehors* aus affektischer Aussprache (S. 116) ist gewiß beachtenswert, nur stört es, daß *dehors* im Sinne einer Herausweisung nirgend im Altfranzösischen vorzukommen scheint.]

Mulertt, W., Laissenverbindung und Laissenwiederholung in den *Chansons de geste.* Romanistische Arbeiten, hg. von C. Voretzsch, VII. Halle, Niemeyer, 1918. VII, 196 S. [Gute und gründliche Untersuchung des Gegenstandes, der zum Teil schon von Dietrich und Nordfelt in ihren Schriften 'Über die Wiederholungen in den altfrz. *Chansons de geste*' (1883) und 'Les couplets similaires dans la vieille épopée française' (1893) behandelt worden ist. Man braucht nicht alledem rückhaltlos zuzustimmen, was S. 192 ff. als Ergebnisse zusammengefaßt wird, auch nicht einem Hauptpunkte, nämlich daß Zusammenfassung und Wiederbeginn zum Verbinden der Laissen dienen, da doch Suchiers Erklärung der Wiederholungen aus den Vortragsverhältnissen und aus der Beschaffenheit des Publikums recht befriedigend bleibt und die Annahme einer Unbeholfenheit der Verfasser nicht nötig erscheinen läßt; aber man wird hier wie sonst lebhaft zum Nachdenken und zu erneuter Erwägung angeregt. S. 74 hätte vielleicht sehr weit vorausgreifender Antecipationen gedacht werden können, wie sie z. B. im 'Folque de Candie' vorkommen. Das *livrat* im Roland 813 wird als Futurum angesprochen (S. 75, 77), was es doch nicht sein kann. V. 1711 und 1721 des Roland (S. 184) sind gewiß nicht zusammenzustellen. Roland 1311 ff. und 1321 f. (S. 174) können nicht für ein wenn auch noch so schwaches *résumé* ins Feld geführt werden. 'Wie scheint' (S. 171) statt 'wie es scheint' ist zu beanstanden. Wenn es S. 16 heißt, daß vielleicht ein sorgfältiges Studium der häufig wiederkehrenden, zu Formeln gewordenen Verse für eine Geschichte der Nationalepen Frankreichs wichtige Erkenntnisse beisteuern könne, so würde ich lieber sagen, daß eine Sammlung und Zusammenstellung der stereotypen Phrasen, Motive und Situationen sehr wünschenswert wäre.]

Winkler, E., Französische Dichter des Mittelalters. I. Vaillant. Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften in Wien. Phil.-hist. Kl. 186. Band, 1. Abhandlung. Wien, 1918. 48 S.

Christ, K., Die altfranzösischen Handschriften der Palatina. Ein Beitrag zur Geschichte der Heidelberger Büchersammlungen und zur Kenntnis der älteren französischen Literatur. Beihefte zum Zentralblatt für Bibliothekswesen Nr. XLVI. Leipzig, Harrassowitz, 1916. V, 123 S. M. 7,50. [Es handelt sich hier um einen bedeutsamen Fund, nämlich von 24 ganz unbekannten französischen Handschriften, die, früher den Heidelberger Bibliotheken angehörend, im Jahre 1623 im Verein mit vier anderen französischen Handschriften von Allatius nach Rom geschafft wurden und dort in der Bibliotheca Palatina des Vatikans stehend so unbeachtet blieben, daß auch Langlois in seinen freilich auch sonst lückenhaften *Notices des manuscrits français et provençaux antérieurs au XVIe siècle* (1889) nichts von ihnen berichtet. Von diesen Handschriften sowie einer weiteren, auf die schon Durrieu im Jahre 1909 aufmerksam gemacht hatte, erhalten wir eine sorgfältige Beschreibung, und dazu gesellt sich noch eine solche von drei Handschriften, die im Jahre 1816 nach Heidelberg zurückgekommen waren. Es sind zusammen mehr als fünfzig ganz oder bruchstückweise überlieferte französische Denkmäler, die sich auf die Zeit vom 12. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts erstrecken. Es seien wenigstens die wichtigsten namhaft gemacht: eine Bibel mit zahlreichen Miniaturen aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts (Wiedergabe des Alten Testaments nebst Stücken aus dem Neuen), eine theologische Sammelhandschrift, u. a. Marienklage, Alexiuslegende und eine Anzahl Marienwunder enthaltend, eine Übersetzung der 'Historia belli sacri' des Wilhelm von Tyrus, die 'Miracles de Notre Dame'

des Gautier de Coincy, ein Passions- und Auferstehungsspiel (Hs. Anfang des 14. Jahrh.), 'Partenopeus de Blois', 'Folque de Candie' (Hs. Mitte des 13. Jahrh.), Boccaccios 'Decameron' in der Übersetzung des Laurent de Premierfait, G. de Deguilleville, *Pèlerinage de vie humaine*, 'Le saint Voult de Luques' (Hs. Anfang des 15. Jahrh.), 141 Gedichte des 16. Jahrhunderts. Die handschriftlichen und literarischen Nachweise zeichnen sich durch Genauigkeit und, wenn ich nicht irre, Vollständigkeit aus. In der Mitteilung der Textproben würde ein Romanist hier und da wohl anders verfahren sein, z. B. von der *Bible* viel weniger und vom 'Folque de Candie' erheblich mehr geboten haben. S. 2 schreibe *Pisan.*]

Gennrich, Fr., Musikwissenschaft und Romanische Philologie. Halle, Niemeyer, 1918. 53 S. M. 3. [Die Schrift, von der ein großer Teil schon in der 'Zs. f. rom. Phil.' 39, 330 ff. erschien, verdient alle Beachtung seitens der Romanisten. Daß die Herausgeber provenzalischer und altfranzösischer lyrischer Texte bisher die in den Handschriften überlieferten Noten vielfach unberücksichtigt ließen, kann nicht wundernehmen, da die Deutung der Notationen zweifelhaft und umstritten war. Nun aber scheint sie einen gewissen Grad von Sicherheit erreicht zu haben, so daß die gegenwärtige Kenntnis der mittelalterlichen Musik der romanischen Philologie eine wirkliche Hilfe leisten kann, und wenn auch bei der immerhin nicht geringen Schwierigkeit des Gegenstandes der Romanist sich jene Kenntnis kaum selber zu eigen machen kann, so wird er künftig gewiß gut daran tun, sich gegebenenfalls mit einem Musikgelehrten in Verbindung zu setzen. Dazu gibt vorliegendes Büchlein zweifellos eine kräftige Anregung. Besonders lehrreich sind in letzterem die musikalischen Illustrationen zur Entwicklung der Rondeaux, Virelai- und Balladenform. S. 1 konnte erwähnt werden, daß, wenn die meisten altfranzösischen Liederhandschriften Musikhandschriften sind, im Provenzalischen das Verhältnis ein umgekehrtes ist. Hoffen wir, daß die vom Verfasser schon 1914 für die Gesellschaft für romanische Literatur angekündigte Untersuchung über die Rondeaux, Virelays und Balladen in nicht zu ferner Zeit wird erscheinen können.]

Collin, Carl S. R., Étude sur le développement du suffixe *-ata* dans les langues romanes, spécialement au point de vue du français. Lund, Lindstedt, 1918. 274 S. [Auf selbständiger Betrachtungsweise beruhende Studie, die als gehaltvoller Beitrag zur Bedeutungslehre gelten kann. Die Einteilung und Gruppierung des reichen Materials ist übersichtlich und im allgemeinen geglückt. Nicht billigen kann man, daß für das Französische die vielen Lehnwörter auf *-ade* nicht von den volkstümlichen Bildungen auf *-ée* abgesondert worden sind; auch ist dem Altfranzösischen nicht immer genügend Rechnung getragen, so daß manches alte Sprachgut fehlt, z. B. *gironee*. Überhaupt müßte, genau genommen, jedes einzelne *-ee* historisch scharf verfolgt werden, denn nur so würde man in verschiedenen Punkten die rechte Sicherheit in der Beurteilung gewinnen. Ein paar Einzelheiten seien noch im Vorübergehen bemerkt. Der konkrete Sinn, der dem Worte *risée* in Corneilles 'Menteur' zugesprochen wird (S. 82), ist sehr anfechtbar. Für *discipline* 'Geißel' (S. 93) dürfte das afrz. *prendre une descipline* in Betracht kommen. Was S. 101 zu 'Traufe' vorgebracht wird, überzeugt keineswegs; welches ist übrigens die Quelle für die Angabe, daß 'Traufe' auch ein Rinnsal bedeutet, das auf dem Boden durch vom Dach abfließendes Regenwasser entsteht? Zu *fabrique* = *usine* (S. 103) war es naheliegend, als Parallele *fabrica* > *forge* anzuführen. Die Beweisführung mit *ganga til hvílu* (S. 120) ist nicht recht durchsichtig, weil mit dem Isländischen und Schwedischen zugleich operiert wird, vgl. S. 96. Die Herleitung von *Auvergnat, e* (S. 249) < *Arverniates* ermangelt der Klarheit; Beachtung verdient, daß im Provenzalischen auch im Obliq. Sing. *Alvernhatz* erscheint.]

Eberle, Mathilde, Die Bacqueville-Legende. Quellen und Stoffgeschichte.

In 'Sprache und Dichtung', hg. von H, Maync und S. Singer. Bern, Francke, 1917. 104 S. M. 4,50.

Die fünfzehn Freuden der Ehe, eine französische Satire aus dem 15. Jahrhundert in Übertragung nach dem ersten Druck sowie mit Einleitung und Anmerkungen hg. von R. Borch. Braunschweig, Graffs Buchhandlung, 1918. XII, 146 S. M. 5,50. [Die bekannte, schwerlich von A. de la Sale herrührende Schrift, die zu den Ausläufern der antifeministischen Literatur des Mittelalters zählt, erscheint hier in erneuter Übersetzung in den von F. de Groot herausgegebenen 'Seltenheiten der Weltliteratur'. Die Einleitung orientiert gut über das literarhistorisch Wissenswerte. Die Übertragung ist zu loben, und die Ausstattung ist glänzend. Aber verdient der Inhalt dies alles? Das Werkchen ist vielfach m. E. merkwürdig überschätzt worden, so auch von Gröber im 'Grundriß' II, 1, S. 1154. Gewiß gebricht es dem Autor nicht an Kenntnis der Lebensverhältnisse und der weiblichen Natur, aber er läßt sich auch gewaltige Übertreibungen zuschulden kommen und verfällt nicht selten in Eintönigkeit.]

Argus, Elisabeth, Clément Marot und Margarete von Valois, Herzogin von Alençon, Königin von Navarra. Münchner Diss. 1918. 62 S.

Becker, Ph. Aug., Clément Marots Liebeslyrik. Akad. d. Wiss. in Wien, Phil.-hist. Kl. Sitzungsberichte 184 Bd., 5. Abt. Wien, Hölder, 1917. 179 S. M. 6. [Es wird hier unternommen, die Liebesgedichte der drei Gruppen 1515—1524, 1524—1527, 1532—1538 zu ordnen und zeitlich näher zu bestimmen. Für die Gedichte der dritten Gruppe bildet die Grundlage die Handschrift von Chantilly, die uns die zwischen 1532—1538 entstandenen Stücke in der Reihenfolge ihrer Abfassung darbietet. Im Mittelpunkt der zweiten Gruppe stehen die älteren Elegien, die erst 1534 von der *Suite de l'Adolescence* gebracht wurden; B. versucht zu zeigen, daß ihre Hauptmasse in den zwölf Monaten geschrieben wurden, die der Schlacht bei Pavia vorausgingen und folgten.]

Kohler, P., Madame de Staël et la Suisse. Étude biographique et littéraire avec de nombreux documents littéraires. Lausanne, Payot et Cie, 1916. X, 720 S. [Ein sehr gründliches, stellenweise zu sehr in die Breite gehendes Werk mit einer Fülle unedierten und vielfach recht wertvollen Briefmaterials. Es ist ja bekannt, daß Frau von Staël erklärte, die ganze Schweiz *dans une magnifique horreur* zu haben, und wenn ihr Verhältnis zu derselben später auch ein anderes wurde, so gewinnt man nicht den Eindruck, daß es ein wirklich innerliches gewesen sei. Trotzdem darf als richtig bezeichnet werden, was der Verfasser dartun will, nämlich daß die Schweiz einen erheblichen Einfluß auf Sinn- und Denkart ausgeübt hat. Freilich erscheint manches zu weit hergeholt, so wenn es S. 369 heißt: *et la Suisse est donc pour beaucoup dans l'influence limitée mais incontestable que B. Constant a exercée sur la pensée de Mme de Staël,* denn aus dem Umstande, daß Constant mehr Schweizer war als Frau von Staël, folgt das noch nicht ohne weiteres; auch dürfte die Formulierung *On conviendra que la Suisse a mis son compreinte à la forme de ce génie* (S. 679) über das Ziel hinausschießen. Jener Einfluß hat eben doch wohl in der Hauptsache schon, sozusagen, in ihrem Blute gelegen, und so mag die Behauptung gelten, daß es der Individualismus der Schweiz war, der sie gegen die Herrschaft der Gesellschaft protestieren ließ (S. 688). Ingleichen ist gegen den Schlußpassus nichts einzuwenden: *Mme de Staël avait ainsi 'deux patries' comme elle écrivait dans ses Mémoires en un jour de lucide sincérité. Les forces de sa terre d'origine et certains des charmes de son pays d'élection se sont unis et combinés pour produire son génie. Les Suisses conviendront volontiers que, dans cette création, la part de la France est belle, mais les Français reconnaîtront que la part de la Suisse est grande.* Alles Lob verdienen die großen Abschnitte über Frau von Staël und Benjamin Constant sowie über Frau

Necker de Saussure; ganz besonders hingewiesen sei auf einen langen bisher nicht bekannten, leider nicht datierten Brief der letzteren, welcher sich mit dem Wesen und Charakter ihrer Cousine beschäftigt (S. 449—56). — Es versteht sich, daß in einem so umfänglichen Buche sich manches findet, was zum Widerspruch herausfordert, so wenn S. 64 gesagt wird, daß der Vater Necker seiner Tochter das *génie* übermittelt habe, oder S. 106 ff. eine engere Verwandtschaft zwischen 'Delphine' und der 'Nouvelle Héloïse' herzustellen gesucht wird. Überraschend wirkt die Behauptung: *je suis certain qu'il* (sc. Constant) *a eu sa grande part à la genèse du livre de l'Allemagne,* und was im folgenden dazu vorgebracht wird, wirkt nicht überzeugend. Verfasser geht ferner gewiß zu weit, wenn er S. 365 sagt: *ce qu'elle appelle littérature romantique c'est l'art de Schiller.* Auch glaube ich keineswegs, daß Frau von Staël mit der berühmten Stelle *on y change aussi paisiblement d'époux qu'il s'agissait d'arranger les incidents d'un drame* Wilhelm Schlegel hat treffen wollen; das *y* geht nicht auf die *coterie romantique,* sondern auf Deutschland, und sie übertrug einfach die in den romantischen Kreisen herrschenden Sitten auf die Verhältnisse in ganz Deutschland. Das hat schon Walzel in seinem Aufsatz bemerkt, den der sonst so belesene und gut unterrichtete Verfasser übersehen zu haben scheint: 'Frau von Staëls Buch *De l'Allemagne* und Wilhelm Schlegel' in den 'Forschungen zur deutschen Literaturgeschichte' (Festgabe für Heinzel), Weimar 1898. Natürlich können derartige Dinge an dem Werte und der Bedeutung des Buches nichts ändern.]

K ü h n, J., Französische Kulturträger im Dienste der Völkerverhetzung. Eine Auswahl aus der Kriegsliteratur. Jena, Diederichs, 1917. 67 S. M. 1,50. [Wir erhalten hier eine Blumenlese von Äußerungen, d. h. Schmähartikeln von Richepin, Bazin, Boutroux, Lavisse, Barrès, Loti, Bergson, Lavedan, Saint-Saëns, France, um nur die bekanntesten Namen zu nennen. In der Einleitung wird richtig bemerkt, daß diesen Männern keinerlei Entschuldigung zur Seite steht, da sie einerseits wirtschaftlich unabhängig dastehen, also nicht gezwungen waren, Propagandaartikel zu schreiben, und es sich anderseits nicht um Ausbrüche augenblicklicher Erregtheit handelt, vielmehr um bewußte Völkerverhetzung. Wenn es aber heißt: 'diese Blätter wollen nicht Propaganda treiben, sondern nur Unterlagen zu einer Beurteilung bieten für einen Prozeß, der vielleicht schon morgen beginnen kann', so ist zu sagen, daß dieser Prozeß sich erübrigt, da das Urteil schon längst, bevor Herr Kühn seine Zusammenstellung vornahm, gesprochen war. Eher könnte man es verstehen, wenn es hieße, der Zweck wäre gewesen, kommenden Geschlechtern das beste Beweismaterial zu überliefern für die unergründliche Verlogenheit, deren die nationale Leidenschaft der Franzosen fähig ist, oder aber Dokumente dafür zu sammeln, wie tief das intellektuelle Individuum moralisch sinken kann. Daß nur der Deutsche imstande ist, eine solche 'Objektivität' zu üben, versteht sich von selbst.]

W e c h s s l e r, E., Deutsche und französische Kultur. Marburg, Elwert. 1918. 42 S. M. 1. [Dieser an der Front gehaltene Vortrag hat einen Druck wohl verdient. Er ist eine treffende Kennzeichnung der Unterschiede von französischer 'Zivilisation' und deutscher 'Bildung', bei der auch der Deutsche Wahrheiten zu hören bekommt. Besonders erfreulich ist es, daß einmal jemand deutlich ausgesprochen hat, was S. 39—40 zu lesen steht: 'Täglich schmäht ein internationales Großkapital durch seine Presse jeden, der sein deutsches Nationalgefühl als die starke Wurzel seiner Kraft bekennt, als 'Alldeutschen' oder 'Deutschtümler' oder 'Teutschen'. Wahrlich, es ist weit gekommen, daß das möglich werden konnte. Wir selber tragen die Schuld, wir allein. Was für jede andere große Nation selbstverständlich ist und für uns selbstverständlich sein sollte, der Glaube an unser Deutschtum, das muß erst noch gegen Mißverstand oder Kleinmut bekannt und aufgerichtet werden'.]

Berechtigungen der höheren und mittleren Lehranstalten für die weibliche Jugend. Auf Grund amtlicher Quellen — nach dem Stande von 1818 — hg. von H. Gruber. Berlin, Weidmann, 1918. 29 S. M. 1.

Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit, hg. von L. Bahlsen und J. Hengesbach. Berlin, Weidmann:

Abteilung I: Französische Schriften.

67. Bändchen: La guerre mondiale. Scènes et récits, hg. von O. Ulrich. 1917. VI, 128 S. Wörterbuch dazu: 53 S.

Ullrich, K., Lehrbuch der französischen Sprache für Realgymnasien und Gymnasien. IV. Teil. Wien, Pichlers Witwe & Sohn, 1918. XI, 272 S. K. 5,60.

Französische und englische Schulbibliothek, hg. von Eug. Pariselle und H. Gade:

Reihe A.: Bd. 201. Léon Barracand, L'invasion 4 août 1870 — 16 septembre 1873. Hg. von O. Diehn. Leipzig, Renger, 1919. V, 126 S. M. 1,60. Wörterbuch dazu M. 0,60.

Reihe C.: Bd. 46. Deux mères par Mme Colomb. Hg. von Mürkens. Leipzig, Renger, 1919. IV, 152 S. M. 1,40. Wörterbuch dazu M. 0,50.

Provenzalisch.

Appel, C., Provenzalische Lautlehre. Mit einer Karte. Leipzig, Reisland, 1918. 140 S.

Voßler, K., Der Minnesang des Bernhard von Ventadorn. Sitzungsberichte der bayrischen Akademie der Wissenschaften. Jahrgang 1918, 2. Abhandlung. München 1918. 146 S.

Schultz-Gora, O., Provenzalische Studien I. Schriften der Wissenschaftlichen Gesellschaft in Straßburg. 37. Heft. Straßburg, Trübner, 1919. 103 S.

Kolsen, A., Dichtungen der Trobadors. 3. Heft. Halle, Niemeyer, 1919. [Dieses Heft bringt 21 neue Nummern. 35, 1 liegt kein Anlaß vor, *can* den Sinn von 'weil' zuzusprechen. Die Erklärung von V. 13 ist unannehmbar. Was soll ein *franx*' V. 42 bedeuten? — 36, 22 schreibe *qui* statt *qu'i*. Die Beziehung des *en* in V. 74 ist sehr gewagt. — 38, 6 Komma statt Fragezeichen hinter *tot*, das Akkusativ ist; das folgende *quan* heißt nicht 'weil'. V. 26 schreibe *qui·l* statt *qu'il*. Der Versuch, zwei Stellen in Appels B. von Ventadorn zu berichtigen (S. 181 Anm. 1 und 2), ist mißglückt. — 39, 14 schreibe *mal iazer*. Über die 'Augen (nicht Auge) des Herzens' V. 17—8) habe ich schon vor Wechssler in der Zs. (1905) gehandelt. Setze ebenda Komma nach *remire* und schreibe *que d'aquel* (sc. *del cor*) *no·m part*. V. 24 ist ungenau übersetzt. V. 46 ff. liegt ein Anakoluth vor, das durch die Übersetzung verwischt wird. 40, 10. 25 schreibe *nois* oder allenfalls *no·is* (s. *qe·is* 49, 2) statt *no·i·s*. V. 21 ist *el* (= *e·l*) der Hss. zu belassen. — 40, 24 ff. Sowohl *pos* wie *m'o comenssa* sind unrichtig aufgefaßt; der Satz von *anc* bis *bocha* ist ein Zwischensatz, indem die Konstruktion mit *ja* weitergeht. Auch 50, 7 heißt *pos* nicht 'obgleich'; die S. 192 angeführten Stellen, die ein konzessives *pos* dartun sollen, bedürfen scharfer Nachprüfung. — 40, 28 ff. sind unklar; V. 31 ist *perdos* der Hss. beizubehalten. — Ein Gedicht mit so vielen schwer zu erklärenden Anspielungen wie Nr. 41 sollte man nicht ohne Kenntnis der Lesarten von C I K herausgeben wollen. — Was bei Gelegenheit von 42, 39 zur ältesten Alba vorgetragen wird, kann wirklich niemandem einleuchten. — 44, 1 kann *discs* und *moves* trotz des folgenden *te* nur als 2. Plur. gelten. V. 9 ist *dagenes* der Hs. (= *d'Agenes*) nicht zu verwerfen. — 46, 7 wird *valer* mit 'lohnen' übersetzt, aber natürlicher ist doch: 'mag er etwas taugen oder nicht'. — 47, 5—7 sind miß-

verstanden. Komma nach *mesc* (V. 10). Die Deutung von V. 29 ff. muß große Bedenken erregen. — 49, 30 schreibe *bon* statt *bon'*. — 50, 5 schreibe *crezen* mit Hs., V. 12 *prezarai* statt *pezarai* (Druckfehler). — 51, 18 geht das *la* auf *part* in V. 9, und ebenso das *la* in *laus* (= *la·us*) der Hs., das daher zu belassen ist. V. 36 schreibe *de·l* (Hs. *de la*). — 52, 5 ist doch wohl *ma par* Subjekt, und *perdre* wird, wie auch sonst, 'aufgeben' heißen. Warum soll V. 7 eine Frage sein? Zu *sis* 'sechs' (V, 34) war eine Bemerkung am Platze, vgl. Levy, S.-W. VII, 533a. V. 53 ff. dürfte *cel Dieu* Obliq. für Nom. sein (s. 53, 27) und es daher mit *afol* sämtlicher Handschriften seine Richtigkeit haben. Im folgenden sollte man freilich *desabric* erwarten, aber *desabrics* erklärt sich vielleicht daraus, daß das Voraufgehende als Imperativ gefaßt werden kann, mithin: 'welche du schutzlos lassen mögest'. — 53, 1 ff. sind nicht richtig übertragen; es liegt die schon oft besprochene Verwendung von *entre — e* für einfache Subjektssetzung vor. V. 7 ist mit fast allen Handschriften *sui* statt *es* zu schreiben, das nur D in auch sonst verderbter Lesung zeigt. V. 10 ff. sind unklar und werden auch durch die Übersetzung nicht verständlicher; das Gleiche gilt von 31 ff. Warum sollten V. 28 gerade zwei Verleumder gemeint sein (s. Anm.)? In Str. VII ist die Interpunktion mehrfach zu ändern: tilge Fragezeichen nach *m'estanc* und setze es nach *vei*; tilge Punkt nach *vesta*, Ausrufungszeichen nach *essais* und setze Komma nach *cais*. V. 55 empfiehlt es sich durchaus, den Hss. A C zu folgen. V. 56 schreibe *en* statt *e·n*. Dem S. 237 in den Anmerkungen Vorgetragenen kann man nicht beipflichten.]

Italienisch.

Dantis Alagherii 'De vulgari eloquentia libri II', hg. von L. Bertalot. Friedrichsdorf i. T., Selbstverlag, 1917. 88 S. M. 1,80.

Dantis Alagherii 'De Monarchia libri III', hg. von L. Bertalot. Friedrichsdorf i. T., Selbstverlag, 1918. 111 S. M. 2.

Schulenburg, Werner von der, Ein neues Porträt Petrarcas. Eine Studie über die Wechselwirkung bildender Kunst zu Beginn der Renaissancezeit. Bern, Francke, 1918. 61 S. mit 3 Tafeln. M. 10.

Scanferlato, A., Lezioni italiane. Seconda parte. Kurze praktische Anleitung zur Vervollkommnung in der italienischen Sprache. Mit einem grammatischen Beiheft. 3. Auflage. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1918. 154 S. Geb. M. 3,60.

Spanisch.

Dernehl, C., Spanisch für Schule, Beruf und Reise. Unter Mitwirkung von E. Solana und E. Saenz. Mit zwei Karten. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1918. 185 S. Geb. M. 3,60.

Friedwagner, M., Spanisches Drama in Deutschland. Sonderdruck aus dem Werke 'Deutsche Bühne' S. 163—176. Frankfurt a. M., Rütten & Lönig, 1919.

Hämel, A., Das älteste spanische Don-Juan-Drama. Sonderdruck aus 'Spanien, Zeitschrift für Auslandkunde', Jahrg. 1919, S. 39—45.

Portugiesisch.

Meyer-Lübke, W., Romanische Namenstudien. II. Heft. Weitere Beiträge zur Kenntnis der altportugiesischen Namen. Akademie der Wissenschaften in Wien. Philos.-hist. Klasse, Sitzungsberichte 184. Band, 4. Abhandlung. Wien, Hölder, 1917. 83 S. [Wir erhalten hier eine sehr willkommene Fortsetzung des I. Heftes der Romanischen Namenstudien (1904), das die altportugiesischen Personennamen germanischen Ursprungs

zum Inhalt hatte. Die sieben Abschnitte sind überschrieben: 1. Alfonso. 2. Die spanischen und portugiesischen Patronymika auf *-z*. 3. Nachträgliches zu den westgotischen Namen. 4. Die christlichen Namen, mit den Unterabteilungen 'Biblische Namen' und 'Historische Namen' (griechische, lateinische). 5. Iberische und baskische Namen. 6. Beinamen und Doppelnamen. 7. Dunkle Namen. Zugrunde liegen auch hier die 'Portugalliae Monumenta historica, Diplomata et Charlae I', doch haben bei den historischen Namen für die Zusammenstellungen verschiedene andere Werke und Abhandlungen gedient. Die mit großer Sachkunde geführten Untersuchungen sind sämtlich interessant und wertvoll, und es wäre nur zu wünschen, daß sie manchen anderen anregen möchten, sich dem im ganzen noch zu wenig gepflegten Gebiete romanischer Personennamenforschung zuzuwenden. Besonders hervorgehoben sei das 2. Kapitel, wo die spanischen und portugiesischen Patronymika auf *-z* ansprechend gedeutet werden. Zu *Ansalon* (S. 32) sei bemerkt, daß einem von Andresen vorgeschlagenen prov. *Ausalon* ein *Ausalon* im Erec 226 (Hs. C) sowie im Gral (Abdruck von Baist, 1912, V. 4754) zur Seite stehen würden, falls hier nicht Schreib- oder Lesefehler vorliegen; s. *Archiv* 134, 494.]

Varia.

C o l l i n, Carl S. R., 'Bucca, bucca, quot sunt hic'? Beiträge zur Geschichte eines Kinderspiels. Särtryck ur Studier tillegnade Esaias Tegnér den 13 januari 1918 S. 339—379.

C o l l i n, Carl S. R., A bibliographical guide to sematology. A list of the most important works and reviews on sematological subjects hitherto published. Lund, Lindstedt, 1915. 46 S. [Diese Zusammenstellung erstreckt sich auf die klassischen, romanischen, nordischen Sprachen, das Deutsche, Englische und Holländische (Nr. I—VI). Dann folgen fünf weitere den obigen einfach angereihte Rubriken: Abstracts and Concretes — Proper names in appellative use and the like — Metononymy, Euphemism and the like — Metaphors — Onomasiology. Warum sind diese Kategorien nicht den obigen Abschnitten eingeordnet worden? Ob die Listen einigermaßen vollständig sind, ist natürlich nicht leicht zu beurteilen ohne Prüfung in gegebenen Fällen. Es sollen ja freilich nur 'the mest important works' aufgeführt werden, aber z. B. unter 'Metaphors' fehlen auch wichtigere Schriften. Auch sonst sind die Abgrenzungen in der Auswahl wenig klar; es werden z. B. Schuchardts Romanische Etymologien II *(trouver)* verzeichnet, aber warum dann nicht auch so manche etymologische Untersuchung anderer Forscher, bei der ebenfalls interessante Bedeutungsentwicklungen zur Sprache kommen? Im ganzen aber wird das Büchlein Dienste leisten und darf als erster Versuch einer Führung durch die Publikationen auf dem Gebiete der Bedeutungslehre willkommen geheißen werden. Ein Verzeichnis der Verfassernamen am Schlusse wäre erwünscht gewesen.]





